



Ernst Eckstein  
Die Claudier.



LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY  
OF ILLINOIS

SIMON LITMAN  
ECONOMICS COLLECTION

8.34Ec5

0c1333

v. 2



See R. 9. 607



Die Gaudier.



# Die Claudier.

---

Roman aus der römischen Kaiserzeit.

Von

Ernst Eckstein.

---

Zweiter Band.

—•—  
—•— Fünfte unveränderte Auflage. —•—  
—•—

Wien, 1883.

Druck und Verlag der „Steyrermühl“  
(früher F. C. Zarnoch).

---

Jedes Recht, insbesondere das der Uebersetzung in fremde Sprachen, wird  
vorbehalten, Nachdruck strengstens verfolgt

---

**Microfilm Negative # 95-3602**  
**Humanities Preservation Project**



834 Ec 5

Oct 1883

v. 2

Zweiter Band.



9. 11. 1883



## Erstes Capitel.

Auf purpurnem Ruhebette, das schöne Haupt in die Rechte stützend, während die Linke mechanisch mit den Falten des Kleides spielte, lag Domitia, die Kaiserin. Polycharma, ihre Lieblings-Selavin, kauerte schweigend am Boden. Sie hielt einen roth- und blaugefiederten Vogel im Schooß, der von Zeit zu Zeit mit den Flügeln schlug und gelle, fremdartige Töne ausstieß. Sonst herrschte rings eine schwüle Beklommenheit, eine dumpfbrütende Stille. Das Brausen der Weltstadt klang hier, trotz der Nähe des Forums, abgedämpft, wie das Säuseln leise bewegter Baumwipfel. Die Marmorstatue der Venus Genitrix neben dem Eingange blickte verschlafen unter den schönen Lidern hervor. Selbst der kleine Ceros mit der zierlich geschwungenen Kanne schien von leiser Melancholie angekränkt. Auch draußen in den Corridoren und Vorzimmern regte sich kaum ein Laut. Die Sklaven schlichen vorsichtig auf den Fußspitzen und verständigten sich nur flüsternd oder durch stummes Geberdenspiel. Die trübe Stimmung der hohen Frau schien die ganze Atmosphäre mit scheinem Unbehagen, mit banger Schwermuth zu sättigen.

Vor einigen Stunden hatte die erste Wiederbegegnung zwischen dem kaiserlichen Ehepaar stattgehabt. Beide Theile waren sich würdevoll, ruhig und mit officieller Freundlichkeit entgegengekommen. Unausgesprochen lag zwischen Beiden das bittere Gefühl, daß eine wirkliche Annäherung nach Allem, was vorgefallen, undenkbar sei. Die mißtrauische Natur des Kaisers bäumte sich auf gegen Domitia's geistige Ueberlegenheit, gegen ihr dämonisches Wesen, daß trotz aller Maskenkünste der Convenienz dräuernd aus ihren Augen blickte, gegen die verzehrende Ironie ihres Stolzes und ihrer Rachsucht. Aber auch Domitia empfand ein nagendes Mißbehagen. Sie kannte den Haß und die unverföhnliche Tücke des Imperators; sie wußte, daß Domitianus, einmal beleidigt, die Zähigkeit des lauernden Tigers hatte, der nicht müde wird, auszuspähen, bis sich die Gelegenheit zum vernichtenden Sprunge zeigt. Die Erinnerung an die eigene Demüthigung kam hinzu. Eine Demüthigung war die Verbannung aus dem kaiserlichen Palaste gewesen, eine Demüthigung das Todesurtheil des Paris und das Liebesverhältniß des Imperators zu seiner Nichte. Jetzt aber, die Verzeihung von ihm, den sie so gründlich verachtete, — die Gnade von Domitianus, — das drückte noch schwerer, noch schmachvoller . . .

Wortlos und abgemattet lehnte sie so in den Polstern. Ihre jüngsten Erlebnisse zogen wie hohnerfüllte Gespenster an ihr vorüber. Auch die Apollo-Gestalt des jungen Claudiers, der in Bajä ihre Sehnsucht entflammt hatte, schien

ihr geringschätzig zuzulächeln. Sie schloß seufzend die Augen, als könnte sie das Bild so verschonen. Noch bis vor Kurzem hatte sie fest geglaubt, ihre Leidenschaft sei niedergelämpft. Im Entschluß der Rache war ihre Seele erstarrt. Sie hatte sich als Göttin gefühlt, die den Uebermuth eines Sterblichen züchtigt. Jetzt, inmitten ihrer Verstimmung, begann eine seltsame Wandlung. Die Begierde nach Rache blieb, — aber es war nichts Hoheitsvolles, nichts Ueberlegenes mehr in diesem Gefühl: die Göttin hatte dem eitlen, liebeskranken, haß- und ingrimmerfüllten Weibe Platz gemacht. Auch diese Wandlung hing mit ihrer neuen Lage zusammen. . . Der Anblick des Imperators hatte ihr zum Bewußtsein gebracht, was sie mit aller Willenskraft zu vergessen strebte: daß ein einziges Wort dieses tödtlich geliebten Quintus ausgereicht hätte, die Versöhnung zu hintertreiben. Scham, Haß, Wuth, Sehnsucht wühlten ihre Seele in allen Tiefen auf. Ihre selbstquälerische Phantasie malte sich abwechselnd bald die verlockendsten und bald die entsetzlichsten Bilder. Wie beim Träumen vermengte sie dabei die Gestalt des Quintus mit der ihres ehemaligen Liebblings, des ermordeten Schauspielers. Sie sah sich in Thränen aufgelöst, voll Inbrunst zu seinen Füßen; er hob sie auf, er küßte sie, daß ihr die Sinne schwanden. Jetzt stieß er sie höhnisch lachend zurück; sie schauderte vom Wirbel zur Zehe und stieß ihm verzweiflungsvoll den Dolch in die Brust. . . Dann lebte sie nochmals jenen Augenblick durch, da Polycharma, ihre Vertraute, mit dem Täfelchen auf sie zutrat, das Quintus der jungen Sclavin

im Park der Lyforis als Antwort auf den letzten, liebeblühenden Brief behündigt. Die Tafel enthielt ihr Todesurtheil. Doch nein, nicht das ihre: das seinige! Er, er muß sterben! las sie in den furchtbaren Zeilen. Und nun verschwamm das Alles wie eine Landschaft, die sich in Nebel hüllt. An Stelle der Sclavin erblickte sie das triumphirende Antlitz der Flötenspielerin, deren Wange von der Liebfosung des Verräthers wie Feuer brannte. So hatte sie dagestanden auf der Höhe von Cumä, die feile Dirne, die vielleicht schwelgte, wo sie, die Kaiserin, darabend verschwandete!

Der Gedanke war unerträglich. Die wahnsinnigste Eifersucht schlug dem unglücklichen Weibe die Krallen in's Herz. Laut stöhnend rang sie nach Athem. Polycharma fuhr erschrocken empor.

»Herrin, was ist geschehen?« fragte sie mit einem rathlosen Blick auf Domitia's verstörte Züge.

Der Klang dieser Stimme wirkte erlösend. Domitia bejaun sich. Kein Mensch auf Erden, selbst ihre Vertraute nicht, durfte erfahren, wie tief ihr ganzes Wesen darnieder lag. Es galt, sich straff und trotzig zu fassen, und sollte sie am Aufquellen ihres Schmerzes ersticken. Polycharma sollte das Abenteuer im Park der Lyforis für eine Lauge, für eine Comödie halten: die Pein der unerwiderten Leidenschaft, die grausame Demüthigung mußte verborgen bleiben.

Sie hob sich langsam in den Kissen empor und seufzte nochmals, wie um zu zeigen, daß jener Schmerzenslaut ihr nicht etwa unwillkürlich über die Lippen geglitten.

»Ich fürchte,« begann sie mit schwacher Stimme, »ich habe mich allzusehr an die Freiheit gewöhnt, um je wieder an den Gittern dieses vergoldeten Käfigs Gefallen zu finden. Ich war zu lange und zu rückhaltslos Weib, um noch Talent zur Kaiserin zu besitzen. Die Quadern des Palatinus drücken mir wie Blei auf die Stirne. Ach, Polycharma! Schon jetzt ergreift mich die Sehnsucht nach dem holden Nyl drüben am Quirinalis, oder nach Bajä und seiner köstlichen Wildniß!«

»O, ich begreife das! Besonders Bajä, o Herrin — gab es wohl etwas Himmlischeres? Ach, die Ruhebank zwischen den Lorbeerhecken, mit dem schönen Blick auf die blaue See! Und wenn dann der volle Mond über die Hügel emporstieg! . . . Es war unbeschreiblich! Weißt Du noch, wie der junge Ritter aus Mediolanum uns die Leiden der Königin Dido vortrug, und wie er zum Lohn die weiße Hand seiner Gebieterin küssen durfte? Er zitterte, wie die Espie im Abendwind. Ach, und der Kanthios, der schöne Grieche aus Cumä! War der gute Junge in mich verliebt!«

Domitia versuchte zu lächeln.

»Armes Kind,« sagte sie langsam, »auch Du wirst spüren, was es heißt, am Hofe des Imperators zu leben.«

»S nun,« rief Polycharma leichtblütig, »ein Stück unserer verlorenen Freiheit läßt sich mit Hilfe der Götter zurückerobern. Dein Verwalter ist ja ein kluger

Kopf. Er wird zusehen, wie er's bewerkstelligt. Für Dich, o Herrin, wär' er im Stande, ganz Rom in Nische zu legen.«

»So? Woher weißt Du das?«

»Nun, man hat so seine Gedanken. . . Stephanns lebt und webt nur für Dich und für den Glanz deines Namens. Er allein hat den Widerstand des Kaisers gebrochen und deine Rückkehr in's Palatium ermöglicht. Und sag' selbst, o Herrin: Bajä ist schön und die Abendstunden im Park waren ambrosisch, aber mit dem allgewaltigen Cäsar den Thron des Weltreichs zu theilen, — das ist doch schöner noch und ambrosischer!«

»Wer weiß,« versetzte Domitia.

»Jedenfalls hat Stephanns die Sache so aufgefaßt.«

»Ich verstehe Dich nicht.«

»Nun, ich meine, da er immer dein Bestes anstrebt. . . «

»Mich dünkt, dies Bestreben ist seine Schuldigkeit.«

»Gewiß. Aber es gibt eine Pflichterfüllung. . . eine Ergebenheit. . . «

»Was hast Du nur?« fragte die Kaiserin. »Du redest, als ob Du verschweigen wolltest; und dann schweigst Du wieder, wie Eine, die reden will. . . «

»O, ich dachte nur. . . «

»Sprich frei heraus, Polycharma, und laß dies Gebahren, das an die Seltsamkeit einer Sibylle erinnert.«

»Bei den Göttern, ich wag' es nicht. Zudem vermuth' ich ja blos! Er ist niemals so dreist gewesen. . . «

»Du spielst Versteckens. Sprich! Ich befehle es!«



»Ach,« sagte das Mädchen zerknirscht, »wie soll mir's über die Lippen? . . . Stephanus wird von lodernden Flammen verzehrt. Stephanus glüht in stummer Leidenschaft für den Liebreiz seiner hohen Gebieterin.«

Die Züge Domitia's verharrten regungslos. Polycharma blickte ihr ängstlich in das schweigende Antlitz. Da verrieth kein Zucken der Wimper, kein Kränfeln der Lippe, welches Echo durch diese Botschaft geweckt wurde.

»Du irrst,« versetzte die Fürstin nach langer Pause. »Mein Verwalter ist ein getreuer Diener; sein Eifer und seine Hingebung erscheinen deiner jugendlichen Phantasie in allzu poetischem Lichte. Geh, laß die thörichtesten Hirngespinnste! Nimm die Laute und sing' mir eins deiner lustigen Lieder!«

Die Sclavin schritt nach dem Hintergrund. Ein feines Lächeln glitt über das verschmißte Gesichtchen. Sie nahm die Kithara aus dem holzgeschnitzten Gehäuse und kam leise klinkernd zurück.

»Man klopft,« sagte sie, innehaltend. Sie trat zur Thüre. »Was gibt's? Du weißt doch, Straton, unsere Gebieterin will nicht gestört sein!«

Eine Weile ward hinter den Vorhängen des Eingangs hinüber und herüber geflüstert. Dann überbrachte Polycharma die Meldung, Stephanus, der Verwalter, heiße in einer wichtigen Frage Gehör.

Domitia zögerte. Plötzlich hob sie das Haupt, als erfülle sie ein unerhörter Gedanke.

»Heiß' ihn eintreten!« sagte sie lebhaft. »Laß uns allein, Polycharma!«

Übermals auf den Lippen des Mädchens jenes verschmigte Lächeln. Gleichmüthig lehnte sie die Kithara gegen die Wand und eilte der Pforte zu. Mit einer etwas affectirten Geberde hob sie die Falten des Teppichs hinweg und ließ den Verwalter an sich vorüber gleiten. Dann schlüpfte sie elastisch hinaus, drückte die Flügelthüre in's Schloß und gesellte sich den beiden Selavinnen zu, die im Borgemache auf rothen Lederkissen am Boden saßen und geflüsterte Scherzreden mit einem flachshaarigen Sigambrer von der prätorianischen Leibwache wechselten.

Stephanus blieb in der Nähe des Eingangs stehen und neigte das Haupt. Der sonst so kühle, nie zu verblüffende Mann, der Meister des höfischen Conversations-tones und der fein geplanten Intrigue, war kaum wieder zu erkennen. Im Anblick Domitia's schien der Freigelassene wieder zum Slaven zu werden. Alles Selbstgefühl, alle Haltung, die er in der Schule des Lebens gelernt, blieb jenseits der Schwelle. Was auf den Wink der Kaiserin jetzt herantrat, war eine gebückte, schleichende Gestalt, ein bemitleidenswürdiger Knecht, dessen Lippe vergeblich nach Worten rang.

»Was hast Du?« fragte die Fürstin mit bezauberndem Lächeln. »Du siehst bleich aus, wie von langen Nachtwachen. Ich fürchte, dein Eifer läßt Dich zu viel thun.«

»Herrin,« versetzte Stephanus, »ich bin trostlos, wenn ich Dir lästig falle. . . «

»Dem Getreuen, der so voll Hingebung für mich thätig ist, steh' ich allezeit Rede. Was führt Dich her, Stephanus?«

Der Freigelassene zuckte zusammen. Wenn er den Ausdruck in dem schlauen Gesicht Polycharma's recht verstanden, so weissagte ihm dieser Empfang ein Glück, dessen bloßer Gedanke ihn schwindeln machte.

»Du zögerst. . . « fuhr die Kaiserin fort. »Ich begreife; Du fürchtest die Lanscher im Vorzimmer. Deine Botschaft ist ernst und bedeutungsvoll.«

Sie erhob sich und trat in ein Seitengemach. Stephanus folgte. Die feenhafte Einrichtung des köstlichen Raums wirkte selbst auf die Nerven eines verwöhnten Lebemannes wie Stephanus mit berauschender Wonne. Das Boudoir glich einer üppigen Centifolie. Wände, Fußboden, Decke, — Alles war in blühendes, halb durchsichtiges Rosa gehüllt und mit Edelsteinen wie mit farbigen Thautropfen übersät. Magisches Zwielicht und ein süßbetäubender Rosenduft vollendeten die Unwiderstehlichkeit dieses Zaubers.

Wie das schöne Weib so da stand, inmitten all der schimmernden Herrlichkeit, die weißen Arme vom Widerschein der Umgebung rosig angehaucht, die wallende Stola fest angeschmiegt wider die Pracht der göttlichen Glieder, da bedurfte man keiner überschwänglichen Phan-

tasie, um Aphrodite, die Göttin der Liebe, selbst zu erblicken, die da Fleisch geworden in diesem anbetungswürdigen Frauenbilde.

Stephanus rang nach Athem. Die Kaiserin ließ sich auf einen der rosenfarbigen Sessel nieder und winkte den Freigelassenen heran. »So,« begann sie hüldvoll, »nun berichte mir unter vier Augen.«

»Herrin,« jagte Stephanus, kaum seiner Sinne mächtig, »die Pflicht. . . Vor einer Stunde war dein getreuer Knecht bei Lykoris. Diese Massilierin. . . ich weiß nicht. . . aber seit Kurzem begegnen wir einem Widerstand. . . Nur mit großer Mühe gelang mir's, ihr vorzustellen. . . Der Oberkämmerer ist zu Abend ihr Gast. . . Sie versprach mir. . . aber sie machte Bedingungen. . .«

»Laß nur,« wehrte Domitia. »Du wirst Alles anstrengen, den Parthenius in unser Interesse zu ziehen. Das weiß ich, und das genügt mir. . . Die Einzelheiten geb' ich deinem Scharfsinn anheim. Mißglück der erste Weg, so versuchst Du den zweiten. Ein Fehlschlagen, selbst ein Mißgriff bedarf keiner Entschuldigung. Du hast mein unbedingtes Vertrauen.«

»Das Uebermaß deiner Gnade erdrückt mich.«

Er bengte sich nieder und küßte inbrünstig den Saum ihrer Stola, die in reichem Faltenwurf ein Stück der Sandale und des blendenden Fußes frei gab.

In den Augen Domitia's glomm ein unheimliches Gemisch von Schmerz und Triumph. Der Gedanke durch-

zuckte sie: Weßhalb ist der arme, fiebernde Mensch hier nicht Quintus? . . . Dann aber behielt eine grauige Freude die Oberhand. Ihre Lippen schienen sich stumm einen Schwur zu leisten; ihre Hände schlossen sich wild, als packten sie eine Waffe — eine Waffe des Hasses und der Vergeltung. Stephanus ahnte nicht, daß in diesem Augenblicke ein unerhörter Entschluß reifte.

»Nicht doch,« hauchte sie schmeichlerisch, während sich Stephanus wieder aufrichtete. »Das ist Gögendienst. Unter Fremden reicht man sich offen und ehrlich die Hand.«

Mit diesen Worten bot sie dem Betäubten die Finger-  
spitzen. Er sah ihr wie verstört in die Augen. Welche Ver-  
wandlung! Dies unmahbare Weib, diese Göttin, bis zur  
Stunde so kalt, so gefühllos, war jetzt ganz schmelzende  
Hingebung, schwärmerisch erglühende Huld. . .

»Herrin,« stöhnte er, die bleichen Lippen auf ihre  
Hand drückend, »tödtete mich, aber ich berg' es nicht  
länger! Der Tod ist Seligkeit gegen die Qualen des  
Schweigens! Erlauchte Domitia, schöner als Kypria selber,  
ich liebe Dich!«

Wie erstarrt ob seiner Vermessenheit stürzte er der  
stolzen Fürstin zu Füßen und preßte das Gesicht wider den  
Schemel. Seine Stirn berührte dabei ihren Fuß, den sie  
mit einer unwillkürlichen Geberde des Widerwillens zurück-  
zog. Dann aber ging von Neuem ein Strahl triumphirender  
Freude über ihr Antlitz.

»Steh' auf,« sagte sie, eine tiefe Erregung heuchelnd. »Dein Geständniß raubt mir die Fassung. Ich weiß nicht, soll ich empört sein, oder darf dies, ach! nur zu schwache Herz Dich entschuldigen. Du liebst mich! Das klingt so einfach, wie der Gruß eines Freundes . . . Aber denk' es nur aus, dieses kurze, flüchtige Wort, und sag' mir dann, ob Du nicht erzitterst wie die Pinie im Sturmwind! Die Liebe trachtet nach Gegenliebe. Sprich, Stephanus, hältst Du Dich für so götterbegnadet, Domitia's Gunst zu erhoffen?«

Der Freigelasene hatte sich langsam erhoben. Das dünne, künstlich gefärbte Haar hing verwirrt um die pochenden Schläfen. Seine Augen blickten starr und verglast.

»Herrin,« sprach er mit hohler Stimme, »ich weiß, daß ich deiner Gnade nicht würdig bin. Aber die Götter gewähren aus freier Wahl, — ohne Rücksicht auf Werth und Verdienst. Ihre Güte ist blind. . . Nicht nur der männermordende Ares, auch der schlichte Aachises. . .«

»Genug,« unterbrach ihn Domitia, die wieder ganz das Gefühl hatte, als ob die kahle, glühende Stirn ihre Zehen berühre. »Wenn die Götter gewähren wollen, so bedarf's keiner langen Gebete. Höre mich an, Stephanus! Ich will gewähren. . . Wenn' es Lanne oder huldvolle Sympathie. . . Gleichviel! . . . Du sollst die Herrscherin Roms in die Arme schließen. . . Du sollst glücklich sein, Stephanus. . . Nur Eine Bedingung jetzt ich vor die Ver-

wirklichung deiner Träume. Sie erheischt die ganze Kraft deines Scharfsinns. . . «

Stephanus hörte nicht mehr. Von dem Anprall seines Glücks überwältigt, war er in einen der rosenfarbenen Sessel gestürzt. Das Haupt rückwärts gebeugt, die Augen geschlossen, so lag er da, ein wüßtes Bild menschlicher Leidenschaft und Gebrechlichkeit. Die Schleier der Ohnmacht umflorten dies excentrisch wilde Gehirn, das von Grausamkeit, Ehrgeiz, Habgucht und sinnlicher Gier so unablässig durchwühlt wurde. Die leichenhafte Gestalt in der langen tarentinischen Toga war für das schönheitsdurstige Auge Domitia's unsagbar grausenhaft. Das spitze Kinn, die geierartige Nase, die harte, fleischlose Brauenwölbung, die jetzt nicht durch den Glanz der flammensprühenden Augen belebt wurde, — dies Alles berührte das leicht-erregbare Weib mit jenem Abscheu, den das blühende, genüßfrohe Leben vor den Knochenfingern des Todes empfindet. Fast schon bereute sie ihren Entschluß. Nur der Gedanke an Quintus lieh ihr die Kraft, den Stern ihres Seins zu verleugnen und auf dem betretenen Weg auszuharren. Vielleicht auch. . . hoffte sie das Werkzeug ihres Racheplanes um den ausbedungenen Lohn zu betrügen.

Die Ohnmacht des Freigelassenen währte ungefähr eine Minute lang. Als er die Augen aufschlug, war Domitia ihrer Anwandlung vollständig Meister geworden. Ein Wink ihrer Rechten gebot ihm Schweigen.

»Du bedarfst der Ruhe,« sagte sie wohlwollend. »Was ich zu sagen habe, läßt sich in wenige Worte fassen. Quintus Claudius, der Sohn des Jupiterpriesters, hat mich tödtlich beleidigt. Wie, wo und wann, das bleibt mein Geheimniß. Verhülff mir zum Triumph über diesen unversöhnlich gehaßten Feind, — und Domitia ist dein. Ungarne ihn, folg' ihm auf Schritt und Tritt, erspähe jede Gelegenheit, ihn zu Grunde zu richten. . . Wie Dir's gelingen soll, das freilich kann ich nur ahnen; aber ich weiß, Dir gelingt Alles. Willst Du diese Bedingung erfüllen?«

»Ich will, Herrin!« rief Stephanus mit heiserer Stimme. »Dein Haß gesellt sich dem meinigen, denn auch ich verabscheue diesen Menschen wie ein Kranker die Pest. Unter dem Dolch meines niedrigsten Slaven soll er verbluten, und wenn er röchelnd am Boden liegt, dann will ich ihm zurufen: Gedenk' an Domitia!«

Die Kaiserin hatte sich plötzlich aufgerichtet. Wie zur Abwehr streckte sie beide Hände aus.

»Nein, o nein!« rief sie leidenschaftlich. »Der Tod von Mörderhand, das Schicksal des Kaufherrn, den die Räuber auf der Straße nach Trestabernä vom Wagen stürzen, — das wär' eine schlechte Genugthuung für dies blutende Herz! An seinem Elend will ich die Seele weiden; ich will ihm den Fuß auf den Nacken setzen! Ein Dolchstoß! Was ist's dabei! Kennst Du diesen trogerfüllten Verächter des Lebens? Blic' ihm Einmal in's Angesicht,



und dann frage Dich, ob ein Dolchstoß mich rächen kann! Er stirbt, wie ein Anderer vom Gastmahl aufsteht und Lebewohl sagt. Er stirbt, und dann ist es, als hätt' er niemals geathmet. Geh' Stephanns, und ersinne mir Besseres! Zerbrich ihn im Theuersten, was er fühlt! Ueberhäuf' ihn mit Schmach! Zertrümmere seinen gewaltigen Stolz! Dann erst erfüllst Du, was ich von deinem Scharffinn erhoffe.«

»Ich will's versuchen. Noch fehlt mir jede Spur eines Weges: aber ich gedenk' ihn zu finden. Und wenn ich gelöst, was Du aufgegeben. . . ?«

»So hast Du mit dem Feind auch mein Herz besiegt,« sagte Domitia, holdselig lächelnd.

»Ich werde siegen, oder zu Grunde gehen!«

Die Toga mit Anstand über die Schulter werfend, schritt er dem Ausgange zu. Ein starrer, fast stumpfsinniger Blick der Kaiserin folgte ihm. Kaum war der Vorhang hinter dem Scheidenden über die Thüre gefallen, als Domitia krampfhaft schluchzend auf das nächste Ruhebett sank und die weißen Zähne tief, tief in das Gewebe des Polsters eingrub, während ein Strom glühender Thränen aus den halbgeschlossenen Augen hervorbrach.

---

## Zweites Capitel.

Als Stephanns in das Borgemach trat, wo sich Polycharma mit den übrigen Selavinnen aufhielt, blieb er einen Augenblick stehen, um Athem zu schöpfen. Seine Haltung straffte sich wieder; sein Gesicht nahm den altgewohnten Ausdruck vornehmer Gleichgiltigkeit an. Er fühlte jetzt mit ruhigerem Blute den ganzen Umfang seines Erfolgs. Was ihm vor Kurzem noch die Besinnung geraubt, das ließ ihm jetzt eine gesteigerte Elasticität. Er jagte sich, daß er den Augenblick zur Verwirklichung seiner längstgehegten Absicht mit großer psychologischer Feinheit gewählt habe, den Augenblick nämlich, da die erste Wiederbegegnung mit ihrem Ehemann die stolze Domitia im tiefsten Grund ihrer Seele verstimmt hatte. Er meinte, das glänzende Resultat sei wesentlich dieser glücklichen Combination zuzuschreiben, und so empfand er denn eine gedoppelte Hochachtung vor sich selbst. Sein Blick streifte mit souveränem Wohlgefühl über den prunkvolltraulichen Raum, über die Venusstatue, über den Gros, über die Purpurtissen des Lagers. Die stumme Sprache des Lächelns, das die schmalen Lippen umspielte, war deutlich

genug. Dies Lächeln erzählte von seiner Hoffnung, demnächst hier als Gebieter zu schalten, als erklärter Günstling des schönsten Weibes, schöner und herrlicher als die marmorne Göttin dort, und ach! so viel tausendmal glühender und lebendiger . . .

Er senkte den rechten Arm, ließ die weiße Toga wie einen orientalischen Fürstenmantel am Boden schleifen und schritt nach dem Vorgemach. Die pffiffige Polycharma beglückte er durch ein gnädiges Nicken; an den beiden Andern rauschte er mit pfauenhafter Geipreiztheit vorüber. Dessen Mundes blickte der blondgelockte Sigambrer ihm nach.

Die Gemächer des Stephanns lagen jenseits des Peristyls in der Richtung des Circus Maximus. Die eigentlichen Verwaltungsbureaux befanden sich noch drüben auf dem quirinalischen Hügel, wo die Kaiserin seit der Trennung von ihrem Gatten gewohnt hatte, — wenn sie nicht, was regelmäßig während des Sommers geschah, auf ihrem Landsitz zu Bajä residirte. Der schwerfällige Apparat dieser Verwaltung machte eine rasche Uebersiedlung unmöglich. Nur einige Nebenzweige hatten sich bereits im kaiserlichen Palast installiert.

Stephanns betrat sein Arbeitszimmer, legte die Toga ab und streckte sich langwegs auf die gepolsterte Bank aus. Sein rastloses Hirn war bereits von hundert Ideen erfüllt. Die Gedankenverbindungen jagten sich wie schwirrende Dohlen. Zahllose Eindrücke und Momente, die er bis jetzt kaum beachtet hatte, tauchten als mögliche Stützpunkte für

die künftigen Operationen aus seinem Gedächtniß empor. Vor Allem war es das Bild jenes noch immer spurlos verschwundenen Eurymachus, das ihn mächtig beschäftigte. Nach der Aussage der Sklaven, die dem Flüchtling nachgesetzt waren, schien das Benehmen des Quintus Claudius befremdlich genug, um irgend einen Zusammenhang mit jener gewaltthätigen Befreiung wenigstens künstlich herzustellen, wenn er auch nicht thatsächlich existirte. Stephanus hatte das dunkle Gefühl, als müsse er hier zunächst seine Fehel ansetzen. Aber in welcher Weise? Nun, er hatte schon ernstere Probleme gelöst! Der Sohn des einflußreichen Jupiterpriesters war freilich eine schwerere Aufgabe als Thyra Barbatus, dessen Stimme gar leicht übertäubt wurde; indeß. . . je größer die Hindernisse, um so glorreicher der Triumph. . .

Er beschaute nachdenklich seine Fingerspitzen. Ganz von den Racheplänen Domitia's erfüllt, hatte er jaßt vergessen, daß ihm die Flucht des Eurymachus mehr bedeutete, als eine Waffe gegen den Sohn des Oberpriesters. Jetzt legte sich ihm dies Bewußtsein mit erneuter Wucht auf die Seele. Die Hälfte seines Vermögens hätte er hingegeben für die Kunde, daß Eurymachus auf alle Zeit stumm gemacht sei. Durch einen Zufall, dessen Verknüpfungen für Stephanus räthselhaft blieben, hatte Eurymachus ein fürchterliches Geheimniß in Erfahrung gebracht. . . Wenn er jetzt, da er nicht mehr den Knebel im Munde trug, seine Stimme erhob! . . . Wenn er das Unerhörte in alle

Welt hinausjchrie! . . . Hundertmal verwünschte der Freigelassene die unglückselige Idee, aus der Hinrichtung des verhassten Sclaven ein Schauspiel zu machen. Einfach erdroffelt oder den Muränen im Fischeich zum Fraß vorgeworfen, — das war vernünftig und eines Stephanns würdig. Freilich, der Haß und die Wuth heischten auch ihr Recht, und Lyforis bat so flehentlich. . . Dennoch, es war eine Thorheit, ein Wahnsinn. Wer konnte wissen, wie das Schicksal hier spielte! Wenn Cnejus Afranius dieses »schätzbare Material« zufällig in die Hände bekam, — Cnejus Afranius, der gräßliche Vampyr, der ihm seit mehr denn sechs Monaten unablässig im Nacken saß. . .!

Er starrte glanzlosen Blicks nach der Decke. Die ganze Reihe seiner Verbrechen zog ihm an der Seele vorüber. Jeder einzelne Frevel schien Fleisch und Bein zu gewinnen; jeder einzelne schien ein dräuender Cnejus Afranius zu werden, der ihn am Schopf ergriff und vor den Senat schleifte. Und zuletzt, hohläugig und zähnefletschend, nahte die graufigste That seines Lebens und heulte zum Himmel auf, daß die Weltstadt in ihren Grundfesten zitterte, und selbst Domitianus, der blutbeträufte Tyrann, sein Antlitz schauernd hinweg wandte. . .

Stephanus fuhr empor.

»Ruhig, du thörichtes Hirn,« sagte er, die Faust wider die Stirn pressend. »Ich bin zu lässig gewesen. Dem Klugen geziemt der Angriff. Bis jetzt hab' ich die Pfeile des Afranius nur aufgefangen: jetzt mag er sich decken

gegen die meinigen. Quintus und er, — das zermalmt sich vielleicht mit einem glücklichen Griff.«

Er schritt unruhig auf und nieder. Die hageren Finger spielten nervös mit der Unterlippe. Plötzlich fuhr er zusammen. Vor ihm stand ein Jüngling von weicher, mädchenhafter Gesichtsbildung.

»Antinous!« rief der Freigelassene. »Du schleichst wie ein Iltis!«

»Vergib, Herr! Dreimal hab' ich um Einlaß gebeten. Ich hörte Dich, wie Du im Selbstgespräch. . . «

»Was? — Was hast Du gehört?«

»Nichts, Herr. Du hauchtest so durch die Zähne. . . Nur Silben ohne Zusammenhang. . . Ich dachte, ein Aerger, ein Verdruß mit den Sklaven. . . «

»Und Du kamst mich zu trösten?« fragte Stephanns lächelnd. »Gut, daß Du da bist. Für die nächsten Wochen wirst Du ernste Beschäftigung haben. Schließ' die Thür ab und setz' Dich dort auf das Kissen.«

»Ernste Beschäftigung?« fragte der Jüngling mißmuthig. »Soll ich Wasser tragen oder die Felder bestellen? Soll ich mich abquälen wie die Andern?«

Stephanns lachte. Freundlich klopfte er dem Sklaven auf die bartlose Wange.

»Nicht doch, mein Püppchen. Du bist mir zu Besserem erlesen. Was ich Dir ansinne, ist schwer, außerordentlich schwer, aber ergötzlich und interessant. Wenn Du die Aufgabe lösest, so — bist Du frei. Hörst Du, Antinous, frei?

Und überdies reich, — denn Stephanns schenkt Dir ein Landgut . . . «

»Herr, Du kennst meine grenzenlose Ergebenheit. Für zweitausend schnöde Sesterzen hab' ich noch vor wenigen Stunden mein Haupt gewagt. . . . «

»Nicht eben allzu tollkühn. Du hieltest die Vorsicht für die bessere Hälfte der Tapferkeit.«

»Verzeih', aber Du irrst. Mitten in der Schaar seiner Klienten und Sklaven hab' ich ihn angefallen. Wär' ich im letzten Momente nicht ausgeglitten. . . . «

Der Jüngling schauderte.

»Was hast Du?« fragte Stephanns.

»Ich weiß nicht, — aber mich friert, so oft ich an die Sache zurückdenke. Wie ich zustieß, traf mich sein Blick . . . so ruhig, so verachtend. . . . Hätt' er in diesem Momente zugegriffen, so war ich verloren. . . . «

»Du bist kindisch, Antinous. Ich fürchte, bei solchen Hirngepinnsten wird's mit deiner Freilassung gute Wege haben.«

»Wie? Soll ich abermals. . .?«

»Nein! Das Leben sei ihm gefristet. Du sollst mehr als das.«

»Mehr?« fragte der Sklave erstaunt.

»Ja, mein Knabe. Niederstoßen könnte ihn jeder Bandit von der Via Appia. Was ich Dir auftrage, erheischt nicht nur Eifer, Gewandtheit und Muth, sondern auch Scharfsinn, Geist, ulfjesshafte Verschlagenheit. In deinen Adern

fließt hellenisches Blut . . Du bist Fuchs und Panther zugleich. Heute noch erfährst Du das Nähere Ich erwarte Dich nach der Mahlzeit hier im Studierzimmer. Genug davon! Jetzt aber sag' mir nur, wo Du so lang' Dich herumgetrieben? Kaum hattest Du mir Kunde gebracht, deine Waffe sei fehlgegangen, als Du schon wieder hinwegstürmtest. Vergebens hab' ich geharrt. . . Du mißbrauchst meine Güte. . . «

»Zürnst Du, o Herr?« versetzte der Jüngling schmeichlerisch. »Beim Jupiter, nicht aus Uebermuth hab' ich gesündigt, sondern aus Angst. Es trieb mich unwiderstehlich nach seiner Wohnung. Ich mischte mich unter das Volk. Ich wollte hören, ob man dem Stadtpräfecten von dem Ueberfall Meldung gemacht. . . «

»Nun?« fragte Stephanus.

»Bis zur Stunde weiß Niemand darum. Quintus Claudius scheint die Sache geheim zu halten. Selbst der Pförtner, mit dem ich sprach. . . «

»Bist Du toll?« brau'te Stephanus auf. »Willst Du Dich mit Gewalt an das Kreuz liefern?«

»O Herr, so plump geht Antinous nicht zu Werke. Da ich mit dem Thürsteher plauderte, war ich in Weibertracht.«

»Einerte! Die Sache war zwecklos.«

»Nicht so ganz. Der Zufall hat meine Kühnheit belohnt. Denke nur, wie ich so dastehe und mit dem Kerl über das Wetter schwatze — er hielt mich, so war ich lebe,



für ein Dirnchen von der Tullischen Stadtmauer — da kommt ein Frauenbild durch's Ostium daher, und ihr zur Seite ein Alter in schneeweißem Barte. Wie sie aufsieht, erkenn' ich die muntere Euterpe, die uns in Bajä manchmal die Flöte geblasen, — weißt Du, die hübsche Eumanerin, die immer so lieblich dumm dreinschaute, wenn Du den Wuchs ihrer Hüften priesest . . . «

»Nun? Was kümmert sie mich?«

»Euterpe? Nichts. Aber der Alte . . . Wie der vorüber kommt, packt's mich gleich wie eine dunkle Erinnerung . . . Den muß ich kennen, sag' ich so bei mir selbst. Da macht er eine Bewegung, die mir sofort auf die Spur hilft. Es war kein Anderer, als Thrax Barbatus, der zähe, trogige Narr, der damals mit Gewalt zu Dir vordringen wollte . . . «

»Thrax bei Quintus Claudius?« — rief der Freigelassene erschreckt. »O, ich begreife! Claudius und Afranius verbrüdern sich, um den alten Tropf in sein Recht einzusetzen. Der Sohn des Oberpriesters beehrt mich seit lange mit seinem Haß. Ein Grund mehr, ihn kampfunfähig zu machen . . . «

Plötzlich fuhr er sich mit den Fingern durch's Haar und zog die Brauen zusammen.

»Höre,« begann er hastig, »da kommt mir eine wunderfame Idee. War's nicht Euterpe, die sich so auffällig um Eurymachus kümmerte, da ich ihn peitschen ließ?«

»Gewiß! Euterpe, die hübsche Gumanerin! Sie galt für seine Geliebte. Wie er darniederlag, brachte sie Kräuter und Salben. Sie weinte sogar. . . «

Der Freigelassene athmete lebhafter.

»Was weißt Du sonst über dieses Verhältniß?«

»Sehr wenig,« versetzte Antinous. »In Bajä hat man Besseres zu thun, als auf Dinge zu hören, die so alltäglich sind, wie die Liebschaften einer Flötenmamsell. Allzu feurig scheint der edle Eurymachus nicht gegülht zu haben. Einmal hörte Aßträns, wie er sie schmählich heruntermachte.«

»Bei welchem Anlaß?«

»Der Salben und Kräuter wegen. Sie hatte das Zeug in der Bude irgend eines ägyptischen Zauberers gekauft. Das ärgerte ihren Liebhaber. . . «

Stephanus nickte. Ein Zug hämischer Befriedigung blähte sich um die mächtige Geiernase.

»Ich täusche mich nicht,« hauchte er durch die Zähne. Dann zu dem Sklaven gewandt:

»Das ist Alles, was Du von Aßträns gehört hast?«

»Alles.«

»Gut! So werd' ich ihn selbst befragen. Das sind ja wichtige Perspektiven. Geh' jetzt, Antinous! Wir schwirt das Haupt von einer Fülle überraschender Combinationen. Claudius, Afranius, Thrax, Euterpe, — sie Alle mußt Du beobachten, wie ein Argus. . . «

»Herr, dein Vertrauen könnte mich eitel machen. Befiehl nur, — ich werde ausführen! Ich erklett're das

Capitol, wie die stürmenden Gallier; ich tauche in's Meer hinab und bringe Dir Grüße von Thetis. Dann aber — vergiß nicht, was Du mir zugesagt!»

»Ich halte Dir's,« versetzte Stephanus, dem Sklaven die Wange streichelnd. »Freiheit und Gold sei der Zauber, der deine Kräfte beflügelt.«

»Du bist der süßeste Herr im römischen Weltreich! Gehab' Dich wohl!

Mit koketter Schalkhaftigkeit blickte er zu Stephanus auf. Dann hüpfte er im Tritt einer Tänzerin durch's Gemach, schwang sich mit großer Elasticität über einen der breiten Sessel und glitt wie ein Mal durch die Thüre.

»Heil Dir, o Quintus!« murmelte Stephanus höhniſch. »Das ist für's Erste mehr, als ich hoffen durfte. Bleibt Fortuna mir hold, so führ' ich schon auf diesem Grund ein Gebäude auf, das Du nicht für ein Lustschloß erachten sollst!«

---

### Drittes Capitel.

**A**m Morgen nach jenem Besuche bei Thraz Barbatus erhob sich Quintus sehr frühe. Die Sterne blinkten noch vollzählig, als er die Sänfte bestieg und den Slaven ein etwas abgespanntes »Nach dem Palatium!« zurief. Hinter den Vorhängen des Tragbettes wäre er beinahe wieder entschlummert; so ruhig, so gleichgültig sah er dem Zwiegespräch mit dem allgefürchteten Imperator entgegen, der selbst von seinen Vertrauten und Günstlingen stets mit einer gewissen Scheu und Sorge behandelt wurde, — etwa wie der gezähmte Tiger von seinen Bändigern. Diese Ruhe erwuchs dem Jüngling aus dem Gefühl seines Rechtes. Noch bejaß er jene edle Naivetät hochherziger Gemüther, die der Wahrheit eine unwiderstehliche Kraft zutrauen, weil sie die Schilde, mit denen die menschliche Gemeinheit sich wappnet, nicht in Anschlag bringen.

Im Vorhofe des Palatiums wühlte und wogte bereits ein Chaos von Magistraten, Senatoren und fremden Gesandtschaften. Quintus ließ dem Kaiser durch einen der diensthühenden Ceremonienmeister ein Billet des Oberpriesters

Titus Claudius Mucianus in's Empfangsgemach senden — und so mächtig war der Einfluß dieses verehrungswürdigen Namens, daß Domitianus dem Jüngling inmitten des ungeheuren Andranges der officiellen Welt die Gunst einer sofortigen Unterredung gewährte.

Furchtlos und freimüthig, aber mit dem edlen Anstande und der gewinnenden Höflichkeit des römischen Aristokraten, trat Quintus dem Cäsar gegenüber. »Herr!« sprach er, da ein Wink des Imperators ihn reden hieß, »als Sohn des Titus Claudius bin ich so schnell an's Ziel gelangt: als Verlobter aber Cornelia's, der Nichte des Cinna, hab' ich das Ziel erstrebt. Ich stehe hier vor Dir als Bittsteller. Cornelius Cinna, der verdiente Senator, dessen inneren Werth dein erleuchtetes Auge selbst in der Schale seltener Eigenthümlichkeiten niemals verkennen wird, leidet unter dem Drucke einer vermeintlichen Kränkung. Senes nächtliche Mahl, von welchem ganz Rom sich erzählt, war unzweifelhaft nur ein harmloses Vorspiel der Saturnalien, nur der Ausfluß einer fröhlichen Becherlaune. Cinna jedoch, der Starre, aller Heiterkeit Unzugängliche, faßt den Scherz als Demüthigung, als Entehrung auf. In deiner Hand liegt es, o Herr, den Gram des wackern Senators zu tilgen. Ein huldvolles Wort, eine Silbe der Aufklärung. . . «

Domitian ließ den vermessenen Jüngling nicht ausreden. Schon der Name Cinna hätte ausgereicht, sein Blut in Wallung zu bringen. Nun gar diese maßlose, hirn-

verbrannte, rebellische Zumuthung. .! Wenn die Wuth ihn nicht ganz und gar übermannte, so war es unzweifelhaft die ernste, unererschütterliche Gestalt des Jupiterpriesters, die ihm unbewußt vorsehwebte und Achtung erzwang für Alles, was ihren Namen trug. Der Blick freilich, der aus den grünlich schimmernden Augen hervorzuckte, gab zu denken.

»Mein lieber Quintus,« sagte der Imperator mit erkünstelter Ruhe, »unsere Zeit ist zu kostbar für solche Thorheiten. Domitianus hat den Cinna weder zu trösten noch aufzuklären. Sei deß eingedenk und verlaß uns jetzt, damit das Gemeinwohl nicht Schaden leide.«

Mit diesen Worten drehte er dem jungen Claudier den Rücken.

Quintus war sprachlos. Webend vor Jugrinn verließ er den kaiserlichen Palaß. Er meinte, jeder Slave müsse ihm ansehen, wie schroff der Imperator ihn abgefertigt. In seiner Aufregung unfähig, ein sachliches Urtheil zu fällen, empfand er als bittere Schmach, was doch die selbstverständliche Folge einer falschen Voraussetzung war. Dem Staatsleben fernstehend und von den Anschauungen seines Vaters beeinflusst, hatte er freilich den Cäsar von jeher in allzu rosigem Lichte erblickt; so klug jedoch, so besonnen hätte er sein dürfen, um die Widersinnigkeit jener abenteuerlichen Zumuthung einzusehen. Er hätte sich sagen dürfen, daß im allergünstigsten Falle nur der ein Wort der Veröhnung spricht, der ohne Absicht verlegt hat.

Vom Palatinum eilte Quintus zu Fuß nach der unweit gelegenen Wohnung des Oberpriesters. Er hieß die Klienten und Sklaven am Vestibulum warten und begab sich zunächst ins große Frauengemach, wo er seine Mutter Octavia und die beiden Mädchen in Gesellschaft des Cajus Aurelius fand. Der Bataver, in der Linken ein Buch, das Antlitz seltfam geröthet, stand aufrecht in der Nähe des Fensters: die Damen lehnten erwartungsvoll in den Sesseln.

Als Quintus eintrat, legte sich über die Stirne Claudia's ein Schatten des Unmuths. Der junge Nordländer ward noch um eine Nuance röther, ließ die Hand mit der Buchrolle sinken und gab den Gruß des Freundes nur mit halblauter Stimme zurück.

»Ich störe deinen Vortrag,« sagte Quintus entschuldigend.

»Oh, der Tag ist noch lang!« rief Lucilia. . .

Octavia fragte, was den Sohn in so früher Stunde herüberführe.

»Nicht viel,« versetzte Quintus zerstreut. »Eine Bitte an meinen Vater. Ich warte nur, bis das Atrium sich vollends geleert hat. Lies doch weiter, Aurelius! Ich setze mich hier ganz still in die Ecke und hör' ein Weilchen mit zu. Inzwischen läßt mir Lucilia einen Becher Meth reichen. Mir verdorrt schier die Zunge.«

»Sprach's und es nickte Gewährung mit schwärzlichen Brauen Kronion,« declamirte Lucilia. Sie stand auf und trat an die Seitenthür. »Baucis!« rief sie, und dann

fügte sie mit gedämpfter Stimme ihre Befehle hinzu. Denn schon hatte Cajus Aurelius, einer stummen Bitte Octavia's Folge leistend, das Buch wieder aufgerollt. Jetzt hub er mit voller, klangreicher Stimme zu lesen an.

Nun, der gefeierte Papinius Statius konnte zufrieden sein! Er selbst, der Meister des Vortrags, hätte seine »Thebais« nicht besser und effectvoller zur Geltung gebracht. Quintus war über die Maßen erstaunt. Welche Kraft des Organs, welche Feinheit der Modulation, — und vor Allem, welche Gediegenheit des Verständnisses! Wenn Lucilia ab und zu mit dem Gähnen kämpfte, so geschah dies offenbar nur aus wirklicher Müdigkeit, — denn erst lange nach Mitternacht war sie eingeschlafen.

Als Aurelius den zweiten Gesang der Dichtung beendet hatte, schlürfte Quintus den Rest seines Bechers und hieß die alte Baucis im Atrium fragen, ob Titus Claudius den letzten seiner Morgenbesucher empfangen habe. Da er hörte, daß sein Vater allein sei, nahm er Abschied und eilte nach dem Studieryemach.

Er traf den Oberpriester bereits tief in der Arbeit. Beim Gruß des Sohnes wandte Titus Claudius flüchtig das Haupt.

»Willkommen,« sagte er, ohne sich unterbrechen zu lassen. »Einen Moment, Quintus. . .«

Die Rohrfeder glitt noch einige Male über den gelblich grauen Papierstoß. Dann legte er sie quer auf ein kleines Metallgerüst und erhob sich.



»Du siehst mich ganz ungemein in Anspruch genommen, lieber Quintus,« sagte er freundlich. »Kaum bin ich mir selbst scheinbar zurückgegeben, so verlier' ich mich erst recht an das Uebermaaß unaufschieblicher Dinge. Jede Minute muß ich ausnützen, denn die Entscheidung über die große Tagesfrage steht vor der Thür.«

»Das ist schlimm, Vater. Ich wollte Dir eine Bitte vortragen.«

»Sprich!« versetzte der Priester lächelnd. »Für meinen Sohn muß ich Zeit finden.«

»Ich danke Dir! Nur fürchte ich, mein Anliegen sei gar zu geringfügig, um gerade jetzt dein Interesse zu fesseln.«

»Um so besser. Die geringe Sache bedarf nur geringer Worte. Sprich ohne Umschweife!«

»Du weißt,« begann Quintus, einen Schritt näher tretend, »Stephanns, der Verwalter der Kaiserin, läßt einen Sklaven verfolgen. . . «

»Ich weiß,« versetzte der Priester sturrunzelnd. »Einen Verurtheilten, der von Unbekannten gewaltsam befreit wurde. Ganz Rom ist entsetzt über diese unerhörte Verruchtheit.«

»Allerdings, es ist unerhört, daß der Anschlag gelang. Mitten aus einer so zahlreichen Menge hinweg. . . Das feige Pack der Lykors schien wie vom Donner gerührt.«

»Bah, wer bürgt dafür, daß sie nicht Theil hatten an der frechen Verschwörung? Glaube mir, Quintus, all' diese Schurken stehn im geheimen Verständniß. Sie warten

nur auf das Lösungswort, um wie Ein Mann dreinzuschlagen, und Alles, was uns heilig ist, über den Haufen zu werfen. Wenn der Staat nicht bald Ernst macht mit der Vertheidigung seiner Autorität, so wird demnächst ein Spartacus König von Rom.«

»Du scherzest, Vater. Das römische Weltreich, das die Adler seiner Legionen bis an die fernsten Meere getragen, die unbezwingliche Tochter des Ares, sollte vor ihren Sklaven erzittern?«

»Sie hat gezittert,« versetzte der Oberpriester. »Vies doch die Erzählungen der Geschichtschreiber! Mit einer Handvoll Gefindel entwich der Gladiator aus der Caserne zu Capua, — und er hatte ein Heer beisammen, eh' der Senat noch recht zur Besinnung kam. Er schlug die Prätores, er zermalmte den Quästor Thoranius, er eroberte fast ein Drittel der Halbinsel. . . «

»Damals und jetzt!« rief Anintus, den die unerwartete Richtung des Gespräches peinlich verstimmt. »Das war möglich zu Zeiten der Republik. Die starke Hand des Monarchen wird uns zu schützen wissen. Uebrigens fehlt den Sklaven von henzutage das Allerwichtigste: der unumgängliche Spartacus.«

»Der findet sich, wenn seine Stunde gekommen ist. Ja, nach Allem, was mir zu Ohren dringt, glaub' ich einen Bewerber um diese Würde bereits entdeckt zu haben. Er nennt sich Eurymachus!«

»Wahrhaftig?« rief Quintus, der immer mehr seine Fassung verlor. »Du vermuthest. . .?«

»Ja, mein Sohn, ich vermuthe. Läßt nicht schon die Art seiner Befreiung auf den gewaltigsten Einfluß, auf die gefährlichste Macht seiner Persönlichkeit schließen? Auch weiß ich von mehr als einer Seite, was dieser Mensch an Troß und Festigkeit, an Verachtung des Schmerzes, an Kraft und Ausdauer leistet. Aus solchem Holze schnitzt man die Spartacusse. Und die Spartacusse von heute sind bedrohlicher als die früheren, denn sie rufen eine verderbliche Macht zu Hülfe, gegen die sich mit Schwert und Lanze nicht sechten läßt: den Aberglauben. Ich blicke hier klar, denn seit Jahren verfolg' ich alle Strömungen unseres Gemeinwesens mit der Aufmerksamkeit des Argwohnes. Das Nazarenerthum wühlt und wühlt. . . Der nächste Spartacus wird ein Christ sein!«

»Vater!« begann Quintus nach einer Pause, »Du täuschest Dich dennoch! Dieser Slave, deß bin ich sicher, hat niemals solche Pläne gehegt. Ueberhaupt scheint mir die Weisheit unserer Staatsmänner des Guten zu viel zu thun, wenn sie für Alles, was die Gesellschaft erschüttert, jene Secte verantwortlich machen will. . . «

»Du kennst sie nicht,« unterbrach ihn der Oberpriester. »Ich aber kenne sie. Genug! Wir sind abgeschweift. Wie hängt dies Alles mit deiner Bitte zusammen? Sprich! Meine Zeit ist gemessen.«

Quintus war unentschlossen.

Was konnte er bei dieser Auffassung hoffen? Gleichviel — es galt den Versuch.

»Vater,« begann er zögernd, »ich komme just um des Menschen willen, den Du mit aller Gewalt zum Spartacus stempeln möchtest. Ich sah ihn zwei oder drei Mal in Bajä. Sein Wesen gefiel mir, und schon damals faßte ich den Entschluß, ihn von Stephanus zu erkaufen. Nun kommt mir diese höchst fatale Geschichte dazwischen und beraubt mich eines Slaven, den ich halb schon als den meinen betrachtete. Wenn ich Dir sage, daß Stephanus den Unglücklichen planmäßig gequält und gemartert hat; wenn ich Dir schwöre, daß die Verurtheilung. . . «

»Zur Sache!« unterbrach ihn Titus Claudius mit frostiger Stimme.

»Wohl, mein Vater. Ich möchte diesen Slaven um jeden Preis in meinen Besitz bringen. Ich frage Dich, ob es im Falle seiner Ergreifung nicht möglich ist, die Strenge des Gesetzes im Wege der Gnade zu mildern. . . «

»Du befremdest mich. Um deiner Laune willen soll der Staat eine Lücke in jenen Damm reißen, der uns einzig und allein gegen die Ueberfluthung der Rebellion schützt? Und mich, mich ersiehst Du zum Gehülfen bei solchem Vorjaß? Ich gebe zu, daß Stephanus grausam ist, daß er willkürlich und meinerwegen verbrecherisch handelt. Wohlau: gibt es nicht Gesetze, die auch den Slaven gegen solche Uebergriffe in Schutz nehmen?«

»Gesetze, ja!« rief Quintus voll Bitterkeit; »aber sie existiren nicht für die Reichen und Mächtigen.«

»Alles Irdische ist seiner Natur nach unvollkommen. Wenn Stephanus das Gesetz übertritt, so gewährt dies dem Frevel des Eurymachus keine Straflosigkeit. Ich beklage es tief, daß mein eigener Sohn die obersten Grundätze meiner Lebensauffassung so völlig mißkennt. Geh', lieber Quintus, und überlege Dir's künftig zweimal, ehe Du deinen Vater mit solcher Thorheit behelligst! Eurymachus stirbt von Henkers Hand, und hättest Du dein halbes Vermögen für seinen Besitz verpfändet. Geh', mein Sohn und vergiß nicht ganz und gar, daß Du ein Römer bist.«

So sprechend, setzte sich Titus Claudius an seinen Arbeitstisch. Quintus stand einen Augenblick wie geistesabwesend. Dann schritt er langsam der Thüre zu.

»Leb' wohl, mein Vater,« sagte er im Hinaustrreten. Seine Stimme klang wehmüthig, beinahe schmerzlich, als handle es sich um eine lange, traurige Trennung. Titus Claudius, von der Seltjamkeit dieses Tones betroffen, hob staunend das Antlitz. Wie traumverloren starrte er nach der Pforte, durch welche Quintus verschwunden war. Ein unbehaglich dumpfes Gefühl spann sich ihm geheimnißvoll um die Seele.

»Ich war zu hart,« sagte er zu sich selbst. »Sein Irrthum entspringt einer edlen Quelle — dem Mitleid. Ich hätt' ihm ein gutes Wort sagen sollen, wie er von dannen ging.«

Hastig erhob er sich.

»Quintus! Quintus!« rief er die Hallen entlang.  
»Skopas! Athanasius! Saht Ihr nicht meinen Sohn?«

Die Sklaven rannten diensteifrig nach dem Vestibulum. Quintus war längst im Gewühl der Straße verschwunden.

Von unerklärlicher Trauer erfüllt, kehrte der Oberpriester in sein Zimmer zurück.

»Ich will's ihm sagen — bei nächster Gelegenheit. Er hat das treueste und beste Herz von der Welt, und je edler die Seele, um so tiefer fühlt sie die Kränkung. Jetzt aber — fort mit diesen Gedanken und frisch an die Arbeit!«

Titus Claudius Mucianus beugte sich wieder über den Tisch. Wer ihn so sah, der hätte die ernste Gestalt wohl für einen Dichter gehalten, denn sein Antlitz glühte in lichter Begeisterung. Was dieser Poet aber schrieb, waren keine Worte, die das Maß bändigen, sondern die fessellosen Ströme einer gewaltigen Anklage; was er schmiedete, waren keine Verse und Strophen, sondern furchtbare Waffen gegen das, was er für die größte Gefahr des römischen Weltreichs erachtete: gegen das Christenthum.

---

## Viertes Capitel.

Als Cajus Aurelius den vierten Gesang der »Thebais« zu Ende gebracht, gab Octavia das Zeichen zum Schluß der Vorlesung. Im kleinen Speisezimmer harrete das Frühstück. Man lud den Jüngling zu Gast und verbrachte beim Genuß des Mahles eine fröhliche Stunde. Daß der Hausherr fehlte, war man seit einer Reihe von Tagen gewöhnt. Die Geschäfte nahmen ihn so völlig in Anspruch, daß er sich kaum Zeit gönnte, während der Arbeit ein Glas Falerner zu trinken, oder sich ein paar Bissen Brod reichen zu lassen. Octavia beklagte das, aber sie war doch andererseits wieder stolz darauf. Auch freute sie sich der zuverlässigen Aussicht, daß dieser letzten, großen Anstrengung eine längere Zeit der Erholung folgen werde. Lucilia fand das Prandium ohne den Vater »langweilig«, wie sie der Schwester bei einer schicklichen Gelegenheit sehr tendenziös zuflüsterte. Das war in der That merkwürdig, denn Aurelius, dem der Vortrag des Heldenpoëms die Zunge gelöst hatte, entwickelte eine glänzende Virtuosität in allen Tugenden der Geselligkeit. Das Triclinium leuchtete förmlich von guter Laune; selbst

Lucilia strafte sich Lügen, denn sie brach mehrmals in ein sehr kurzweilig klingendes Lachen aus. Herodianus, der gekommen war, seinen Gebieter abzuholen, und nun die Ehre genoß, am Brandium mit theilzunehmen, staunte über die Erregtheit des sonst so schweigsamen Jünglings, und mißtrauisch blickte er auf die krySTALLENE Trinkschale, als ob diese über das wunderbare Phänomen Auskunft ertheilen könnte. Baucis aber schwur bei der Allmutter Isis, nie im Leben habe sie einen römischen Ritter von so vortrefflichen Eigenschaften kennen gelernt, wie Aurelius, der selbst für sie, die alte, garstige Person, ein freundliches Wort habe und so göttergleich declamire.

Gegen Mittag nahm der Bataver Abschied. Dem Hausherrn ließ er durch Octavia Grüße entbieten: er scheue sich, dem vielbeschäftigten Mann zu dieser Tageszeit lästig zu fallen.

»Was nun?« rief Lucilia, als die Thüre sich hinter Aurelius geschlossen hatte. »Schlafen wir, süße Claudia, oder lassen wir uns nach dem Marsfelde tragen?«

»Ganz wie Du willst. Das Wetter ist schön, und wir könnten wohl ein Stündchen beim Säulengang des Agrippa lustwandeln.«

»Begleitest Du uns, liebe Mutter?« fragte Lucilia.

»Wie kann ich!« versetzte Octavia lächelnd. »Ich muß zur Stelle sein, wenn euer Vater sich von der Arbeit erhebt. Seid Ihr Euch selbst nicht genug, so mag Baucis. . . «

»Nein, nein,« fiel ihr Claudia in's Wort. »Die gute Baucis mag ruhig daheim bleiben. Draußen in den



Vorbeerhainen gehn wir zu Fuß. Da würde uns Baucis mit ihrer Langsamkeit nur hinderlich sein.«

Die Sänfte war im Augenblicke zugerüstet. Vier Numidier, in buntem Federschmucke, schritten voraus. So ging es nordwärts am Circus Flaminius vorüber, denselben Weg, den Quintus zwei Tage zuvor in jener mondlosen Nacht gewandelt.

»Ein wahres Glück, daß wir Baucis daheim gelassen,« sagte Claudia in griechischer Sprache. »So kann man sich doch einmal ungestört ausdrücken. Du bist jetzt Abends immer so furchtbar verschlafen. . . «

»Sehr einfach,« versetzte Lucilia, ebenfalls auf Hellenisch. »Ich bin müde und abgesspannt. Die Genüsse der letzten Tage wirken zu heftig auf meine Nerven. Erst das Fest bei Cornelia; dann ein zweistündiger Vortrag meiner trefflichen Claudia über die Vorzüge des Cajus Aurelius. . . «

»Bitte sehr, Du verwechselst die Rollen. Fräulein Lucilia war es, die beständig von Cajus Afranius erzählte.«

»So? Aber weshalb? Nur um nicht ganz und gar in Aurelius unterzugehen, nur als Gegengift. Uebrigens, wenn Du gestattest, nicht Cajus, sondern Cnejus Afranius. Du hast natürlich stets nur den Cajus im Kopfe.«

»So bist Du nun,« sagte Claudia senfzend. »Kein vernünftiges Wort ist mit Dir zu reden.«

»Ich bin abgesspannt,« wiederholte Lucilia. »Gestern Vormittag zwei Gefänge des Statius; heute Vormittag

zwei Gefänge des Staius; morgen zwei Gefänge des Staius. . . das vertrage ein Anderer! Es ist ein Gnadenglück, daß die »Thebais« überhaupt nur zwölfte hat. Da muß es doch endlich mal aufhören! Freilich, wenn Ihr mit Staius fertig seid, lest Ihr Virgil und schließlich die Batrachomyomachie.«

»Geh', Lucilia, Du bist recht häßlich! Und ich wollte Dir ein Geständniß machen!«

»Ein Geständniß? Herzens-Claudia, ein Geständniß?« rief Lucilia, die Schwester bei den Händen ergreifend. »Willst Du's endlich bekennen, daß Du ihn liebst? Daß Du völlig in ihn vernarrt bist? O, Du Thörin, merkst Du noch immer nicht, daß Lucilia Dich nur bestrafen wollte für deine schnöde Verstocktheit?«

Claudia erglühte. Unwillkürlich zog sie den goldgestickten Vorhang zusammen, als fürchte sie, die Vorübergehenden möchten ihr das süße Geheimniß von der Stirne ablesen.

»Nicht so laut!« hauchte sie der Schwester in's Ohr. Dann küßte sie ihr sanft und innig die Wangen.

»Du gestehst?« fragte Lucilia.

Statt aller Antwort neue Liebkosungen und ein brennender Kuß auf die Lippen.

»Gut!« versetzte Lucilia. »Mehr bedarf es nicht. Dieser Kuß sagt genug. So küßt nur ein Mädchen, das bis zum Wahnsinn verliebt ist. Dein Kuß galt dem Cajus Aurelius.«

»Schweig'!« flehte Claudia. Sie legte der Uebermüthigen die Hand auf den Mund. »Schwöre mir. . . «

»Daß ich nicht die Rostra besteige und in's Forum hinausrufe: Claudia liebt den Nurelius! . . .? Märrisches Kind! Just im Gegentheil! Höchst geheim werd' ich's halten, und nur im Stillen bemüht sein, Euch die Wege zu bahnen. Denn ganz so glatt, wie Du meinst, wird die Sache nicht abgehen. Ein Ritter aus der Provinz und Claudia, die Tochter des ersten Senatorengeschlechts! Du kannst es dem Vater nicht übel deuten, wenn er seinen Standpunkt vertritt und für Claudia einen Consul bestimmt.«

»Und wenn Claudia nicht will?«

»So muß Titus Claudius nachgeben, oder die sanfte Claudia ist im Stande, sich von Cajus Nurelius entführen zu lassen. . . «

»Was redest Du!« sagte Claudia erschrocken. Sie blickte nachdenklich in den Schooß. »Meinst Du,« begann sie nach einer Weile, »daß die gestrige Anspielung auf den Sextus Furius ernst gemeint war.«

»Wie sonst? Der wackere Mann ist zwar dreimal zu alt für Dich, aber der Ruhm seiner Ahnen strahlt majestätisch durch die Jahrhunderte. Denk' nur an Furius Camillus, den glorreichen Bezwiner der Volsker und Aequer! Sextus Furius hat freilich keine Volsker und keine Aequer besiegt, aber das Consulat steht ihm unrettbar bevor, und sein Vermögen ist opulent.«

»Ach!« seufzte Claudia, »wir haben's doch recht traurig, wir jungen Römerinnen! Wie selten schließen wir den Bund für's Leben aus freier Wahl! Ein strenger Vater oder ein Vormund führt uns dem Gatten zu, eh' unser Herz noch gesprochen hat. Verlobungen wie die Cornelia's mit Quintus sind weiße Raben. Wie schön, wie herrlich ist dagegen der Brauch fern im Norden, wo der Jüngling erst die Neigung des Mädchens und dann die Zustimmung der Familie erstrebt! Aurelius hat mir wunderbare Geschichten erzählt, wie treu diese blonden Angier an dem Weib ihrer Wahl hängen, wie sie oft in beschwerlichem Kampf und mit zähester Ausdauer ihr Kleinod erobern. Es muß himmlisch sein, auf diese nordische Art geliebt und erkämpft zu werden. Weißt Du, Aurelius gehört ein wenig mit zu diesem Germanenvolk. . . «

»So?« fragte Lucilia erstaunt.

»Ja wohl! Seine Großmutter war eine Friesin vom Strande des Nordmeers, da wo der Weserstrom in die See fällt. Nicht alle Friesen sind Gladiatoren und Sänfenträger. Da gibt's reiche, große Geschlechter, stolze Krieger und Heerführer, die vor keinem römischen Consul den Nacken beugen. Wären sie einig, sagt Aurelius, dann könnte Rom auf der Hut sein vor diesen Völkern. Aber merkwürdig, die im Kreis der Familie so friedlich und treu sind, befehlen einander von Gau zu Gau, von Landschaft zu Landschaft. Nur in Tagen großer Gefahr sammeln sie sich um das gemeinsame Banner und wehe dann dem Feinde, der gegen sie anstürmt! Du hast

doch von Varus gelesen, wie er im Teutoburger Walde mit seinen Legionen vernichtet ward, und sich selbst in sein Schwert stürzte?»

»Bancius hat uns davon erzählt. Im Grunde — was da draußen in Germanien passirt. . . Unsere Legionen haben sich ja beständig an der Grenze herumzuschlagen, bald gegen die Dacier, bald gegen die Parther. . . Ich frag' nicht viel nach dem Wie und dem Wo. Die inneren Kämpfe, die Gefechte mit geistigen Waffen interessiren mich mehr. . . «

»Insbesondere die Prozesse im Senat und vor den Centumvirats-Gerichten?» lächelte Claudia.

»Gewiß! Da draußen entscheidet die rohe Kraft; am Forum aber schlägt man die Schlachten der Intelligenz.«

»Und einer der kühnsten Kämpfer heißt Cnejus Afranius.«

»In der That, sein ganzes Auftreten, seine Unerschrockenheit, seine rastlose Energie. . . «

»Ei, ei, wie beredt! Nächstens gewahrt man Dich in der Basilika unter den Beifallsrufnern.«

»Spotte nur! Ich halte fest an dem Recht, alles Edle frei zu bewundern. Wär' ich hübscher, so würd' ich mir vielleicht Mühe geben, seine Eroberung zu machen, denn, ehrlich gestanden, ich halte die zukünftige Frau des Afranius für ein beneidenswerthes Geschöpf.«

»Du bist offenerzig.«

»Wie immer. Ich kann's um so eher sein, als ich mir durch die Erkenntniß meiner Mängel die philosophische

Ruhe nicht rauben lasse. Die Götter sind ungerecht. Meinetwegen! Dir den Rosenmund, mir die cantabrische Bärenschmauze! Das nennt man Fatum oder Ananke! Uebrigens ein prächtiger Tag! Sieh' nur, wie's hier draußen wimmelt und wühlt! Ich denke, wir steigen aus. Dort erglänzt schon der hundertsäulige Porticus.«

Claudia winkte und gab das Zeichen zum Anhalten. Von den Numidiern in einiger Entfernung begleitet, schritten die jungen Mädchen nach der prunkvollen agrippinischen Halle. Arm in Arm wandelten sie die Colonnaden entlang, an den berühmten Wandgemälden vorüber, die in künstlerischer Ausführung Scenen der griechischen Götter- und Heroengeschichte darstellten, — den Raub der Europa, den Centauren Chiron und die Argonautenfahrt. Nach rechts fiel ihr Blick auf jene marmorne Unfriedigung — Septen geheißen —, in deren Mitte das römische Volk sich bei den Abstimmungen der Centuriatscomitien versammelte. Lucilia meinte, hier möchte sie einmal einer recht stürmischen Berathung beivohnen. Claudia fand es interessanter, die glänzenden Kaufläden und Luxus-Bazare am nördlichen Ende des Porticus zu durchmustern, wo die fernsten Provinzen des Reiches ihre Kostbarkeiten zur Schau stellten. So plaudernd und scherzend gelangten sie in die schattigen Platanen- und Lorbeergänge, die fast bis zum Ufer des Stromes reichten und mit Tempeln, Säulen, Wandelbahnen und Kunstwerken aller Art geschmückt, einer zahllosen Volksmenge zum Schauplatz ihrer Vergnügungen dienten. Hier

sah man auf breiter Fahrstraße Hunderte von blitzenden Wagen dahinsausen, — meist zweirädrig nach Art unserer Phaëtons. Elegante Reiter sprengten über den Kies, während das bunte Gewühl der Fußgänger auf den Seitenpfaden langsam einherzog. Dort umschwärmte eine Gefolgschaft junger Cavaliere die Sänfte einer vornehmen Dame; dort führte ein ernst und grämlich dreinschauender Pädagoge seinen Zögling nach einem der Rasenplätze, wo die Jugend sich im Ringkampf oder im Schlendern des Diskus übte. Liebende Paare schlenderten durch die entlegeneren Haine; Sklaven und Sklavinnen scharten sich mit den Kindern ihrer Gebieter um die Schaubude eines Gauklers und beklatschten die Künste des Masthlon, der auf freier Stirn wuchtige Stangen balancirte, oder die Kraftproben des Minus, der ein halbes Duzend Knaben zugleich in die Höhe stemmte. Dazwischen drängte sich eine Legion laut schreiender Backwerk- und Obst-Händler; Wahrsager zupften die Vorübergehenden am Gewande und boten mit lästiger Zudringlichkeit ihre Dienste an; Schiffbrüchige — die gemalte Tafel, die ihren Unglücksfall darstellte, vor den Knien — saßen hilfeheischend am Wege; Flötenbläser spielten die neueste Weise von Gades; braune Aegypter producirten gezähnte Schlangen, die sich zum Tacte hohlfingender Pauken ihren Meistern um Brust, Nacken und Arm ringelten.

Lucilia und Claudia folgten dem beschatteten Fußwege, der mit der Hauptstraße parallel lief. Sie ergözten sich am

Audruck des immer neuen Schauspiels, das hier lärmend und farbenprächtigt durch die Alleen wogte.

»Ob wir deinem Aurelius begegnen?« fragte Lucilia.

»Deinem Aurelius! Kind, ich bitte Dich, gewöhn' Dir solche Reden nicht an.«

»Nun denn: dem Cajus Aurelius.«

»Schwerlich. Er kommt jetzt nur selten zum Marsfeld.«

»So? Was hat er denn so Wichtiges zu erledigen?«

»Er betreibt ernstliche Studien. Auch verkehrt er seit einigen Tagen viel mit Cornelius Cinna, der ihn meist um diese Stunde empfängt. Cinna hält große Stücke auf ihn.«

»Nun, offen gestanden, da wäre mir ein Ritt hier im Grünen doch ein besseres Vergnügen, als die Reden des alten Murrkopfes.«

»Aurelius findet ihn höchst interessant. Er hält ihn für ein Genie.«

»Was Du sagst! Ein Genie in der Kunst, das Leben recht schwarz zu sehen!«

»Nein, auch so. Cinna führt den Cajus in die Geheimnisse der Staatswissenschaft, der Philosophie, der Geschichte ein. Cajus erzählte mir, die wenigen Stunden, die er mit Cinna verplaudert habe, seien ihm lehrreicher gewesen, als manches Jahr einsamen Nachdenkens.«

»Nun, dann wird unser Cajus — Du nennst ihn ja mit einem Male so schlechtthin Cajus — auch bald anfangen, über Alles die Stirne zu runzeln und rings Verderbtheit und Elend zu wittern. Weißt Du, Kind, dieser Cinna. . . «



Sie unterbrach sich, denn man rief ihren Namen. Wie sie den Kopf wandte, erblickte sie Quintus, der aus den Büschen trat.

»Nun? Man trifft Euch ja häufig hier draußen? Und immer dicht neben dem Fahrweg! Ihr müßt Euch lebhaft für schöne Pferde interessieren. . . «

»Das thum wir auch,« sagte Lucilia schalkhaft. »Sieh nur zum Beispiel den prächtigen Schimmel, der jetzt in die große Allee einbiegt. Welch' ein Kopf! Welche Mähne!«

Claudia drückte der übermüthigen Schwester unwillkürlich den Arm. Der da herangesprengt kam, war kein Anderer als Cajus Aurelius. Ihm zur Seite ritt Herodianus, von den Stößen seines mächtigen Hochtrabers unsanft geschüttelt. Sein geröthetes Antlitz verrieth wenig Leidenschaft für den Sport. Um so freudiger und kühner schaute Aurelius drein, der sein edles Thier wie spielend durch's Gewühl der Carrossen lenkte und das Gefühl der Kraft und Sicherheit so recht aus dem Vollen kostete.

Jetzt erblickte er Claudia. Das Blut schoß ihm heiß in die Stirne. Das Auge fest auf die beiden Mädchen gerichtet, und in höchster Verwirrung grüßend, bemerkte er nicht, daß eines jener winzigen Pferde, »manni« geheißen, wie ein Pfeil auf ihn aufstürmte. Der Reiter, ein etwa zwölfjähriger Knabe, lenkte zwar noch im letzten Augenblicke ein, doch nicht zeitig genug, um den Schimmel, der eine halbe Biegung nach links gemacht hatte, ganz zu vermeiden. So ward das Hoß von der Mähne des Ponys hart am Untertiefer gestreift,

während der Knabe nur durch hastiges Bücken vor einem gefährlichen Zusammenstoße bewahrt blieb. Das Thier des Batavers, ohnehin leicht erregt, ließ ein unheilverkündendes Schnauben vernehmen, stieg, am ganzen Leibe zitternd, steil in die Höhe und hätte sich in der nächsten Secunde unfehlbar überschlagen, wenn nicht Quintus, in kühnem Schwunge über das Buschwerk setzend, das Roß bei den Zügeln gepackt und es so nach kurzem Ringen zum Stehen gebracht hätte. Inzwischen war Herodianus, dem der Schreck alle Fassung benahm, durch einen plötzlichen Sprung seines Rappens aus dem Sattel gehoben und vorn auf den Bug gesetzt worden. Den Hals des Pferdes umklammernd, spielte er eine eben so komische als bedauerliche Figur. Nachdem Quintus den Schimmel des Batavers glücklich niedergezwungen, kam er auch dem Freigelassenen zu Hülfe.

»Bei Zeus dem Rächer!« rief Herodianus, mühsam in den Sattel zurückrutschend, »dieses unvergleichliche Sonnenroß hätte mich um's Haar unter die Hufe gekriegt! Heißen, unauslöschlichen Dank, ruhmreicher Quintus Claudius! Zwölf Septunzen trink' ich heut' noch auf deine Gesundheit!«

»Auch ich danke Dir,« sprach Aurelius bewegt. »Kann ich Dir je einen Dienst erweisen. . . «

»Bei den Göttern,« rief Quintus lachend, »man sollte meinen. . . «

»O, ich sah, wie dicht der Huf meines Rosses an deinem Haupte vorüberschlug!«

»Im Ernste? Uebrigens, — erkauntest Du nicht den kleinen Sturmvogel, der so heftig an Dir vorüberschoß? Es war Burrus, der Sohn des Oberkämmerers. Ein toller Junge. Er hat's von der Mutter.«

»Burrus? — Den Martial so überschwänglich gefeiert hat?«

»Derselbe. Er schmeichelt dem Sohne, aber es gilt dem Herrn Vater.«

»Nun, wenn er hört, wie Burrus mich beinahe über den Haufen geritten, so gibt ihm das vielleicht Stoff zu erneuten Lobreden. Einstweilen bin ich froh, daß die unfreiwillige Heldenthat ihm nicht völlig geglückt ist. Das dank' ich Dir, vortrefflicher, unerschrockener Freund! Wie gesagt, wenn Du je in die Lage kommst. . . «

»Ich bitte Dich, laß doch die Kleinigkeit!« sagte Quintus. Dann mit einem Male besann er sich. »Das heißt,« fügte er lächelnd hinzu. . . »es wäre doch möglich, daß ich deine Gefälligkeit früher in Anspruch nähme, als Du vermuthest, wenn auch nicht zum Entgelt für meine Leistung als Koffebändiger. . . «

»Du machst mich glücklich. Wann immer Du kommen magst, ich stehe Dir frei zur Verfügung.«

»Wohl!« versetzte Quintus mit eigenthümlichem Nachdruck, — »so erwarte mich heute noch am Schluß der ersten Vigilie.«

»Leider bin ich auf diese Stunde versagt.«

»So sei's eine spätere. Die Stunde vor Mitternacht. . . «

»Es gilt: ich erwarte Dich,« sagte Nurelius.

Die Mädchen hatten während des kurzen Zwiegesprächs der Jünglinge regungslos dagestanden. Claudia kämpfte noch mit den Nachwehen ihres Schreckens; auch Lucilia war bleich geworden.

Der Bataver stammelte jetzt eine verlegene Entschuldigung, grüßte und gab dem Pferde die Sporen, während der Freigelassene dem hartmüthigen Hochtraber das Wolfsgebiß möglichst derb auf die Zunge drückte. So sprenghen sie in's Gewühl, Nurelius stolz und elastisch wie ein junger Centaur, sein Begleiter wie ein dicker, wulstiger Ball, unablässig auf und nieder geschüttelt.

»Du bist ein prächtiger Junge,« sagte Claudia, die Hand ihres Bruders ergreifend und innig festhaltend. »Welche Kraft, welcher Muth, welche Aufopferung! Ach, das Herz hat mir beinahe still gestanden, wie das abscheuliche Thier so mit dem Huf an deinen Schläfen vorbei hakte! Das werd' ich Dir nie vergessen.«

»Sehr verbunden, mein theures Schwesterchen! 'S ist lange her, daß Du zum letzten Male in dieser Tonart mit mir geredet. Nicht wahr, Claudia, daß der Reiter zufällig Cajus Nurelius heißt, das thut mir in deiner Werthschätzung keinen Abbruch?«

»Necke und scherze nur, wie Du willst: ich habe Respekt vor Dir, und jetzt verzeih' ich Dir Alles, was Du jemals gesündigt hast.«

»Begleitest Du uns?« fragte Lucilia.

»Zehn Minuten. Dann muß ich kehrt machen. Clodianus erwartet mich in den Thermen.«

»Wo speisest Du heut'?'« fragte Claudia.

»Bei Cinna.«

»Du bist lange nicht unser Gast gewesen.«

»Morgen, wenn's Euch genehm ist. Ich will sehen, ob Cinna gestattet, daß ich Cornelia mitbringe. . . «

»Schwerlich,« meinte Lucilia. »Seit vorgestern befindet er sich in abscheulicher Laune. Heute früh empfing ich ein Billet von Cornelia. . . Ich möge kommen und sie vor den Geistesjähren ihrer Melancholie retten.«

»Was Cornelia nur will?« sagte Quintus. »Ich höre jetzt wiederholt. . . In meiner Gegenwart ist sie stets die Heiterkeit selbst.«

»Das ist die Allmacht der Liebe,« versetzte Lucilia.

»Ihr Zauber besiegt jeden Verdruß.«

»Du scheinst reich an Erfahrung.«

»Theoretisch, nur theoretisch!«

Sie schritten weiter bis an das Flußufer. Einige Augenblicke lang schauten sie dem Treiben der Barken und Gondeln zu, die sanft nach der äliſchen Brücke hinabglitten, oder mit straffer Anstrengung ihrer Ruderer dem Strome entgegenstrebten. Die reizenden Hügel jenseits der Ebene mit Gärten und Landhäusern überſät, grüßten freundlich herüber. In der Ferne ragte der fünfſpitzige Sorakte.

»Bald wird ihn Schnee bedecken,« meinte Claudia mit einem Seufzer.

»Ja, ja, es wird Herbst,« sagte Quintus. »Jetzt aber, Kinder, — vergnügt Euch ohne mich! Also morgen auf Wiedersehn!«

Leute,« wandte sich Claudia an die Numidier, als Quintus im Gedränge verschwunden war, »wißt Ihr was? Schämen sollt Ihr Euch bis in die Fußspitzen! Ohne Quintus wäre Aurelius dem Pferde unter die Hufe gekommen! Feige Gesellen seid Ihr! Bei den Göttern, wenn's mir zu Sinn kommt, laß' ich Euch strafen, daß Ihr dieser Stunde gedenken sollt!«

Die Numidier sperrten die großen wulstigen Mäuler auf und gloßten ihre Gebieterin an, als ob sich ein Wunder begebe. Keiner der Sklaven hatte jemals von den Lippen Claudia's eine ähnliche Sprache vernommen.

»Das macht,« raunte Einer von ihnen, »weil sie dem reichen Furius zur Gemalin bestimmt ist. Ich hab's immer behauptet: auch die Sanftesten werden hoffärtig, wenn ein Gatte in Sicht kommt.«

---

## Fünftes Capitel.

Es war Nacht geworden. Im Speisezimmer des Cnejus Afranius erhob man sich von den Bänken. Sechs Männer hatten hier das einfache Mahl genommen — Männer, nach Stand und Alter verschieden, aber gleich an Gesinnung, gleich an Haß gegen die Schreckensherrschaft des Imperators, gleich an Muth und Charakterstärke. Während der Mahlzeit war der Kreis der üblichen Tischgespräche kaum überschritten worden. So fest auch Afranius von der Treue seiner Sklaven durchdrungen war, im Reiche des Domitian war Mißtrauen die vornehmste Tugend. Selbst die *Commisatio*, das Bechern, das nach altem Brauche die Mahlzeit beschloß, ließ dem Gespräch keinen Aufschwung. Jeder trug sich mit dem Gedanken an das, was da folgen sollte.

Jetzt schritten sie insgesammt nach dem Säulenhof, — wenn der kleine, unansehnliche Raum diesen Namen verdiente. Cnejus Afranius, der Sproß einer armen Ritterfamilie aus dem Inghuntensischen Gallien, hätte seine Laufbahn in Rom wahrscheinlich als Bewohner eines Miethsgebäudes antreten müssen, wenn ein kinderloser Freund

seines Vaters ihm nicht ein kleines Legat vermacht hätte. So kaufte er denn auf der rechten Seite des Tiber, mitten im Arbeiterviertel, ein bescheidenes Häuschen, das ehemals einem Schiffer gehört hatte. Eng und geschmacklos in seiner Anlage, ward es nur durch die augenscheinliche Sorgfalt, die der neue Besitzer auf seine Instandhaltung wendete, und besonders auch durch das zierliche Gärtchen im Peristyl etwas weniger unhympathisch. Afranius fühlte dies, aber es grämte ihn nicht. Jener peinvolle Druck, der die meisten Menschen in beschränkten Verhältnissen heimsucht, wenn ihre sonstige Veranlagung sie auf den Verkehr mit besser Gestellten anweist, war ihm fremd. Da er überdies zwar jalop, aber doch stets im größten Style gekleidet war, so galt er bei denen, die ihn auswärts trafen, beinahe für wohlhabend. Dieser Eindruck beruhte auch in der ganzen Art seines Auftretens. Aurelius, der heute zum ersten Mal diese Schwelle beschritt, glaubte bei seiner Ankunft vor dem Vestibulum, er sei irre gegangen. Es schien ihm undenkbar, daß der selbstbewußte, flotte Afranius ein so ärmliches Heim bewohne . .

Die sechs Männer begaben sich langsam aus dem Speisezimmer in das Arbeitsgemach. Zuorderst die hohe Greisengestalt des Marcus Cocceius Nerva, auf den Arm des Alpines Trajanus gestützt. Ihnen folgte Publius Cornelius Cinna mit Cajus Aurelius. Zuletzt kam Afranius an der Seite eines alten Centurio, der lange Zeit in Germanien und Dacien gedient und in Folge einer Verwundung



den linken Arm verloren hatte. Vom Kaiser Domitianus der ihm früher bewilligten Unterstützung beraubt, hatte er sich Jahre lang sein Brod mühsam als Lehrer in der Buchstabilerschule eines ehemaligen Arztes verdient, bis Ulpian Trajanus dem wackeren Manne eine Freistatt in seinem Hause gewährte.

Den Slaven ward nun kategorisch bedentet, man wüünsche durchaus ungestört zu bleiben. Monnus, der Vertraute des Cnejus Afranius, stellte sich vor den Eingang, damit kein unberufener Lauscher zu nahe käme.

»Freunde,« begann Marcus Coccejus Nerva, als die Männer sich niedergelassen, »die Absicht einer folgenschweren Berathung hat uns hieher geführt. Es gilt, Mittel und Wege zu finden, um das nun endlich in's Werk zu setzen, was uns mondelang unablässig beschäftigt hat. War die Schreckensherrschaft des Domitianus vom Anbeginn unerträglich, so scheint ihr Uebermuth, ihre Schamlosigkeit jetzt einen Höhepunkt zu erreichen, der uns das Blut in den Adern erstarren läßt. Vor zwei Tagen erst vernahmen wir im Hause des Cinna, welch' unerhörten Frevel der Cäsar mit den angesehensten Mitgliedern des Senats und des Ritterstandes getrieben. Seitdem sind Euch neue Mißethaten zu Ohren gekommen. Wie Titus einst jeden Tag als verloren betrachtete, da er nichts Gutes gethan, so zählt dieser entartete Flavier nur diejenigen Tage für voll, an denen er das Recht mit Füßen getreten und zur Willkür die prahlerische Frechheit gefügt. Ihr Alle kanntet den Junius

Rusticus. Er war ein trefflicher Mann, wohl erfahren in jeder Wissenschaft, freimüthig und von strengster Reinheit der Sitten. Dieser edle Philosoph ist gestern gekreuzigt worden. Und weshalb, meine Freunde, weshalb? Weil er den Pätus Thrasea, das berühmte Opfer des Nero, einen Mann von tadellosem Charakter genaunt hat. Um deswillen starb Junius Rusticus den Tod eines Mordmörders.«

Durch das Zimmer ging ein dumpfes, gepreßtes Murmeln. Alle, mit Ausnahme des Nurelius, wußten bereits um die Unthat, aber von den Lippen des greisen Senators erschütterte die Kunde auf's Neue.

»Nicht genug,« fuhr Coccejus fort. »Eine zweite Missethat scheint die Kreuzigung des Junius Rusticus fast in Schatten zu stellen. Vor kurzem starb ein reicher Mann aus dem Ritterstande, mit Namen Cäpio. Erbin des Vermögens war die Nichte des Mannes, ein junges Mädchen von vierzehn Jahren. Da fand sich ein Mensch, der öffentlich ansagte, er habe den Cäpio bei Lebzeiten mehrfach äußern hören, der Imperator solle sein Erbe sein. Auf diese Lüge hin ward das Vermögen rücksichtslos eingezogen. Das Mädchen aber, hilflos und unerfahren, gerieth auf Abwege. In tiefes Elend versunken, von Schande und Krankheit besudelt, stand sie jüngst nun am Wege, da der Cäsar über das Forum getragen wurde. Sie streckte die Hände nach dem Sessel empor und schrie in verzweifelten Ausdrücken um Gerechtigkeit. Sie ward von der Leibwache festgenommen und heute früh zu Tode gepeitscht.«

»Tod ihren Mördern!« rief Cinna, die Faust in der Richtung nach dem Palatium schüttelnd. »Wie dieses Kind, so kann es auch Dich, o Nerva, auch Dich, Ulpius Trajanus, auch Dich, Cnejus Afranius, treffen. Im Rom des Tyrannen gilt ja nur Ein Gesetz, die Lanze des Bluthunds. Heute fixelt ihn der Falerner: ein Wink, und die Töchter unserer ersten Familien werden hinweggeschleppt. Morgen hat er sich behäbig den Wauft gefüllt und girrt nach Zerstreung: ein Wink, und Rom geht wieder in Flammen auf. O ewige, unermessliche Schmach! Beschließt Ihr, was Ihr wollt; mein Beschluß ist gefaßt. Im Senat, auf dem Forum, im Schauspiel — wo ich ihn treffe, ich tödte ihn.«

»Gelassen, mein theurer Cinna,« sagte Cocejus. »Du bist der Letzte, dem es gestattet wäre, dem Tyrannen so in die Nähe zu kommen. Der Mann des Mißtrauens, der alle Wände seiner Gemächer mit Spiegelstein überkleiden läßt, damit er sehen kann, was hinter seinem Rücken geschieht, dieser Mann wird sich vor Cinna zu hüten wissen. Und dann, meine Freunde, beslecken wir unsere gerechte Sache nicht ohne Noth mit vergossenem Blute! Das Ziel, das uns vorjchwebt, kann auch ohne die Ermordung des Cäsars erreicht werden. Stellt das empörte Volk ihn später vor den Richterstuhl des Senats, wird er gesetzlich zum Tode verurtheilt, so mag ihm geschehen, wie er's tausendfältig verdient hat. Wir aber, die wir entschlossen sind, eine Aera der Freiheit und des Rechts zu begründen, wir müssen, wenn's irgend möglich ist, unsere Hände rein

bewahren. Wir sind die Zermalmer seines Thrones, aber nicht seine Henker.«

Halblaute Worte des Beifalls gaben dem Sprecher die Gewißheit, daß er im Geist seiner Freunde redete. Auch Cinna fügte sich.

»Du hast Recht,« sagte er stirnrunzelnd. Du bist allezeit klar und besonnen, wo mir das Herz kocht vor schäumender Wuth. Es war ein guter Griff, Ihr Genossen, daß Ihr mich nicht an eure Spitze stellet. Ich taugte zum Ausführen, zur energischen That, aber das Blauen, das ruhige Prüfen wiegt schwerer in der Schale der Weltgeschichte.«

»Beides im brüderlichen Verein wird unsere Fesseln zer Sprengen,« ergänzte Afranius. »Wahrlich, sieberhaft gelüftet's mich zu vernehmen, wie Upius die Probleme gelöst hat. . . . Wie ich sie lösen würde, das weiß ich. . . .«

»Nun?« fragte Upius Trajanus. »Du warst bis jetzt in unseren Versammlungen immer der schweigsamste. Vielleicht kann ich das, was Du sagen wirst, in meine Entwürfe noch mit verweben.«

»Was ich zu sagen habe, ist sehr wenig, aber es scheint mir um so klarer und einfacher. Wuth, Haß, Verzweiflung gähren in allen Gemüthern. Der Brennstoff ist aufgehäuft, es bedarf nur des zündenden Funkens. Werfen wir diesen Funken in die Massen des Volkes! Rufen wir offen und rückhaltslos ganz Rom zur Empörung!«

»Gemach!« unterbrach ihn Coccejus Nerva. »So hoch unser Herz auch pochen mag, keinen Schritt, den der kalte Verstand nicht gut heißt! Keine That des Gefühls! Du irrst, Afranius, wenn Du meinst, jener Pöbel, der da Brod und Circusspiele verlangt, werde sich für die Freiheit begeistern. Was hat diese Rotte von Müßiggängern, was haben diese Kornspenden-Empfänger und Tagediebe vom Cäsar zu fürchten? Der Blitz schlägt in die Eichen, aber nicht in's Gestrüpp, das am Boden kriecht. Ob Domitians oder ob Titus regiert, ob der Senat Ehre oder Mißhandlung erfährt, diesem Pöbel ist's gleich, wenn nur gerannt, gespielt und gefochten wird. Für Brod und Circusspiele verkaufen sie sich dem ersten besten Barbaren. Ein Sigambrer ist ihnen ebenso lieb, wie ein Enkel des Romulus. Ach, Freunde, wenn ich dies Treiben erwäge, so packt mich zuweilen ein jäher Schreck, und angsterfüllt schweift mein Blick in die Zukunft. Immer weiter greift diese frevelhafte Vaterlandslosigkeit um sich; sie vergiftet sogar das Heer. . . Tritt hier nicht bald eine Wendung zum Bessern ein, so mag sich's ereignen, daß die stolze Roma eines Tages in Trümmer fällt; ja, meine Freunde, in Trümmer, — zerstückt von den Rotten jugendfrischer Germanen, die schon jetzt so bedrohlich an unsere Pforten pochen. Mit dem Stahl werden sie den Rest unserer Tugend, mit dem Golde die Phalanx unserer Laster bewältigen.«

Er schwieg. Auf dem edlen Antlitz lag der Ausdruck des tiefsten Schmerzes. Dann, zu Afranius gewandt:

»Also, was ich sagen wollte, der Pöbel der Hauptstadt muß unbedingt aus dem Spiele bleiben!«

»Du sprichst vom Pöbel,« versetzte Afranius. »Neben dem Pöbel gibt es ein Volk, gering an Zahl, aber desto größer an Kraft, an Hoheit und Würde. Glaube mir, auch im dritten Stande, unter den Fischern und Krämeru, unter den Arbeitern und Gewerbsleuten gibt es noch Römer.«

»Wohl! Mit einer so kleinen Zahl dürfen große Pläne nicht rechnen. Wie der Staat sich entwickelt hat, geben die Truppen den Ausschlag. Wer die Soldaten beherrscht, dem fällt Rom und das Reich zu. Ihr wißt jedoch, wie sehr die Legionen in der Provinz vom Eindrücke der vollendeten Thatfachen abhängig sind. Es steht kaum zu erwarten, daß irgend eine Heeresabtheilung außerhalb Roms für Domitianus Partei ergreift, wenn wir erst die Hauptstadt in unserer Gewalt haben. Mit einem Wort, es gilt die Gewinnung der Prätorianer. Ulpinus, mein lieber Sohn, gib uns zu wissen, was Du in diesem Punkte versucht und geleistet hast.«

Ulpinus Trajanus lehnte sich im Sessel zurück und kreuzte die Arme über der Brust. Das freimüthig edle Gesicht mit dem warmen Zug von Treuherzigkeit um die Lippen ward mit einem Male ernst und besorgt. Lucilia hatte ganz Recht, wenn sie gelegentlich meinte, Ulpinus Trajanus erinnere sie an Cajus Aurelius. Beträchtlich älter und von südländisch-dunklem Typus, besaß der Hispanier,

ganz wie der junge Bataver, jenen Ausdruck rein menschlichen Wohlwollens, der den Zügen einen so klaren und harmonischen Charakter verleiht.

„Ihr Freunde,“ begann Alpinus Trajanus leicht erröthend, »noch kann ich Euch zu meinem größten Schmerze nichts Entscheidendes mittheilen. Ich kam hierher, nicht eigene Erfolge zu melden, sondern um von den Euren zu hören. Die Prätorianer sind während der letzten Monate vielfach neu recrutirt worden. Allwöchentlich vertheilt man den Officieren und Mannschaften große Geldgeschenke. Norbanus, der Oberst, wird vom Kaiser mit Gunst überhäuft. Da war's denn schwer, einen Stützpunkt zu finden. Zwar bin ich fest überzeugt, daß Norbanus als ehrlicher Mann das Wohl des Vaterlandes höher stellt als jede sonstige Rücksicht; indeß, bis zur Stunde hab' ich umsonst gestrebt, ihm nahe zu kommen. Er spricht zwar freier als mancher Andere, aber sein Freimuth bezieht sich doch immer auf Nebendinge. Instinctiv kennt er die Grenze. Es wäre zwecklos, Euch jede Einzelheit zu berichten. Ich bin rastlos und mit Vorsicht am Werke gewesen. Nicht meine Schuld ist's, wenn der Stein immer wieder zum Abgrund rollt.“

»Versprich ihm ein Consulat,“ raunte Cinna stirnrunzelnd. »Ueberrumple, verblüffe ihn; setz' ihm den Dolch auf die Brust. . . «

»Der Dolch könnte nur allzuleicht die Spitze auf uns kehren,“ sagte Trajanus lächelnd.

»Er hat Recht, Cinna,« warf Nerva ein. »Gerade um seiner Selbstbeherrschung und Ruhe willen ward er für diese Rolle bestimmt, — und im Geiste seiner Auftraggeber muß er sie durchführen.«

»Aber schließlich muß doch die Selbstbeherrschung ein Ende nehmen,« sagte Afranius, das runde Kinn auf die Hand stützend. »Ich denke nicht daran, unserem vortrefflichen Ulpius einen Vorwurf zu machen; ich meine nur, wenn Lucius Norbanus die Rolle des Zugegürteten fortspielt und Trajan auf die Lösung des Gürtels wartet, ohne selbst Hand anzulegen, so kommt unser Befreiungswerk nicht von der Stelle. Nichts aber ist gefährlicher als langgeplante Verschwörungen. Im Handumdrehen friegt das Palatium Wind, und übermorgen ist die Karitäten-Sammlung Domitianiſcher Opfer um einige schätzenswerthe Exemplare vermehrt.«

Cornelius Cinna gab Zeichen des Beifalls. »Das zuviel schadet überall,« jagte er lebhaft, »auch in der Vorsicht. Wir müssen jetzt handeln. Geh't's nicht mit der Leibwache, so sei's ohne oder im Nothfalle gegen sie. Im lugdunensiſchen Gallien stehen Truppen genug, um die paar Cohorten des Norbanus über den Haufen zu werfen. Cinna gilt etwas bei den Legionen. Gar manchen treuergebenen Freund hab' ich unter den Officiereu; gar mancher Soldat erinnert sich, daß ich stets ein Freund und Förderer des dritten Standes gewesen.«

»Das kann ich bestätigen,« jagte der alte Centurio, der bis dahin schweigend im Sessel gelehnt. »Und auch ich



entbehre nicht ganz des Anhangs, wenn ich gleich mit Cinna nicht wetteifern kann. Ich sollte meinen, es könnte nicht schwer halten. . . «

»Geung,« unterbrach ihn Coccejus Nerva mit einer freundlichen Handgeberde. »Ich sehe, die Meinungen sind getheilt. Gestattet mir einen Vorschlag. Die Gefahr einer Entdeckung scheint nicht so drohend, daß wir jeden Versuch, uns auf Rom zu stützen, von der Hand weisen sollten. Trennen wir uns mit der festen Absicht, Alles, was uns hier an's Ziel führen kann, zu versuchen und anzubahnen! Ich denke jetzt zunächst an Cajus Aurelius, der sich so rath mit Norbanus befreundet hat und dem Palatium jedenfalls minder verdächtig ist, als Ulpius Trajanus. Treffen wir uns heute in vierzehn Tagen um die gleiche Stunde hier im Hause des Afranius. Ist unser Plan in der Zwischenzeit nicht weiter gediehen, so geben wir die Siebenhügelstadt auf und operiren im lugdunensischen Gallien.«

Der Vorschlag fand allseitige Zustimmung.

»Noch Eins! Es wäre doch möglich, daß im Lauf dieser vierzehn Tage Ereignisse eintreten, die sich nicht im Voraus berechnen lassen. Ich bin fest überzeugt, noch ahnt man im Palatium nicht das Geringste; aber die Späher sind zahllos, und ein Zufall, ein unbedachtjames Wort, eine Miene kann uns verrathen. Gerade jetzt herrscht erneutes Mißtrauen in der Umgebung des Cäsar's. Halten wir uns stündlich zur Flucht bereit!«

»Zur Flucht?« rief Cornelius Cinna. »Ist das der Weg, der zum Siege führt?«

»Ich sage nur: schlimmsten Falls. . .«

»Allerdings, das wäre das Schlimmste! Du bist am Ende gar unterrichtet? Du weißt, daß ein Späher unsere Pläne verrathen?«

»Nein, theurer Cinna, ich weiß von Nichts. Ich erwog nur die Möglichkeit. . .«

»Diese Möglichkeit ist gerade das Unerträgliche. Jetzt fühl' ich's doppelt, daß nur im Handeln das Heil beruht.«

»Kannst Du denn handeln?« fragte Cocejus. »Ist Norbanus dein Mitverschworener? Stehn die Legionen Galliens unter deinem Oberbefehl? So handle doch, Cinna! Tritt auf die Rednerbühne am Forum und erkläre den Cäsar für abgesetzt!«

»Du hast Recht,« knirschte Cinna, »Recht wie immer! Was aber soll geschehen, wenn jene Möglichkeit eintritt? Wenn die Flucht uns nach allen vier Winden zerstreut hat. . .?«

»Dann, meine Freunde, gilt's einen Punkt zu wissen, der uns in aller Stille wieder vereinigt. Dieser Punkt sei Rodunna, die Vaterstadt des Afranins. Sie liegt überaus günstig, — nur wenige Meilen von Lugdunum entfernt, und doch, vermöge ihrer Kleinheit, abseits vom Weltverkehr. Dort sammeln wir uns, rufen die Legionen zum Aufstand und marschiren auf Rom.«

»Gut! Sehr gut!« sagte Cornelius.

»Kodumna!« wiederholten die Andern.

Nerva erhob sich.

»Ein Wort,« bat Cajus Aurelius.

Nerva, der bereits die Hand des Hausherrn ergriffen, um Abschied zu nehmen, warf dem Jüngling einen fragenden Blick zu.

»Würdige Männer,« hub der Bataver an, »gestattet mir eine Mittheilung. Drunten zu Ostia liegt mir eine Trireme. Der Befehlshaber, wie die Mannschaft sind Leute, auf die wir uns blindlings verlassen können. Sollte nun etwas eintreten, was uns von hinnen scheucht, so mein' ich, wir fänden uns an Bord meines Schiffes und erreichten Gallien zur See.«

»Das läßt sich hören,« versetzte Nerva. »Eine Frage jedoch! Weiß man zu Rom von der Existenz jener Trireme?«

»Kaum. Allerdings war die Familie des Jupiterprieesters mit mir an Bord, als ich von Bajä heraufkam. Hier jedoch, wo so Vieles ihre Theilnahme fesselt, werden sie des geringfügigen Umstandes schwerlich erwähnt haben.«

»Aber die Sklaven?« rief Cinna. »Bist Du dem Palatium verdächtig, so hat man sie ausgeforscht. . . «

»Ich glaube kaum, daß ich dem Palatium für solche Aufmerksamkeiten wichtig genug erscheine.«

»Und selbst wenn dies der Fall wäre,« meinte Nerva, »so gibt's hier Abhülfe. Sprengt noch morgen bei allen

Freunden und Bekannten die Nachricht aus, dein Schiff werde nach Trajectum zurückkehren. Begib Dich nach Ostia und laß es mit allem Pomp absegeln. Bei Nacht, auf hoher See, biegt der Capitän, anstatt südwärts zu steuern, links um und fährt an den pontischen Inseln vorbei nach Antium, als käm' er geraden Wegs von Messana. Dort wartet er, bis wir seiner benöthigen. Auf der Via Appia, über Aricia und Lannvium, haben wir nach Antium kaum noch einmal so weit als nach Ostia. Deinem Capitän gibst Du als Erkennungszeichen das Wort »Nodunna«. Wer mit diesen drei Silben an Bord verlangt, den hat er aufzunehmen. Wie gefällt Euch mein Vorschlag?»

»Mich dünkt,« rief Cinna, »besser konnte sich das Alles nicht fügen. So brauchen wir nicht selber ein Schiff zu rüsten, noch auch zu Lande zu fliehen. Das Eine würde Verdacht erregen, das Andere wäre gefahrvoll und mit großen Beschwerden verknüpft. Es bleibt dabei: sollte die Lage irgend bedenklich werden, so treffen wir uns an Bord der Triteme im Hafen von Antium.«

Die Verschworenen erhoben sich und traten langsam in's Freie.

## Sechstes Capitel.

**A**m zweiten Tage nach diesen Vorfällen stieg aus dem tyrrenischen Meere dunkles Gewölk auf und überzog in langen, schwärzlichen Streifen das vor kurzem noch so stahlblaue Firmament. Ein straffer Südwestwind staute die Wellen des Tiberstromes zurück und warf die Barken und Flachschiffe, die am Fuße des aventinischen Hügels vor Anker lagen, klatschend wider einander. Plötzliche Regenschauer prasselten in kurzen Zwischenräumen hernieder und zwangen der Bevölkerung die ledernen Kutten oder die langhaarigen Wollmäntel auf. Das öffentliche Leben zog sich in die Arkaden und Säulenhallen zurück; die Atrien mit ihrem schlüpfrigen Marmor standen verwaist, und melancholisch rann das Wasser aus den Dachtraufen in die hochgefüllten Impluvien. Ueber der ganzen Stadt lag ein feltjamer Hauch von Unwirthlichkeit und Schwermuth. Ein großes Wettrennen, welches heute im Circus Maximus stattfinden sollte, war noch in zwölfter Stunde abgesagt worden. Das Treiben an den Aufgängen zum Palatium war geringer als sonst. Die Senatsmitglieder fanden sich,

trotz des weitſchichtigen Materials, das ihrer Prüfung harrete, minder zahlreich zur Sitzung ein. Kurz — allenthalben herrſchte jene unbehagliche Stimmung, die der erſte Mahnruf der beginnenden ſchlechten Jahreszeit mit ſich bringt.

Gegen Abend nahm das Unwetter zu. Quintus, der nur in Geſellſchaft zweier Klienten ſein Maſſl eingenommen, ſtand, wie's zu dämmern anfing, vor der Thüre des Speiſezimmers und spähte hinaus in das unerfreuliche Schauſpiel. Die Wolken jagten wie toll, und der Wind ſtöhnte und heulte rings durch die Colonnaden wie die Stimme eines klagenden Menſchen.

»Vortrefflich,« dachte Quintus, in's Zimmer zurücktretend. »Je wüſter und wilder, um ſo beſſer für unſer Vorhaben. Er winkte dem klugen Bleyhrus, der eben jezt ein Becken mit glühenden Kohlen am Eingang vorübertrug. »Wohin, Bleyhrus?« fragte er zögernd; und als die Antwort lautete: »Herr, in dein Studierzimmer!« da ſagte er: »Gut! Ich folge Dir! Sorge, daß wir allein ſind!«

Der Slave ſchritt unter dem Säulengang weiter und ſetzte, im Studierzimmer ſeines Gebieters angelangt, das Erzbecken vorſichtig auf den Boden. Zwei Ruaben, die müßig herum ſtanden, ſchickte er weg. Gleich darauf erſchien Quintus.

»Höre, Bleyhrus,« hub er an, »ſtelle Dir vor, es ſei heute das Feſt des Saturn! Sage mir offen und ohne Rückhalt die Meinung, als ſäßeſt Du nach alther-

gebrachter Sitte bei Tisch und ich, dein Herr, trüge Dir Speisen vor.«

Der Slave blickte verwirrt zu ihm auf.

»Du scheinst mich nicht zu verstehen,« fuhr Quintus fort. »Ich will von Dir hören, wie Du mit deinem Gebieter zufrieden bist. War ich ungerecht, hab' ich Dich gekränkt und beleidigt, ohne daß Du's verdienstest, so sprich! Ich bitte Dich! Ich befehle Dir's!«

»Herr,« stammelte Pleyrus, »soll ich die Wahrheit reden, so hast Du Manchem von deinen Leuten ein hartes Wort gesagt; mir aber warst Du von je nicht nur ein gütiger und gerechter, sondern ein nachsichtsvoller Gebieter. So müßt' ich sprechen, auch wenn das Fest des Saturn mir die Vollmacht zur Klage erteilte.«

»Ich freue mich deß, lieber Pleyrus. Ich mein' es gut mit Euch Allen, und wenn ich je. . . O, ich weiß, was Dir jetzt durch den Kopf geht! Du gedenkst jenes Abends, da ich den Allobrogus in's Gesicht schlug, weil er die kostbare Vase zerbrach. . . Du hast Recht, die Zähne des Aermsten waren kostbarer, als das zerbrochene Gefäß. . . Es geschah in der ersten Aufwallung. Glaube mir, Pleyrus, niemals hab' ich Einen von Euch aus bösem Herzen geschädigt. Du zumal warst mir allzeit mehr ein Freund als ein Diener. Wir sind zusammen herangewachsen. Du hast meine ersten Spiele getheilt. Weißt Du noch, damals an der mitwischen Brücke, wie ich Dir beisprang, als Dir beim Schwimmen plötzlich der Arm erlahmte? Und dann wieder auf dem

Ringplatz im Marsfelde, wo wir die Kämpfe des Varus mit den Germanen aufführten? Wie ein junger Kriegsgott hiebst Du mich aus der Umzingelung der Gegner heraus, als diese den Spaß in Ernst verkehrten. . . «

»Ich weiß, Herr,« versetzte der Slave mit einem dankbaren Lächeln.

»Wohlan,« fuhr Quintus fort, »so sage mir Eins! Wärst Du auch jetzt noch im Stande, für deinen Herrn in die Breche zu springen? Versteh' mich wohl, guter Bleyhrus! Es handelt sich diesmal nicht um Faustschläge oder Rippenstöße. Es geht um's Leben, mein Junge. Freilich, zum Danke sollst Du auch diesmal nicht, wie ehemals, eine Schale kleinasiatischer Kirschen, sondern das Beste haben, was Du Dir wünschen magst. . . «

»Herr,« sagte der Slave, aufgereggt zitternd, »ich thue, was Du begehrt.«

»Kannst Du auch schweigen, Bleyhrus? Schweigen, nicht allein mit der Zunge, nein, mit dem Blick, mit dem Athem? Du hast mir Dienste geleistet, ich entsinne mich deß, die gleichfalls Verschwiegenheit forderten, — aber das waren doch gar geringe Geheimnisse! Es handelt sich diesmal nicht um ein zartes Billet an die schöne Camilla, auch nicht um ein Plauderstündchen mit Lesbia oder Lyforis. Schwöre mir bei den Manen deines Vaters, schwöre mir bei Allem, was Dir heilig und theuer ist, daß Du schweigen willst wie der Tod!«

»Ich schwöre.«



»So sei bereit! In der zweiten Vigilie treten wir eine Wanderung an, — hinaus in die stürmische Nacht. . . Deinen Genossen magst Du erzählen, ich ginge unerkannt zu Lykoria. Alles Weitere nachher.«

Drei Stunden später klorrte das Pfortchen, das von der Rückseite des Cavadiums auf die Straße führte. Quintus und Plepyrus, beide in dicke Mäntel gehüllt, stiegen langsam den cäliſchen Hügel hinauf und wandten sich dann auf Seitenwegen zu Thale.

Hier, an der südlichen Böschung, empfing sie das Unwetter mit verdoppelter Wuth. Schaurig heulte der Wind den Clivus Martis und die Via Appia herauf. Die Straßen waren fast menschenleer. Nur vereinzelte Reifewagen rollten donnernd und räderklorrend über das Pflaster.

»Vorwärts!« flüſterte Quintus, als der Sklave bei der Kreuzung der Via Latina, vom Anprall eines brausenden Regenschauers verblüfft, einen Augenblick Halt machte. »Wir haben noch weit, Plepyrus. Draußen im freien Felde wird's noch lustiger hergehen.«

Sie schritten vorsichtig über die schlüpfrigen Platten. Jetzt bog die Straße allmählig nach rechts. Was da zur Linken wie ein schwarzgeballter Klumpen am Wege lag, war das Grabmonument der Scipionen. Und dort vor ihnen, kaum erkenntlich am dunklen Nachthimmel, ragte der Bogen des Drusus, unter welchem die Straße hindurchführte.

Sie befanden sich jetzt außerhalb des eigentlichen Stadtbezirks, — der sogenannten vierzehn Regionen des Kaisers Augustus. Rom jedoch, die Unermeßliche, streckte auch jenseits der vorgeschriebenen Grenzen ihre gewaltigen Arme aus. Jene wellige Ebene, die wir jetzt die Campagna nennen, war damals mit Landhäusern und Lustgärten weit übersät. Als Hauptschlagader dieser endlosen Vorstadt führte die prachtvolle Via Appia — das verdienstvolle Werk eines Claudiers — majestätisch nach Süden. Jetzt freilich stand der größte Theil dieser Villen verwaist. Die Grabmäler zu beiden Seiten der Straßen waren kaum schweigamer, als die Wohnungen der Lebendigen, denen diese steinernen Vorgärten als Mahnungen zum Genusse des flüchtigen Daseins dienten . . .

Immer weiter ging die Wanderung nach Süden. Der Raum zwischen den einzelnen Landhäusern ward beträchtlicher. Quintus und Pleyrus mochten schon etwa zwei römische Meilen vom Drususbogen entfernt sein. Eben war ein schwer gepackter Wagen mit einigen Veritthen vorübergerollt; der Schimmer seiner Laternen verlor sich allgemach in der Dunkelheit. Da machte Quintus Halt vor einer hochgewölbten Familiengruft, deren Frontseite eine halbrunde Nische mit marmornen Ruhebänken enthielt.

»Erkenn' ich's recht in dieser kimmerischen Finsterniß,« sagte er halbblau, »so ist dies die Stätte . . .«

Gleich darauf ertönten vom gegenüberliegenden Grabmale her vorsichtig tastende Schritte. Ein breiter Lichtstrahl

fiel auf den Jüngling. »Gott sei gelobt!« rief eine weibliche Stimme, und im nächsten Augenblicke stand Euterpe, die ihr Laternchen wieder geschlossen hatte, den beiden Männern zur Seite. Die junge Frau zitterte vor Kälte und Frost; ihre Kleidung trof, und ihr Haar klebte in laugen Strähnen um Stirn und Wangen.

»Bist Du allein?« fragte Quintus.

»Mit Thrag Barbatus. Da kommt er selbst.«

»Bei solchem Unwetter!«

»Gott grüße Dich,« sagte der Greis zu Quintus.

»Wen hast Du bei Dir?«

»Meinen Pleyrus. Der verräth uns nicht.«

»Herr, wie soll ich Dir je vergelten. . . «

»Vorwärts! Vorwärts!« drängte der Jüngling.

»Seht mir, wie dort über den Bergen das schwarze Gewölk jagt. Mit jeder Minute wird's schlimmer. Ist's noch weit bis hinüber?«

»Dreitausend Schritte,« sagte Barbatus.

»So führ' uns, gute Euterpe! Komm, alter Freund, stütz' Dich auf meine Schulter! Pleyrus, geh' ihm zur Linken!«

»Du bist allzu besorgt, Herr,« versetzte der Greis, den durchnästen Mantel über die Achsel werfend. »Noch vergönnt mir's der Himmel, mein weißes Haar Lügen zu strafen. Bin schlechtere Wege gewohnt, das darfst Du glauben! Aber Du, der Jüngling aus edlem Hause, der nur auf Marmor schreitet und weichen Teppichen. . . «

»Thorheit! Das bißchen Unwetter ist auch der Rede werth!«

Sie wandten sich in östlicher Richtung von der Hauptstraße ab und erreichten bald eine Holzbrücke, die über den ziemlich angeschwollenen Bach Almo führte. Von hier zog sich der Weg, quer über die Via Latina auf ein dichtes Gehölz. Die Wipfel der Pinien ächzten schaurig unter dem Griff des Sturmes, der sie beugte und schüttelte. Hin und wieder, wenn ein Ast krachend gegen den andern fuhr, klang es wie ferne Beilschläge. Man verfolgte zunächst den Fußpfad, der den Wald in süd-östlicher Richtung durchschneidet. Dann — etwa in der Mitte des Gehölzes — bog man die Zweige eines rechts am Wege stehenden großen Lorbeerbusches zurück und trat ins Dickicht. Hier zeigte sich, von scheinbar undurchdringlichem Strauchwerk umwuchert, ein neuer Pfad, der auf grasbewachsene Felsmassen ausmündete. Um einen der großen Blöcke herumsehreitend, gelangte man zu der Oeffnung eines alten, längstvergessenen Steinbruchs. Ein niedriger Gang senkte sich schräg in die Tiefe.

»Wir sind zur Stelle,« jagte Euterpe. Ein Strahl ihrer Blendlaterne fiel auf das hochgethürmte Geröll. »Ich will vorangehn.«

Sie setzte die Laterne halbgeöffnet in eine Höhlung des Tuffgesteins, so daß der Gang zur Genüge erleuchtet war. Dann bückte sie sich und verschwand in dem unruhigen Schatten, den ein säulenartiger Vorsprung auf die zerklüftete Wand warf.

Thrax Barbatus, Quintus und Pheprus folgten. Der Letztere nahm die Laterne mit. An der Ecke, wo die Flötenspielerin abgebogen war, fiel der Gang, treppenartig behauen, noch etwa dreißig Fuß in die Tiefe. Dann führte ein breiter und ziemlich hoher Stollen fünfzig Schritte weit unter der Erde hin, bis er in einen Quergang einmündete.

Quintus bedeutete seinem Sklaven, hier Halt zu machen. Er selbst wandte sich mit Thrax Barbatus nach rechts, wo ihm aus beträchtlicher Ferne ein matter Lichtschein entgegenlängte. Näher kommend gewahrte er, daß die Quelle dieses Lichtschimmers auf der Seite lag. Hier öffnete sich eine staatliche Kammer, seltsam geschmückt und durch einige Kerzen erhellt. An der Rückseite, gegenüber dem Eingang, stand ein schwarz verhangener Altar mit dem holzgeschnittenen Bildnisse des Gekreuzigten. Weiter links ein backsteingemauerter Herd, auf dessen Fläche ein prasselndes Feuer brannte. Der Rauch stieg in langer Säule nach einer quadratischen Oeffnung in der Decke empor. Am Boden, abseits in einer Nische, lag auf strohener Matte, das bleiche Haupt in die Hand gestützt, Eurymachus, der entflohene Sklave des Stephanus. Glauke, seine Verlobte, war ebendort beschäftigt, dem Fieberkranken etwas Fruchtsaft in eine Schale Wasser zu tränkelein, während Diphilus vor einem rohgezimmerten Stuhl kniete und ein breites Stück Zeug zu einer Binde zurechtlegte. Beim Erscheinen der Ankömmlinge erhob er sich.

»Gott hat Erbarmen!« sagte Thyra zu Eurymachus. »Begrüße hier unsern Retter. Alles wird gut gehn. Die Nacht ist stürmisch und finster. Ein Weilschen noch laß uns Raft halten und die Mäntel am Feuer trocknen. Dann mit Gottes Hülfe muthig hinaus! — Noch vor Mittag bist Du in Sicherheit.«

Die Züge des Kranken leuchteten hell auf. Freudiger Schreck und leidenschaftlicher Dank blitzten aus den tiefdunklen Augen, die sich gleich darauf, wie vor plöblicher Ohnmacht, halb schlossen.

Euterpe hatte inzwischen den beiden Männern die regenschweren Mäntel von den Schultern genommen und am Herd über zwei Stühle gehängt. Dann trug sie ein Tischchen mit Brod, Früchten und Wein herzu, während Glaue aus einer Wandvertiefung irdene Becher und Teller holte.

»Laß Dir den kleinen Imbiß genehm sein,« sagte sie, eine hölzerne Bank herzurückend.

Quintus, den die Wanderung durch die stürmische Nacht und mehr noch die innere Aufregung durstig gemacht hatte, leerte den Becher auf einen Zug und wandte sich dann theilnehmend zu Eurymachus.

»Kennst Du mich noch?« fragte er lächelnd.

Der Slave holte tief Athem und sagte mit weicher Stimme:

»Ja, Herr, ich kenne Dich. In so martervoller Stunde hat man ein gutes Gedächtniß. Du warst es, der an jenem

Schreckenstage von Bajä mir Trost in die Wunden goß, — Du und jener blonde Jüngling mit dem ernstem, freundlichen Antlitz. . . «

»Mein Wort darauf, Du beschämst mich. Entsinne Dich doch! Nicht ich, sondern mein Begleiter trat zuerst durch die Hecke; nicht ich, sondern er bewies Dir jene tröstende Menschenliebe.«

»Nicht doch,« versetzte Eurymachus feierlich. »So stolz und vornehm Du dreinschauest: im Herzen regte sich doch jenes Mitgefühl, das unser Erbtheil ist vom himmlischen Vater. Es war nur ein kleiner Zug, der diese Regung verrieth, aber — ich weiß nicht wie — er ging mir tiefer, als selbst die treuherzigen Worte deines Gefährten. Wahrlich, erlauchter Quintus, die Handbewegung, mit der Du die Wolke meiner gefräßigen Peiniger zu verjehen strebst, — sie legte sich mir wie Balsam auf's Herz; sie fachte den verlöschenden Muth wieder an, — und ich gedachte ihrer, als man im Park der Lykoria's Anstalten traf, mich an's Kreuz zu schlagen. Lache, o Herr; schilt mich einen Thoren und Schwärmer: — aber es ist so. Wie Du hereintratest durch die Lücke, da warst Du mir der Zubegriff eines vornehmen Römers, schön, stattlich, verloren an die Gier des Lebensgenusses, ohne Herz für das Leid so vieler Millionen. Als Du gingst, da hattest Du mir den Glauben zurückgegeben, daß der Zwiespalt, der die Menschheit durchklüftet, überbrückt werden kann. Oftmals hab' ich mit Thraz Barbatus gestritten. . .

Er behauptete, die Lehre von Nazareth sei berufen, der Glaube der ganzen Menschheit zu werden. Ich aber meinte, sie werde stets nur der Glaube der Elenden und Bedrängten sein. Denn die Vornehmen — so widersprach ich ihm — halten sich naturgemäß zu ihren genußfrohen Götzen, denen sie Macht, Herrschaft und Reichthum verdanken. . . Seit jener Stunde aber, da Quintus Claudius voll Mitleid zu mir herantrat, lebt und webt es mir in der Seele, wie eine göttliche Offenbarung. Und hat der Verlauf meines eigenen Schicksals dieses Vorgefühl nicht bewahrheitet? Der reichste und vornehmste Jüngling der Siebenhügelstadt, der Sohn des allgewaltigen Jupiterpriesters, rettet den armen Sklaven! Wahrlich, Quintus, ich sage Dir: Du bist, ohne es zu wissen, ein Bekenner des gekreuzigten Jesus!»

»Ich?« fragte Quintus verwirrt.

»Ja, Herr! Nicht der ist mein Jünger, sagt Jesus von Nazareth, der mich Meister nennt, sondern wer den Willen thut meines Vaters im Himmel.«

»Ich verstehe nicht ganz, was Du meinst. Noch sind die Geheimnisse eurer Lehre mir unbekannt.«

»Die Lehre Jesu ist einfach und klar. Der Meister selbst hat sie in zwei Gebote zusammengefaßt: Du sollst Gott über alle Dinge lieben: das ist das erste und vornehmste Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie Dich selbst.«

Quintus blickte schweigend zu Boden.



»Du sprichst von Gott,« sagte er endlich. »Welchen Gott meinst Du, Eurymachus? Der Jupiter, den unsere Altvorderen verehrten, gilt Euch doch für ein Götzenbild. Wie also heißt jene Gottheit, die Ihr zu lieben trachtet? Und welche Beweise habt Ihr, daß nicht auch sie ein Göze ist?«

»Herr,« sprach Eurymachus, »unser Gott hat keinerlei Namen. Der Name soll trennen, soll unterscheiden von Anderem, Gleichartigem: er aber ist Einer, und ewig von Urbeginn. Er offenbart sich uns in den zahllosen Wundern des Weltalls, die nur darum aufgehört haben, unser ehrfurchtzitterndes Stannen zu wecken, weil die Gewohnheit uns abstumpft. Er offenbart sich uns in den Regungen des eigenen Gemüths, in dem heißen Drang nach dem Unvergänglichen, in dem Heimweh der Seele, die inmitten aller Glücksgüter dieser Erde eine unendliche Leere empfindet, einen Abgrund, den nur er auszufüllen vermag. Er offenbart sich uns in dem Frieden, der uns wie der fromme Kuß einer Mutter durchrieselt, wenn wir gläubig zu ihm emporschauen. Er offenbart sich uns in der Kraft, in der Treue, in dem Todesmuth, den er uns einflößt, wenn alle Nerven unseres gebrechlichen Leibes vor Qual erzittern. Gedenke doch unserer Glaubensgenossen, die Nero hinschlachten ließ! Gedenke der blutigen Greuel in der Arena, der Lebendigverbrannten, der Lebendigbegrabenen! Was hielt diese Gemarterten aufrecht inmitten ihrer unschreiblichen Foltern? Die Gnade Gottes, des allmächtigen und allgütigen Gottes, den Jesus Christus gelehrt hat.«

»Amen!« flüsterte Glaufe mit einem bewundernden Blick auf ihren Geliebten, dem die Begeisterung helle Blut auf die Wangen goß.

Barbatus trat sorgend zu ihm heran und legte ihm die Hand auf die Stirne.

»Errege Dich nicht!« sagte er voll zärtlicher Theilnahme. »Du hast noch Manches zu überstehn.«

»Laß mir,« versetzte Eurymachus. »Ich fühle mich stark, seit ich meinem Retter ins Auge geschaut. Ja, edler Quintus, das ist der Gott, den die Jünger des Meisters von Nazareth anbeten; das ist der Glaube, den euer Staat zum Verbrechen stempelt! Man nennt uns Verschwörer und Hochverräther. Ja wir verschwören uns, — aber nicht gegen den Cäsar, dem wir freudig das Seine geben, wie unser Meister gelehrt hat, sondern gegen die Sünde, gegen Frevel und Mißthat. Wir verschwören uns beim Andenken des Gefrenzigten, unsere Nächsten nicht zu betrügen, noch zu belügen, nicht zu stehlen, noch Verläumdung zu üben, noch die Ehe zu brechen. Wir hassen Keinen um seines Glaubens willen, — denn wir wissen, daß die Erleuchtung ein Geschenk des Allgütigen ist, und daß auch im Wahngewilde des Jupiter ein Schimmer der göttlichen Wahrheit wohnt. Wir sind stille, friedliche Menschen, die nichts Besseres verlangen, als ungekränkt ihrem Glauben und ihrer Hoffnung zu leben.«

»Du vergiffest doch Eins,« rief Barbatus, als Eurymachus innehielt. »Christus lehrt: wir Alle sind Gottes

Kinder. Vor ihm gilt keine Trennung in Vornehm und Gering, in Reich und Arm, in Hoch und Niedrig. Als echte Jünger unseres Erlösers müssen wir kämpfen, diese Grundsätze zu verwirklichen. Wir müssen einen Zustand der menschlichen Gesellschaft anstreben, der alle bisherigen Unterschiede von Grund aus hinwegtilgt.«

»Du irrst,« versetzte Eurymachus. »Jene Unterschiede sind nie zu beseitigen. Wenn Du sie heute ausgleichst, sie würden sich morgen schon von selber entwickeln. Ihre Form ist zu mildern; ihr Wesen ist unabänderlich. Dergleichen hat Jesus von Nazareth niemals im Sinne gehabt. Nur das Bewußtsein vom inneren Werth alles dessen, was Mensch heißt, wollte er denen in's Gedächtniß zurückerufen, die im Gewirre äußerer Schicksalswandlungen dieses Bewußtsein verloren haben. Sobald die Großen der Erde erst eingesehen, daß auch der Slave ihr Bruder, daß auch der Niedriggeborene ein Kind des Allmächtigen ist, sobald wird die Schroffheit jener Gegensätze sich sänstigen, und was jetzt wie ein Zwang auf uns lastet, wird zur freien Vereinbarung werden. Mein Reich ist nicht von dieser Welt, sagt Jesus von Nazareth. Er will die Menschheit umgestalten, aber von Innen heraus, nicht mit Gewalt, nicht durch stürmische Katastrophen.«

»So willst Du um jeden Preis elend bleiben?« rief Barbatos voll Hestigkeit.

»Wahrlich nein! Ich bestreite nur, daß die Lehre Christi solche Zwecke verfolgt. Ob arm, ob mächtig, ob Herr,

ob Sklave, das wiegt gar wenig in der Waage des Heils. Gar Mancher, der das Haupt frei erhebt, trägt schwerere Ketten, als der Sträfling in den sardinischen Bergwerken.«

Quintus Claudius leerte von Neuem die Trinkschale, die ihm Glaube gefüllt hatte. Sein Hirn schwindelte; seine Kehle war wie ausgetrocknet. Der Anblick dieses Sklaven, der von seiner Strohmatte aus die Zukunft der Menschheit abwog und dem Räthsel des Daseins mit so ruhiger Klarheit entgegentrat, wirkte auf Quintus unbeschreiblich aufwühlend und erschütternd. Er hatte in diesem Momente vielleicht mehr Fieber als Eurymachus. Mit fast neidischer Bewunderung schaute er nach der bleichen Gestalt, die im Leid so groß, im Glend so reich und erhaben schien. Und er selbst? Paßte nicht auf ihn das Wort von dem Sträfling in den sardinischen Bergwerken? War er nicht unfreier und geknechteter als dieser flüchtende Sklave? Was hatte die Welt, was hatte die glänzende Roma ihm an Freiheit geboten? War es ihm je geglückt, sich wahrhaft von jenem unsäglichen Wehgefühl loszukaufen, das ihn umschlich, wie ein immer wachses Gespenst? Welch ein Gott mußte das sein, der einen Sklaven zu solcher Höhe emporhob!

»Es wird Zeit,« sagte er endlich, wie aus einer Betäubung erwachend. »Die Wege sind schlecht; ich fürchte, wir kommen nur mühsam vorwärts. Auch dürfen wir den Cajus Aurelius nicht allzulang warten lassen. Er theilt unsere Gefahr und harret gewiß in fiebernder Ungeduld.«

»Ihr Edlen!« rief der Slave gerührt, »so wollt Ihr im Ernste nochmals euer Leben auf's Spiel setzen? Du weißt, mein Vater, wie sehr ich mich diesem Plan widersetzt habe. Noch jetzt, in zwölfter Stunde, beschwör' ich Euch: Erwägt, was Ihr thut!«

»Es ist Alles bedacht,« versetzte Thrax mißmüthig. »Wenn Du in dieser Höhle zu Grunde gingest, — wäre nicht auch unser Schicksal besiegelt? Meinst Du, Glaube würde deinen Tod überleben? Da, schau' sie an, wie sie bei dem bloßen Gedanken erzittert!«

»Wer spricht denn von meinem Tode? Acht oder vierzehn Tage hättet Ihr warten sollen, bis der erste Eifer unserer Verfolger sich abgekühlt.«

»Inzwischen hättest auch Du Dich abgekühlt auf Nimmer-Warmwerden. Deine Wunde, anfänglich kaum der Rede werth, hat sich in der dumpfigen Luft dieses Steinbruchs so heillos verschlimmert. . . «

»Und das Fieber, das von Tag zu Tag zunimmt,« sagte Euterpe.

»Sparen wir doch die Worte!« rief Thrax ärgerlich! »Hilf ihm, Diphilus! Ihr seht, er ist kaum fähig, sich aufzurichten.«

Diphilus, von der eifrigen Euterpe unterstützt, hob den Verwundeten vom Lager empor. Sie trugen ihn vorsichtig hinaus in den Gang, wo Bleyrus ermüdet an der bröckelnden Wand lehnte. Dort stand eine Tragbahre mit dichten Wollteppichen. Eurymachus wurde so bequem als

möglich gebettet. Glaufe, die mit einer thönernen Lampe gefolgt war, drückte ihm noch einen Kuß auf die Stirne und eilte dann laut weinend hinweg. Auch Quintus war mit bis an die Bahre gekommen. Da er sah, daß Alles zum Ausbruch gerüstet sei, schritt er nach der Kammer zurück, um seinen nothdürftig getrockneten Mantel zu holen. Unwillkürlich aber blieb er am Eingang stehen. Was sich hier seinen Blicken bot, war ein eben so rührendes als liebliches Bild. Die schlanke Hände gefaltet, war das junge Mädchen vor dem Altare in die Kniee gesunken. In verklärter Andacht schaute sie zu dem Kreuze empor, sanft lächelnd, während über das bleiche Antlitz noch die Thränen herabrollten. Ihre Lippen bewegten sich, erst unhörbar, dann leise vernehmlich.

»Heiland der Welt,« so betete sie, »der Du am Kreuze für uns gestorben bist! Wenn Du ein Opfer heischest, so nimm mich und laß mich tausendfältigen Tod erleiden, aber rette, o rette meinen Eurymachus!«

»Herr, wo weilst Du?« rief Pleyrus den Stollen hinunter.

»Ich komme schon,« gab Quintus mit bewegter Stimme zurück. »Verzeih', Du Fromme, daß ich dein Gebet unterbreche! Dein Gott wird es um deswillen gewiß nicht minder erhören.«

Mit diesen Worten schritt er zum Herde, warf sich den Mantel über die Schultern und folgte der Bahre, die, von Pleyrus und Diphilus getragen, bereits am Aus-

gang des Steinbruchs angelangt war. Auch Enterpe war mit bei dem verwundeten Flüchtling. Nur Thrax Barbatus verblieb in der unterirdischen Höhle und half der freudig gefassten Glaube den Altar schmücken und Holz auf dem Herde schichten. Denn Witternacht war nicht fern und mit ihr die Stunde, da sich ein Häuflein gläubiger Nazarener im Steinbruch versammeln sollte, um das gemeinsame Liebesmahl zum Gedächtniß ihres Erlösers zu feiern.

---

## Siebentes Capitel.

Langsam bahnte sich der kleine Zug seinen Pfad durch das Dickicht. Euterpe, die Unermüdlische, schritt voran. In der Linken hielt sie die Blendlaterne, mit der sie ab und zu eine besonders schwierige Wegstelle flüchtig beleuchtete. Mit der Rechten bog sie die Zweige des Strauchwerks vorsichtig auseinander. Der Wind heulte noch immer durch den triefenden Wald, und wechselnde Regenschauer fielen mit dumpfem Rauschen.

Nach kurzer aber beschwerlicher Wanderung erreichte man den Fußsteig und schlug die Richtung nach Osten ein. Die Brücke des Baches Almo ließ man im Rücken. Nach und nach ward das Gehölz lichter.

Als man endlich in's Freie trat, erblickte man die Bogenreihe der Glandischen Wasserleitung — schwarz und mässig über die Ebene dahingestreckt. Der Sturm hatte an einzelnen Stellen des Osthimmels die Wolken zerissen. Hier und da blitzte ein Stern hervor. Das machte die Finsterniß, die rings auf der weiten Fläche brütete, nur um so fühlbarer.



Übermals eine Holzbrücke. Dann unter den Bogen des Aquäductes hinweg, und gleich darauf durch die Wölbungen eines zweiten, — der Aqua Marcia. Bis dahin folgte man noch dem Wege. Jetzt aber ging's ein weites Stück über Feld und Wiesen, durch breite Lachen, über Gräben und Böschungen. Eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, eine ganze verstrich, und noch immer war die Labianische Landstraße, der man zusteuerte, nicht erreicht.

Diphilus hielt sich tapfer, aber Pleyrus, der nicht zu den Stärksten gehörte, und von je nur leichte Arbeit gewohnt war, keuchte so jämmerlich, daß Quintus nicht länger zusehen mochte.

»Gib her,« sagte er barsch. »Du stöhnst ja wie ein Maulthier beim Steineschleppen.«

»Herr,« sagte Pleyrus athemlos, »Du siehst, es geht noch ein Weilschen.«

»Das Gegentheil seh' ich. Halt an, Diphilus! So! Nun erhol' Dich, Pleyrus, und nimm Dir die Lungen voll. In zehn Minuten wirst Du mich ablösen.«

»Herr, was beginnst Du?«

»Schweig' und spare den Athem!«

Euterpe, die immer Sorgliche, bot dem Erschöpften einen Schluck Meth. Pleyrus trank voll Bier, und weiter ging der seltsame Zug durch die schweigende Nacht.

Seltjam war dieser Zug in der That. Wer die Wanderung gesehen hätte! Ein Jüngling von senatorisch

Ränge versah Trägerdienste an einem Sklaven, während ein anderer Sklave müßig zur Seite schritt! Quintus gedachte seiner vornehmen Freunde. Er mußte lächeln. Gleich darauf aber glitt ihm ein Seufzer über die Lippen, denn er gedachte auch seines Vaters. Er wußte, auch Titus Claudius hätte sich nicht gescheut, Hand anzulegen, wenn es die Rettung des niedrigsten seiner Knechte galt. Auch Titus Claudius hätte im Nothfall seinem Sklaven die Tragriemen von der Schulter genommen. Und doch, welch' tiefer Schmerz, welch' unauflöschlicher Ingrimm in der Brust dieses Mannes, wenn er geschaut, wenn er geahnt hätte . . !

Quintus blickte schwermuthsvoll träumend in's Nachgewölk. Das jagte und wühlte wie ein Heer unruhiger Geister. Das qualmte und schob sich vor und verhüllte die wenigen Sterne, die vor Kurzem noch auf die dunkle Erde herabgeschimmert.

»Ich kann nicht anders,« dachte Quintus, die Lippen fest aufeinander pressend. »Und wenn Alles rings in ewiges Dunkel stürzt — ich kann nicht anders!«

Der Verwundete, von dem allzu lebhaften Sprechen mit Thyax Barbatus erschöpft, lag schweigsam und regungslos auf der Bahre. Selbst da sich Quintus den Tragriemen über die Schulter hängte, blieb er anscheinend ohne Theilnahme; nur ein halbunterdrückter Laut des Staunens verrieth, daß er nicht etwa ohnmächtig oder entschlummert war.

Nach zwanzig Minuten hatte man so die Via Labicana glücklich erreicht. Mühsam ging's den schlüpfrigen Main hinan. Eben wollte Pleyrus die Last wieder auf sich nehmen, als er nur wenige Schritte entfernt, einen Schatten gewahrte, der anfänglich geduckt an der Böschung entlang huschte und dann auf der Straße mit großen Sätzen das Weite suchte.

»Was war das?« fragte Quintus, der gleichfalls eine Bewegung und ein Geräusch wahrgenommen.

»Vielleicht ein Wild?« meinte Euterpe.

»Es war ein Mensch,« sagte Eurymachus.

Quintus blieb stehen und spähte eine Weile in's Dunkel hinaus. Dann sich zu Eurymachus wendend, fragte er mit unverkenubarer Aufgeregtheit: »Wann bemerktest Du ihn zuerst?«

»Eben jetzt, wie er die Straße erklommen.«

»Ich sah ihn früher,« jagte Pleyrus leise, als ob jeden Augenblick ein ähnlicher Schatten aus der Finsterniß auftauchen könne. »Dort an jenem Strauch mitten im Felde rührte sich was und streifte über den Boden. Ich dachte, es sei ein Nachtvogel.«

»Die sitzen jetzt warm zu Neste,« warf Diphilus ein.

Pleyrus schwieg. Er schien nachzudenken. »Mir ist,« sagte er endlich, »als hätte ich dies eigenthümliche Huschen, dies jähe Verschwinden schon wo anders erlebt. Wie der Blitz war er weg.«

»Und Gutes hat er nicht vorgehabt,« meinte die Flötenspielerin. »Am Ende ist's ein Spion, ein Sendling der Selavenhäscher, und eh' wir das Thor erreichen, faßt uns die Stadtwache.«

»So gilt's verdoppelte Vorsicht,« sagte Quintus, das pochende Herz gewaltsam zur Ruhe zwingend. »Wir müssen abermals quersfeldein, hinüber bis zur Landstraße von Bräneste. Ein schweres Stück. . . Man sinkt fast bis an die Kniee in's Erdreich. . . Aber horch! Schallt das nicht wie Pferdegetrappel? Das kommt von der Stadt herüber — nicht tausend Schritte weit.«

»Herr und Heiland!« ächzte Euterpe. »Der Mensch muß gelaufen sein wie der Sturmwind.«

»Das müßte er, wenn er mit diesen Reitern im Zusammenhang stünde. So schnell raßt der Schnellste nicht. Gleichviel: besser ist besser. Was liegt dort rechts von der Straße?«

»Ein Brunnen oder dergleichen,« versetzte Pleyrus.

»Bergen wir uns hinter dem Steinwall, bis die Reiter vorüber sind.«

In wenigen Secunden hatte man den Brunnen erreicht. Sein Gemäuer hob sich etwa drei Fuß über den Boden. Bei Tage hätte es nur unvollständige Deckung gewährt. In dieser Finsterniß aber schützte es hinlänglich. Allerdings, wenn die Reiter Laternen mitführten, was man wegen einer Anschwellung des Terrains nicht zu sehen vermochte, so konnten sie leicht an der Straßenböschung

die Spuren des stattgehabten Uebergangs wahrnehmen, und dann . . .

Quintus hatte zum erstenmale in seinem Leben das Gefühl einer großen Gefahr. Wiewohl er sich sagen mußte, daß jener Unbekannte die Reiter, die jetzt heransprengten, unmöglich herbeigeholt haben konnte, so gab es doch eine ganze Reihe von Möglichkeiten, deren bloße Vorstellung ihm das Herz einschnürte. Selbst der Zufall konnte hier ja wunderbar mitspielen. Waren jene Berittenen wirklich Leute der Sklavenhäuser, oder gar Soldaten der Stadtwache, so gestalteten sich die nächsten Augenblicke vielleicht verhängnißvoll. Die unheimliche Erscheinung von vorhin hatte den Jüngling unsicher und beklommen gemacht. Trübe Ahnungen lagen ihm schwer auf der Brust. Der Gedanke durchzuckte ihn: Wie? Wenn Du nochmals daheim vor deinem Triclinium stündest? Würdest Du in gleicher Weise den vorübergehenden Pheyrus anrufen? Würdest Du nicht vielmehr einen Vorwand suchen, Dich dem Rettungswerk zu entziehen? Diese Frage, die er sich vorlegte, machte ihm klar, daß er keinen seiner Schritte bereute und daß er trotz Allem, was ihn erwarten konnte, auf dem einmal betretenen Wege ausharren würde. Das gab ihm die Ruhe zurück. Er bangte noch, aber nicht für sich, sondern für das Werk, das er unternommen, für den Flüchtling, der schweigend auf der regenbeströmten Bahre lag, für die treuen, muthigen Menschen, die neben ihm an der Erde kauerten. Da fühlte er, wie eine zitternde Hand die seine ergriff und mit

unfäglicher Innigkeit wider die Lippen preßte. Es war Eurymachus, dessen Herz trotz aller Bedrängniß von den Regungen eines himmlischen Hochgefühls überwallte. Wie ein heiliges Feuer strömte es von dem Russe des dankerfüllten Sklaven durch die Adern des Jünglings. Gelassen und über alle Wandlungen des Schicksals erhaben, lauschte er dem Stampfen der Hufe, das näher und näher kam.

Blepyrus und der kräftige Diphilus hielten sich unterdessen bereit, einem etwaigen Ueberfall zu begegnen. Euterpe saß wie gelähmt auf dem Trittsstein; ihr Herz schlug hörbar; ihre Hände schloßen sich krampfhaft.

Jetzt erschollen die Hufschläge nur noch wenige Schritte entfernt. Quintus beugte sich vor. Es waren fünf oder sechs dunkle Gestalten auf kleinen, behenden Rossen. Sie ritten vorsichtig und in kurzem Trabe. Nach zwei Secunden erreichten sie die Stelle, wo die Flüchtlinge auf den Heerweg getreten. Schon glaubte Quintus ein verdächtiges Zögern wahrzunehmen, und hastig griff die Hand nach der Waffe, die er im Busen trug. Doch es war Täuschung. Die Reiter trabten vorüber und fielen erst weiter südostwärts, wo die Straße zu steigen anfing, in Schritt. Das unheimliche Klappen der Hufe ward schwächer und schwächer und erstarb in der Ferne.

»Gott sei gelobt!« seufzte Euterpe.

Diphilus trat eilig zur Bahre, um wieder anzupacken.

»Wir hätten die Angst uns ersparen können!« sagte er zu Eurymachus. »Bei dieser Dunkelheit. . . «

»Es war ja nur um des Schleichers willen,« versetzte Mepyrus. »Kann schon sein, daß die Reiter dort Kaufleute waren, oder sonst was Unverfängliches. . . «

»Einerlei!« fiel Quintus ihm in die Rede. »Der Mensch von vorhin bleibt verdächtig. Verlieren wir keine Minute mehr! Auf! Nach der Landstraße von Präneſte!«

Und wieder ging die Wanderung quer über Felder und Wiesen.

So erreichte man einen Fußweg, der, an Weingeländen vorbei, endlich auf die Landstraße führte.

Die Via Präneſtina pflegte zur Nachtzeit, auch bei günstiger Witterung, nur wenig belebt zu sein. Die großen Reiserouten führten über Toleria und Aricia. So schritt man denn erleichterten Herzens auf die noch etwa eine Stunde entfernte Stadt zu. Nach und nach legte sich auch der Ungestüm des Südwestwindes. Nicht mehr in heftigen Stößen, sondern wie langgezogenes Athemholen strich er schwächer und gleichförmiger über die Ebene. In Ost und Nord begann das schwere Gewölk sich zu lichten. Am Horizonte trat die verschwommene Sichel des abnehmenden Mondes heraus.

Eurymachus verhielt sich nach wie vor schweigsam. Auch Quintus, von hundert fremdartigen Gefühlen bestürmt, und Mepyrus, der all' seine Kräfte anspannte, um die wachsende Erschöpfung nicht merken zu lassen, schritten wortlos dahin. Nur Euterpe und Diphilus redeten

ab und zu mit gedämpfter Stimme. Die Flötenspielerin schilderte ihre Angst; nie im Leben habe sie so grausam gezittert, wie auf dem Trittsstein am Rande des Feldbrunnens. Nach überstandener Gefahr schien sie so recht das Bedürfniß zu fühlen, ihrem ehrlichen Zimmermann Gutes und Liebes zu sagen. Sie wollte ihm sogar, wie Quintus dem Plectrus, den Tragriemen von der Schulter nehmen und selbst mit anfassen. Diphilus aber wies die Zumuthung mit derbem Lachen zurück. »Das fehlte noch,« brummte er gutmüthig. »Willst Du dein weißes Hälschen mit Striemen verunglimpfen? Denk' an's Geschäft, Liebchen! Morgen hast Du beim Obersten der Leibwache die Flöte zu spielen. Da darfst Du heute nicht wie eine Scythe auf deine Schönheit loswüthen. Ohnehin toll genug, daß Du in dieser Sturmnacht nicht zu Hause geblieben.«

Jetzt näherte man sich der Grenze des städtischen Weichbildes. Die Bauwerke auf dem esquilinischen Hügel hoben sich, vom Schimmer der Mondsilber matt erleuchtet, schärfer und schärfer gegen den westlichen Himmel ab. An jenem Anger vorbei, wo Philippus, der Sohn des Thrac Barbatas, verscharrt lag, gelangte man durch die ödesten Gassen des Viertels nach dem Mons Cælius und schließlich an die Rückseite des Hauses, das der Bataver Cajus Aurelius bewohnte. Der enge Steig, der hier quer über den Berg führte, war vollständig menschenleer. Die Häuser standen vereinzelt, durch große Gärten getrennt, die sich mit hohen Mauern gegen die Gasse hin abschlossen.



Quintus schritt vor und pochte dreimal an's Posticum. Gleich darauf schob sich der Kiegel zurück, und Magus, der Gothensclave, trat den Ankommenden freudig entgegen.

»Sei begrüßt, Herr,« sagte er flüsternd. »Ihr erlöst uns von großer Bangigkeit. Seit mehr als zwei Stunden lausch' ich hier an der Pforte.«

»Ja, ja,« versetzte Quintus ebenso leise, »wir sind stark verspätet; aber es ging nicht anders. Kommt, Leute! kein Geräusch! Führe uns, Magus!«

Man trat in den Hausgarten. Der Gothe schob wieder den Kiegel vor. Dann ging es quer über den Kystus nach dem Peristyl, und von da durch einen teppichbelegten Corridor nach dem Atrium. Am Ausgang des Corridors harrete bereits Herodianus, der nur mit Mühe einen Jubelschrei unterdrückte.

»Endlich!« jagte er, vor Freude hin und her laufend wie eine geschäftige Hausfrau, welche Gäste empfängt. »Wir dachten schon, es sei Euch ein Unglück begegnet. Aurelius, mein erhabener Freund, befindet sich in der gräßlichsten Aufregung. Aber sachte nur, sachte! Alles rings liegt im tiefsten Schlafe, und Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.«

Aus einem der Gemächer, die um den Hof lagen, schimmerte Licht. Ehe noch die Thüre erreicht war, trat Aurelius über die Schwelle und eilte auf Quintus zu, ihn zu umarmen.

»Welch' entsetzliche Nacht!« sagte er, tief Athem holend. »Wie hab' ich um Dich gebangt, theurer Quintus! Hundert Möglichkeiten, eine immer furchtbarer als die andere, haben mich hin und her geschüttelt. Flieh, Magus! Bring' den Verwundeten auf sein Lager! Kommt, Ihr werdet erschöpft sein! Dieser strömende Regen! Dein Mantel ist schwer wie Blei! Und hier die artige Künstlerin, zart wie ein Püppchen! Kommt! Wärmt Euch! Erquickt Euch!«

Herodianus war inzwischen vorausgeeilt, um weiter abwärts im Säulengang ein Cubiculum aufzuschließen, während Magus den gänzlich erschöpften Pleyrus ablöste. Eurymachus ward zu Bette gebracht und entschlief rasch, nachdem das Ehepaar Euterpe und Diphilus ihm den Verband erneuert und eine Schale mit Fruchtsaft gereicht hatte. Pleyrus, unfähig, sich länger aufrechtzuerhalten, warf den Mantel ab und legte sich rücklings auf eine der gepolsterten Bänke des Säulenganges. Den vorüberkommenden Herodianus bat er um eine Decke. »Ich bin mehr todt als lebendig,« sagte er. »Wenn mein Gebieter nach Hause geht, wecke mich!«

Der Freigelassene wollte ihm zureden, sich im Zimmer auf ein Lager zu strecken. Pleyrus aber hörte nicht mehr; ein bleierner Schlaf hatte ihn überwältigt. Herodianus schleppte also zwei wuchtige Teppiche her, hüllte den Ermatteten sorgfältig ein und begab sich dann in's Gemach zu Aurelius und Quintus.

Der Gothenelave blieb als Wache bei dem kranken Eurymachus. Breit in den Sessel gelehnt, die Füße auf einen gepolsterten Schemel stützend, blickte er in die Züge des Schlafers, der, vom Strahl einer kleinen Bronzelampe spärlich beleuchtet, das Bild der tiefsten Erschöpfung, aber doch auch des Friedens und der seelischen Ruhe darbot. Magus kannte die Geschichte des armen Slaven; er wußte, wie Domitia's Verwalter den Unglücklichen seit Jahren grausam gequält und schließlich zum martervollsten Tode bestimmt hatte. Die unerschütterliche Standhaftigkeit des Dulders lockte auch dem schlichten Gothen eine warmherzige Bewunderung ab. Gar seltsam rege Gedanken zogen durch seine Seele . . .

»Wie er so daliegt, die Augen fest geschlossen . . .« — dachte der Gothe, — »ganz fest . . . und doch, man meint, sie blickten durch die Lider hindurch! Solche Flammenaugen hatte Beleda, die große Seherin! Als ich ihn durch die Halle trug, hob er den Blick . . . Das war wie Feuer, und doch so mild, wie die blaue See, wenn die Sonne scheint. Wär' er blond, er sähe dem Priester ähnlich im Haine der Nerthus . . . der war ein Liebling der Götter; der kannte Alles auf der Erde und über der Erde. Mich dünkt, auch der hier kennt die Geheimnisse, die da weiße machen vor aller Menschheit. Auf der Stirne steht's ihm geschrieben . . . Wenn er nur nicht so blaß und so schwach wäre . . .! Wenn er Gliedmaßen hätte, wie ich, und das frische, nordische Blut! . . . Wahrlich, der große

Odin sollte uns Beide zusammenschmelzen: das würde ein Held werden . . . !«

So dachte der ehrliche Gothenclave, während sein Blick wie gefesselt an den Zügen des Schläfers hing. Bald jedoch sanken auch ihm die Lider zu, und was ihn so seltsam bewegt hatte, spann sich hinüber in die Regionen des Traumlandes. Odin, von seinen Wölfen und Raben begleitet, sprengte durch die rauschenden Dstjeewälder. Im Schatten der alten, heiligen Buche stand der Gothe, Hand in Hand mit dem verwundeten Slaven, der sich nur mühsam durch's Dickicht geschleppt hatte. Da streifte sie der Gott im Vorbeistürmen mit dem Schwerte. Und sie flossen in Eins, und es war Beiden zu Muth, als sei dies von Uranfang so bestimmt gewesen. Wie aber der neugeschaffene Doppelmann aufblickte, da hing das göttliche Schwert von der Buche herab. Er streckte den Arm aus, nahm es herunter und schwang es mit Riesenkraft um das Haupt. Und es ging ein Leuchten rings durch den Hain, und der Neugeschaffene war stärker und gewaltiger, denn alle Sterblichen vom Aufgang bis zum Niedergang.

»Ein närrischer Traum!« flüsterte Magus, als er plötzlich vom Schlaf empor fuhr. Er gab dem Verwundeten, der sich geregt hatte, einen Trunk Wassers und schloß dann weiter.

Euterpe und Diphilus hatten sich inzwischen verabschiedet, obgleich der Bataver sich erboten hatte, ihnen frische Gewänder und für den Rest der Nacht ein behag-

liches Obdach zu geben. Nachdem Quintus sich umgekleidet und mit Speise und Trank erquickt, wollte auch er den Heimweg antreten. Nurelius aber hielt ihn zurück.

»Höre,« sagte er mit eigenthümlicher Unsicherheit, »was unsere Fahrt morgen nach Ostia betrifft, so mach' ich Dir einen Vorschlag. Es ist ja richtig, der Umstand, daß ich mein Schiff nach Trajectum zurückreisen lasse, ist ein hinlängliches Motiv. Indes — man könnte doch immer. . . Daß ich Dir's gestehe, mein Verkehr mit Nerva und Cinna hat in gewissen Kreisen Aufsehen erregt. . . Ich fürchte, ich bin beobachtet, und so wär's vielleicht besser, um der ganzen Sache den Charakter einer Vergnügungsfahrt aufzuprägen, wenn Du deine Schwestern und vielleicht deine Braut bestimmtest, an dem Ausfluge theilzunehmen. Für Eury-machus hab' ich eine so vortreffliche Maske, daß keine der jungen Damen Verdacht schöpfen wird. Ueberdies — wer bekümmert sich um die Slaven? Ich meine, die Idee sei eben so glücklich als einfach.«

»Meisterhaft!« sagte Quintus. »Cornelia schwärmt für die See. Claudia und Lucilia werden gleichfalls nicht böse sein. Wenn's die Witterung erlaubt. . . «

»O, der Tag wird entzückend,« versetzte Nurelius, in die Halle tretend. »Die Luft hat sich völlig beruhigt; die Wolken zerstreuen sich. Ich fragte schon Magus . . . «

»Der Gedanke gefällt mir ausnehmend. Je offener und geräuschvoller wir zu Werke gehen, um so besser. Wann ungefähr brechen wir auf?«

»Ich dachte, so in der dritten Stunde nach Sonnenaufgang?«

»Gut! Ich werde Cornelia und meine Schwestern in Kenntniß setzen. Alles Andere sei Dir anheimgestellt, lieber Cajus.«

»Du sollst zufrieden sein,« versetzte Nurelius freudestrahlend.

»Und wo treffen wir uns? Draußen am Grabmal des Cestius?«

»Besser vielleicht, Ihr kommt hier vorüber und wir begeben uns dann gemeinsam nach dem Standplatz der Fuhrwerke. Das macht sich am Unverdächtigsten und Natürlichsten.«

»Abgemacht! Zieh'n wir in hellen Haufen dem Thore zu! Auf Wiedersehn! Ich bin müde und hätte wohl eine Sänfte verdient.«

»Soll ich. . .?« fragte Nurelius.

»Ich dachte gar. Um dieser eigensinnigen Muskeln willen die ganze Errungenschaft unserer Strapazen auf's Spiel setzen? Ich werd' es schon aushalten. Gehab' Dich wohl, theurer Nurelius!«

Die beiden Freunde umarmten sich. Pleyrus, den Herodianus geweckt und mit einem frischen Mantel versehen hatte, kam schlaftrunken durch die Halle daher. Leise stöhnend folgte er seinem Herrn, der trotz Allem, was er durchgemacht hatte, frisch und lebhaft vorausschritt. Nach fünf Minuten erreichten sie ihre Wohnung.

## Achtes Capitel.

Im Haus des Cornelius Cinna meldete eben ein Slave die zweite Stunde nach Sonnenaufgang. Cinna, obgleich er unruhig geschlafen hatte, war seit geraumer Zeit außer dem Bette, empfing jedoch keinen der zahlreichen Besucher, die im Atrium nach ihm fragten, sondern schritt gesenkten Hauptes im Peristyl auf und nieder. Cornelia, die mit Chloë und einigen der jüngeren Slavinnen im Speisezimmer den ersten Imbiß genoß, ließ den Oheim wiederholt zur Theilnahme einladen. »Gleich, gleich!« gab Cinna zur Antwort, und wieder schritt er gedankenvoll an den Säulen vorüber.

Ihn beschäftigte nämlich ein allerdings nicht bedeutungsloses Ereigniß. Kurz vor Mitternacht hatte sein Slave Charikles ihm ein räthselhaftes Schreiben gebracht, das ein Vermummter beim Thürhüter abgegeben. Der zweifach umschürte Brief enthielt nur einige Worte. »Ihr seid von Spähern umringt. Hütet Euch!« Der Schreiber nannte sich nicht. Auch die plumpen, kräftigen Schriftzüge, zweifelsohne verstellt, gaben keinerlei Anhaltspunkte. »Ihr

seid von Spähern umringt!« Der Gedanke, mit so schroffer Klarheit ausgedrückt, ließ den aufgeregten Mann nicht wieder los. Er wußte ja längst, daß im Reiche des Domitian die Spionage und die Angeberei allenthalben ihre scheußlichen Netze spannten. Und doch überkam's ihn jetzt wie etwas Neues, Nichtdagewesenes. Er zerbrach sich fruchtlos den Kopf nach dem Urheber dieses geheimen Warnrufes. Zuletzt kam er auf die Idee, das Ganze sei vielleicht der böshafte Scherz eines Feindes, — oder gar eine Falle des Imperators.

Während ihr Oheim so mißgestimmt auf und nieder schritt, nahm Cornelia in bester Laune ihr Frühstück ein. Der Morgen lachte so frisch und lebensvoll ins Gemach, die Luft, durch die Regenschauer der Nacht gereinigt, war so balsamisch! Ueberdies hatte Cornelia, wie sie meinte, heute noch ganz besonders Ursache, die Welt in rosigem Licht zu erblicken. Der sanfte Glanz ihrer Augen bekundete, daß eine gewisse Ruhe in ihr Gemüth eingekehrt war, eine Zuversicht, die sie seit langer Zeit nicht gekannt hatte. . .

»Chloë,« sagte sie endlich, da die Schlavinnen das Gemach verließen, »hast Du gestern nichts wahrgenommen? Ich meine, als ich nach dargebrachtem Opfer in den Vorjaal zurückkehrte?«

Chloë erhob den runden kurzhafigen Kopf und grinste recht einfältig. Cornelia, die sonst für das Unangenehme dieses Geberdenspiels äußerst empfänglich war, schien



heute über alle irdischen Mißklänge erhaben zu sein. Sie fuhr mit freundlicher Stimme fort:

»Der Glaube an die Allmutter Isis hat seine Mysterien. Bei unserem dritten Besuch hast Du ja an Dir selbst erlebt, wie Barbillus kraft seiner göttlichen Sendung zu wirken weiß. Der heilige Schreck hat Dich zu Boden geworfen, und auch Dir hat die Göttin gelächelt, wie sie mir lächelste, da ich zum ersten Mal im Allerheiligsten kniete. So wag' ich's, Dir ein Geständniß zu machen, das mein Herz mit unbeschreiblicher Wonne füllt. Hast Du nicht wahrgenommen, wie das Glück mich gestern verklärte?«

Chloë grinste noch breiter.

»Nein,« jagte sie mit unglaublicher Mäcchternheit.

»So bist Du mit Blindheit geschlagen. Ich war kaum meiner Sinne mächtig. Isis, die Allgütige, gönnt mir den reichsten Schatz ihrer Gnade. Sie verheißt mir Schutz gegen jede Gefahr. Zum Beweis ihrer Huld will sie ihren göttlichen Bruder Osiris als Boten zu mir herabsenden. Er soll mir die Hände auf's Haupt legen und mir so einen Strahl seines ewigen Lichtes mittheilen. Begreifst Du nicht das Ueberschwängliche, das Unerhörte dieser himmlischen Gnade? Künftigen Neumond soll sich das göttliche Wunder vollziehen, und dann bedarf es keiner Büßungen, keiner Opfer mehr. Ich bin geseit und eine rechte Tochter der Göttin für immerdar.«

Chloë blickte ihr starr in die Augen. »Ja,« versetzte sie nach einigen Secunden des Schweigens, »Barbillus ist

groß! Zu Anfang hab' ich Manches nicht für möglich gehalten. Jetzt aber, da ich's am eigenen Leibe erlebt, jetzt glaub' ich Alles, Alles, Alles! Wenn er mir sagt, er wolle den Mond in zwei Theile spalten, oder das Haar der Berenice vom Himmel holen, — ich zweifle nicht, ich beuge mich vor dem Zauberer.«

»O, ich bin zu glücklich!« jagte Cornelia, während ihr ein freudiges Roth in die Schläfe stieg. »Noch gestern, welche Beklommenheit! Mein Herz war trüber umwölkt als das nächtliche Firmament, und das Heulen des Sturmes fand hier im Busen sein Echo. Jetzt aber ist die weite Natur nicht so frisch und so lichterfüllt wie mein froh erquicktes Gemüth. Die Fahrt nach Ostia kommt mir so recht wie herbeigesehnt. Es ist, als hätte Quintus meine innersten Wünsche geahnt. Ich muß hinaus in die freien Gefilde, an's ewige Meer, fort, fort aus diesem Häusergewühl. . . ! Ach, und mit ihm!«

»Da trifft sich's ja glücklich, daß unser gestrenger Herr, dein Oheim, keine Schwierigkeiten gemacht. Er ist sonst kein Freund von Ausflügen, die bis in die Nacht dauern. Fast mein' ich, er habe Lust gehabt, Mein zu jagen. Erst wie er hörte, daß auch Cajus Aurelius theilnehme. . . «

»In der That,« versetzte Cornelia, »auch mich hat's befremdet, wie er beim Namen dieses Batavers augenblicklich verstummte.«

Sie erröthete heftig.

»Fast sieht's darnach aus, als ob er wähnte, ich bedürfte eines Ehrenwächters.«

»Er ist nur besorgt,« meinte Chloë. »Auch hält er große Stücke auf den Nurelius.«

»Ich weiß. Er hat mir's oft genug zu Gehör gegeben. Ihm wär's ein Göttergeschenk, wenn ich von Quintus abließe und mit Nurelius eine Mißheirat schloße.«

»Das wäre ein Tausch!« meinte Chloë. »Den senatorischen Purpur gegen den Ring eines trajectinischen Ritters!«

Ein Slave brachte die Meldung, Quintus Claudius, der im Atrium harre, entbiete den Morgengruß und frage an, ob Cornelia zum Aufbruch bereit sei, oder ob Lucilia und Claudia ihre Säufsten verlassen und in's Haus treten sollten.

Cornelia erhob sich rasch von dem Speisepfahle und eilte dem Geliebten entgegen.

»Der Dheim ist übler Laune,« jagte sie hastig. »Es lohnt nicht, ihn aufzusuchen. Machen wir uns ohne Verzug auf den Weg.«

»Und Chloë?«

»Lass' ich daheim.«

Quintus lächelte. Wie sie jetzt in den schmalen, nur durch ein kleines Fenster erleuchteten Thürgang einbogen, schlang er den Arm um die volle Gestalt und drückte ihr, unbemerkt vom Optiarus, einen heißen Kuß auf die Lippen. Gleich darauf trat auch Chloë mit Reisemänteln und

tyrischen Decken in den Corridor, so daß die kleine Karawane alsbald aufbrechen konnte.

Es waren vier Sänften, je für Eine Person. Eine geringe Anzahl von Sklaven begleitete sie. Die Numidier des Claudischen Hauses und die Sigambrier des Cajus Nurelius, die den Zug auf der Landstraße escortiren sollten, warteten wohlberitten in der Nähe der Cestius-Pyramide, wo auch die Wagen bereit standen.

Man erreichte die Wohnung des Batavers. Auch hier gab es keine Verzögerung. Kaum hatte man an die Pforte gepocht, als schon Nurelius den Freunden reisefertig entgegentrat. Vom Atrium her folgte ihm eine Sänfte, in der ein blondhaariger, wettergebräunter, etwas abgemagerter Mensch lehnte.

»Ein Seemann, der mir Kunde aus meiner Heimath gebracht,« sagte Nurelius, zu den Damen gewendet. »Spät noch, in Sturm und Regen, kam er gestern von Ostia. Da sein Schiff heute schon weiter nach Parthenope und Griechenland steuert, so muß er schnellig nach dem Hafen zurück.«

»Ein Stammesgenosse,« rief Quintus. »Nun, Ihr Bataver seid nicht eben die zahlreichsten im römischen Stadtbezirk. Ich kann mir's denken, daß die Begegnung Dir Freude macht.«

»Große Freude,« versetzte Nurelius, eine zweite Sänfte besteigend. »Ihm freilich, dem guten Chamavus, hat mein Haus keinen Segen gebracht. Denke Dir, wie er

den Hof betritt, gleitet er auf dem nassen Getäfel aus und zerbricht sich den Knöchel. Ich bat ihn, er solle sich Rast gönnen; er aber schwört mir, die Fahrt nach Hellas gestatte ihm keinen Aufschub. . . . «

»Der Vermste,« sagte Lucilia nach der Sänfte hinüberblickend. »Wahrhaftig, er ist recht angegriffen!«

Der blonde Seemann grüßte die Damen mit einer stummen Kopfbewegung und machte dann eine Geberde gegen Aurelius, als ob er sagen wollte, was nicht zu ändern sei, müsse ertragen werden.

Inzwischen hatte sich wie gewöhnlich eine große Menge von Gassern um die Sänften versammelt. Aurelius fühlte sein Unbehagen mit jedem Augenblick wachsen. Fast ärgerlich fuhr er einen der Träger an, der mit den Schnüren seiner scharlachrothen Livrée nicht zu Stande kam.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Am Tempel der Bona Dea vorüber, schlug man den sogenannten delphischen Weg ein und näherte sich jenseits des aventinischen Hügel's dem gewaltigen Grabstein, der, schon damals anderthalb Jahrhunderte alt, die Stürme so vieler geschichtlichen Katastrophen bis auf den heutigen Tag ungestört überdauert hat. Damals freilich bot die Cestius-Pyramide, ganz mit weißem Marmor bekleidet, durchaus nicht den öden, melancholischen Anblick des heutigen wettergeschwärzten Basaltbau's, der aus der Kirchhoffstille der entseelten Campagna aufragt. Buntes Menschengewühl

wogte zu ihren Füßen, und die Morgensonne blinkte heiter auf der vergoldeten Inschrift, die da besagte, daß der Verstorbene einst Prätor, Volkstribun und Mitglied eines Hohenpriester-Collegiums gewesen . . .

Au der Ostseite der Pyramide prangte noch eine zweite Inschrift, weniger monumental und feierlich als die der Nordseite, für Quintus aber und Cajus Aurelius von brennendstem Interesse. Dort befand sich nämlich ein sogenanntes Album, eines jener großen quadratischen Felder, in denen die öffentlichen Ankündigungen aufgemalt wurden. In langen, röthlichen Buchstaben war dort zu lesen:

»Stephanus, der Verwalter der Kaiserin, fahndet auf seinen entflohenen Sklaven Eurymachus. Wer den Flüchtling, todt oder lebendig, zurückbringt, wird einer Belohnung von fünfmalhunderttausend Sesterzen theilhaftig. Eurymachus ist von schlanker Gestalt, hager, bleich, dunkeläugig und schwarzlockig. Sein Rücken trägt die Spuren zahlreicher Züchtigungen. Bei seiner Flucht hat er sich, wie es scheint, am Fuße verletzt.«

Die Bezeichnung der Summe hob sich neu und kräftig aus ihrer etwas verwachsenen Umgebung hervor. Die Belohnung war mit jedem Tage vergrößert und seit gestern verdoppelt worden.

Magus und Ptepyrus gaben sich alle erdenkliche Mühe, die Volksmasse, die laut schreiend und gesticulirend jene Aufschrift umdrängte und fast die ganze Breite der

Straße einnahm, zum Platzmachen zu bewegen. Umsonst. Die Leute schienen von dem Einen Gedanken so völlig beherrscht, daß sie für alles Uebrige weder Auge noch Ohr hatten.

»Fünfhunderttausend Sesterzen!«

»Mehr als ein Rittervermögen!«

»Und wie lange ist's her?«

»Vier Tage!«

»Unglaublich!«

»Er muß doch zu finden sein!«

»Bah, er soll hohe Gönner haben, die ihn verbergen!«

So schwirrte es hundertstimmig untereinander. Die Zurufe der beiden Diener verhallten wirkungslos in dem Chaos. Der Zug kam in's Stocken.

»Nimm die Ellbogen!« rief Aurelius auf Gothisch.

Magus kehrte sich um und zuckte die Achseln, als ob er sagen wollte, hier bleibe freilich nichts Anderes übrig. Dann warf er einen geringschätzigen Blick auf die Menge, die er hoch überragte, und schritt mit langsamer Unwiderstehlichkeit vorwärts.

»Seht doch den Flegel!« rief ein graubärtiger Schiffsmann.

»Weh', meine Rippen!« plärrte ein Zweiter.

»Es sind die Töchter des Titus Claudius.«

»Was kümmert's uns? Die Straße ist Gemeingut für Alle.«

»Ja wohl! Wer über Land will, der mag aussteigen, wenn hier Gedränge ist, und die hundert Schritte bis an die Wagen zu Fuß machen.«

»Aussteigen!« klang es im Chöre. »Wir haben das gleiche Recht, wie die Vornehmen! Aussteigen!«

Von rechts und links drängten sich die Volksmassen in bedrohlicher Haltung an die Sänften heran. Quintus Claudius erbleichte. Wenn es nicht gelang, die Leute zurückzuschrecken, wenn dieser unberechenbare Pöbel auf seinem Willen verharrete, so war Alles verloren. Die Verwundung des angeblichen Seemanns mußte bei einer Rotte, die ganz und gar von dem Inhalte jener Bekanntmachung erfüllt war, alsbald Verdacht erregen. Die Entdeckung war unvermeidlich.

Mit einem Sage stand Quintus Claudius auf beiden Füßen. Voll ruhiger Hoheit trat er den aufgeregten Schaaren entgegen. »Was wollt Ihr?« fragte er streng. »Weshalb erdreistet Ihr Euch, uns die Straße zu sperren?«

Die stolze Gelassenheit seines Wesens schien Wunder zu wirken. Der eben noch so übermüthige Pöbel verstummte.

»Aus dem Wege!« fuhr Quintus fort, während ein lichtiges Roth das herrliche Jünglingsantlig warm überflutete. »Quintus Claudius, der Freund des Kaisers, befiehlt es Euch!«

»Selbst der Kaiser läßt uns nicht die Rippen zerbrechen!« schrie eine krächzende Stimme.



Der Einwurf kam schon zu spät. War es nun der Name des Imperators, oder die hinreißende Erscheinung des jungen Mannes, der, wie ein strafender Apoll, unnahbar und gleichmüthig in's Gewühl seiner Gegner blickte, — kurz, die Massen wichen unter dumpfem Gemurmel zurück, und die Bahn ward frei.

Quintus und Aurelius hatten Mühe, ihren Jubel zu unterdrücken.

» Dummes Volk! « sagte Lucilia. » Was den Menschen nur beifällt! «

Cornelia lächelte mit dem Ausdruck unsäglicher Geringschätzung. Sie wäre nicht ausgestiegen, meinte sie kaltblütig, und hätte wohl sehen mögen, wer es gewagt hätte, sie zu zwingen . . .

So gelangte man glücklich nach jener Stelle der Via Ostiensis, wo die Kutschen mit dem Gefolge harrten. Auch hier herrschte ein sehr geräuschvolles Treiben. Da das Fahren in den Straßen der Stadt bei Tage verboten war, hielten hier nicht nur die Fuhrwerke der Reichen und Wohlhabenden, sondern auch eine große Anzahl von Miethswagen, vom leichten Cabriolet bis zur schweren Gesellschafts- und Reisekutsche. Lärmend und schreiend boten die Wagenlenker den Vorüberziehenden ihre Dienste an. Verkäufer von Gewaaren und Getränken trugen mit eintönigem Geplär ihre Körbe umher. An der Böschung der Straße ward gezedt und gespielt. Lachen und Singen, Schimpfen und Fluchen erscholl in bunter Vermischung.

Die Gesellschaft bestieg den geräumigen vierrädrigen Wagen des Cajus Nurelius. Der Flüchtling ward von Pleyrus und Magus in ein zweirädriges sogenanntes Cesium gehoben, das, mit Proviantkästen beladen, ein wenig abseits stand und auf seinem Rücksitze nicht nur für den verkleideten Eurymachus, sondern auch für die beiden getreuen Helfer Platz hatte.

» Er hat sich's ausbedungen, « sagte der Bataver zu Lucilia. » Der gute Mensch wollte unsere Lustfahrt nicht stören. «

» Das ist klug von ihm, « versetzte Lucilia. » Immer noch besser mit Pleyrus und Magus auf dem Proviantwagen, als hilflos in der reichsten Kalesche. Bei uns hier war so wie so kein Platz mehr für ihn . . . Uebrigens, Slaven hat er, wie es scheint, von Ostia nicht mitgebracht? «

» Die ganze Mannschaft war an Bord unentbehrlich, « sagte der Bataver, leicht erröthend.

Quintus fühlte, daß Nurelius die Sache nicht weiter ausspinnen durfte, wenn er sich nicht ernstlich verwickeln wollte. Er bemühte sich, dem Gespräch eine minder verhängliche Richtung zu geben. Binnen Kurzem gelang es ihm, die Conversationstalente der munteren Lucilia so flott zu entfesseln, daß der zweite Wagen mit seinen Insassen völlig vergessen schien.

Die acht Munitier voraus, ging die Fahrt lustig und ohne Hinderniß über die trefflich gebaute Straße. Die

Sigambrier des Cajus Murelius folgten hinter dem zweiten Wagen. Der tollkühne Rossbändiger Herodianus, den die Aufregung der verwichenen Nacht krank gemacht hatte, war gegen alle Gepflogenheit zu Hause geblieben.

Hin und wieder sah der junge Claudier sich nach Curymachus um, der während jener peinvollen Scene an der Cestius=Pyramide eine merkwürdige Ruhe bewahrt hatte. . . Seine Verkleidung war in der That meisterhaft. Nur das geübteste Auge, nur der Blick des Verdachtes hätte unter dem blonden, struppigen Wiefz und hinter dem brännlich gebeizten Antlitz den bleichen Flüchtling vermuthet.

Die kappadocischen Hengste griffen gewaltig aus. Schon nach fünfviertel Stunden erreichte man das Städtchen Ficana. Gleich darauf erblickte man über den Sümpfen, die sich hier an der latiniischen Küste entlang zogen, die fernern Häuser der Hafenstadt.

Zahllose Fuhrwerke und Reiter hatte man während der raschen Fahrt überholt. Jetzt sprengten die Numidier an dem Grauschimmel eines Mannes vorbei, der, den leichten Reisemantel nachlässig über die Schultern gehängt und das Haupt mit einem großen thessalischen Sonnenhute bedeckt, weniger stramm als behaglich im Sattel saß. Zwei Sklaven auf zierlichen Maulthieren ritten ihm zur Linken. Wie der Mann jetzt beim Herannahen der Kutsche ein wenig den Kopf drehte, rief Lucilia:

»Sieh doch, Quintus, dort reitet Cnejus Afranius!«

Quintus erschrock, denn er kannte den ungewöhnlichen Scharfblick des Sachwalters und sein Talent, den verhülltesten Situationen die Schleier zu lüften. Ein Blick aber in die Mienen des Cajus Aurelius beruhigte ihn.

»Du weißt,« sagte der Bataver, »in Ostia wohnt seine Mutter. Ueberdies,« fügte er leiser hinzu, — »wenn er auch merkte . . . Ich steh' dafür, Afranius verräth uns nicht.«

Der Wagen hatte den Reiter jetzt eingeholt. Afranius, freudig erstannt, schwenkte lebhaft seine wohlgeformte, etwas fleischige Hand und setzte dem Schimmel kräftig die Sporen ein, um dem Fuhrwerk zur Seite zu bleiben. Das Pferd machte ein paar ungesüßige Sätze und legte sich dann straff in Galopp.

»Welch' unverhoffte Begegnung!« rief Enejus Afranius. »Ihr wollt nach Ostia?«

»Wie Du siehst,« gab Quintus zurück.

»Meine Trireme geht heute Abend in See,« rief der Bataver lebhaft. »Ich bleibe länger in Rom, als ich dachte, und so schick' ich sie heim nach Trajectum. Unsere Freunde hier begleiten mich, um der köstlichen Fahrt willen. Ein prachtvoller Tag heute!«

Afranius nickte bedeutungsvoll mit dem thessalischen Reisehut.

»Entzückend!« sagte Lucilia schwärmerisch.

»Und Du, mein trefflicher Enejus,« fuhr der Bataver fort, »was lockt Dich herüber nach Ostia?«

Treibt Dich die alte Sehnsucht nach den Umarmungen deiner Mutter? Entfliehst Du dem Straßenlärm? Hast Du Geschäfte?»

»Das kommt Alles zusammen. Ich reite hier ebenso aus Pflicht wie aus Neigung. Du kennst meine Operationen gegen Stephanus, den Verwalter Domitia's. Was ich bis zur Stunde auch in Scene gesetzt, — Alles war fruchtlos. Jetzt endlich hat eine Persönlichkeit, die ich zunächst noch verschweigen will, mir Thatfachen an die Hand gegeben, die höchst wahrscheinlich. . . Nun, ich sage Nichts weiter. Jedenfalls will ich den ostiensischen Bürger heute noch ins Verhör nehmen. Kömmt' ich mir alle Zeugen so im Handumdrehen herbeilangen — dann freilich. . . Oder den Einen wenigstens, den allerwichtigsten! Leider ist keine Aussicht. . . «

»Weshalb?« fragte Quintus.

»Weil er spurlos verschwunden ist.«

»So laß ihn suchen,« meinte Lucilia.

»Das thun bereits Andre. Vielleicht sind nie so viel Menschen um eines durchgegangenen Sklaven willen auf den Beinen gewesen, wie um diesen verwünschten Eurymachus «

Quintus erblaßte. Auch der Bataver fühlte bei der Nennung des Namens eine leise Bekommenheit.

»Aber wie kommt's,« fragte Quintus, »daß Eurymachus nicht längst seine Stimme erhob? Was bewog ihn, seinen Folterer zu schonen?«

»Curymachus erfuhr, was er weiß, erst einige Tage vor seiner Flucht. Diese unbequeme Mitwisserschaft war der eigentliche Grund zu seiner Verurtheilung.«

»So konnte er einige Tage vor seiner Flucht reden.«

»Eben das konnte er nicht. Er lag in Ketten und trug einen Knebel zwischen den Kiefern, der selbst einem Stentor das Sprechen erschwert hätte. . . «

»Und Du bist sicher,« rief Aurelius, »daß dein Gewährsmann Dich nicht getäuscht hat?«

»Vollständig sicher! So sicher, daß ich jetzt gleich die fünfmalhunderttausend Sesterzen baar hinzahlen würde — leider hab' ich sie nicht — wenn ich den schändlichen Durchbrenner nur fünf Minuten lang dingfest machen könnte. Es ist niederträchtig! Pah. . . Was verderb' ich mir nutzlos die gute Laune! Der landet jetzt vielleicht in Utica oder Nicopolis. Ich gönne's ihm von Herzen. Wenn's ihm nur Stephanus im Augenblicke der Entscheidung nicht nachmacht! Ich fürchte, dieses Musterbild aller Bürgertugend weiß gleichfalls die Wege ins Ausland.«

Wie von plötzlichem Thatendrange befeelt, gab er seinem Pferde die Sporen. Unwillkürlich wandten sich seine Gedanken jenem größeren Stephanus zu, dessen Missethaten ein ganzes Weltreich mit Schrecken erfüllten. Er dachte an die kühn geplante Verschwörung, deren Mißlingen auch dem Verwalter Domitia's die Bahn wieder frei gab, da der Fehlschlag unwiderruflich den Untergang oder doch das Exil seines Anklägers nach sich ziehen mußte. Um so rücksichts-

loser mußte jetzt die Action gegen Stephanus in Scene gesetzt werden! So ließ sich vielleicht eine Lage schaffen, die dem Verbrecher unter allen Umständen verhängnißvoll wurde, mochte jener große Proceß gegen Domitianus ausgehen, wie er wollte. Diese Sturm=Attake auf Stephanus hatte zudem das Gute, daß sie den Angreifer politisch harmlos erscheinen ließ. Jeder mußte sich sagen, wer so energisch um die Palme des Forums ringe, der könne nicht gleichzeitig Pläne schmieden, die seine ganze Laufbahn in Frage stellten.

Nurelius hatte während der letzten Worte des Sachwalters eine große Unruhe an den Tag gelegt. Jetzt schien er dem jungen Claudier etwas zuflüstern zu wollen. Er besann sich jedoch und fragte den Cnejus Afranius, wie es komme, daß Fabulla, seine vortreffliche Mutter, trotz der vorgerückten Jahreszeit noch in Ostia verweile.

»Nicht wahr,« gab Afranius zurück, »es ist wunderbar? Dem Mittelpunkte der Welt so nahe, — und diese Gleichgültigkeit! Ganz wie Diogenes. . .!«

»Sie hat Dich noch nicht besucht?«

»Noch nicht ein einziges Mal! An ihr stilles Rodumna gewöhnt, und fanatische Freundin des Landlebens, hat sie vor der Siebenhügelstadt ein unüberwindliches Grausen. Nun bot sich gerade in Ostia die Gelegenheit einer Vorstation. Dort besitzt ein Better von ihr, der seit März in Aegypten weilt, ein kleines Gütchen. Das bewirthschaftet sie und fühlt sich wohl dabei, wie Diana im Hochgebirge, zumal

sie sich einbildet, sie werde meiner Carrière in Rom hinderlich sein. Schließlich, wenn ich erst vollständig installiert bin, hol' ich sie mit Gewalt.«

»Ich verstehe,« sagte der Bataver. »Du willst warten,« fügte er in Gedanken hinzu, »bis unsere Pläne geglückt — oder gescheitert sind. . . «

Quintus, der noch immer besorgt war, Afranius möchte dem verkleideten Eurymachus allzu sehr in die Nähe kommen, und, wenn auch sonst Nichts zu fürchten stand, allerlei peinliche Fragen stellen, bemühte sich, das Interesse des Sachwalters möglichst zu fesseln. Er sprach von der letzten Rede, die Afranius vor dem Centumviratsgerichte gehalten, und sagte ihm einige Artigkeiten, die Jener mit gutmüthigem Lachen zurückwies. Gleichwohl ward der Rechtsfall erörtert, und die Debatte nahm hin und wieder einen fast wissenschaftlichen Charakter an.

Cornelia war heute gesprächig. Kurz vor dem Erscheinen des Gnejus Afranius hatte sie recht launig von einer Lustfahrt nach Pandataria erzählt, die sie einst in Begleitung ihres Oheims und des Senators Sextus Furius von Sinuessä aus unternommen. Auch Claudia und Lucilia hatten gelacht und gescherzt: nur die beiden Jünglinge waren schweigsam geblieben. Jetzt, wie diese Schweigsamkeit plötzlich in ihr Gegentheil umschlug, ward Lucilia fast ärgerlich, ganz besonders auch deshalb, weil der Sachwalter auf dem knochigen Grauschimmel sich fortwährend nur an Quintus und Cajus Aurelius, nicht aber, wie dies doch in



der Ordnung gewesen wäre, an Cornelia und Claudia wandte. Von sich selbst wollte sie gar nicht reden, obgleich auch sie, wie sie meinte, heute gar nicht so abschreckend aus-  
sah; denn Baucis hatte sie mit einer nie gekannten Sicher-  
heit und Kunstfertigkeit frisirt, und die neue Goldnadel mit  
dem stolzen Rubin paßte ausgezeichnet in das braune Gelock.  
Freilich, wie schön ihre Stola mit der kunstvoll gekrausten  
Falbel über die Knöchel fiel, das konnte man jetzt, da sie  
im Wagen saß und von dem schweren Gewande Cornelia's  
halb überfluthet wurde, leider nicht wahrnehmen . . .

»Höre, Quintus,« begann sie, da der junge Claudier  
von Neuem den Blick nach Afranius wandte, »Du bist  
heute ganz erstaunlich uninteressant. Auf dem ganzen Wege  
hast Du nicht hundert Worte geredet, und jetzt, da Afranius  
Dich aus deinem Halbschlaf emporrüttelt, redet Ihr von  
Processen.«

»In der That,« fügte Claudia mit einem Seitenblick  
auf Lucilia hinzu, »Du glaubst nicht, welch' abgejagte  
Feindin sie ist von Allem, was mit Processen zusammen-  
hängt! Bei dem Worte Centumviratsgericht wird ihr ganz  
weh' um's Herz, und wenn sie von einer Rede hört, die  
mehr als zwei oder höchstens drei Wasseruhren gedauert hat,  
fällt sie in Ohnmacht.«

Lucilia ward brennend roth.

»Da bist Du völlig im Irrthum!« versetzte sie, rasch  
gefaßt. »Jedes zu seiner Zeit! Ich schwärme sogar für die  
Rechtspflege, aber nicht bei so herrlichem Sonnenschein und

im Angesichte des Meeres! Die bösen Menschen mit ihren Streitigkeiten passen auf's Forum, in die Basiliken, vor den Senat; hier aber, wo Alles so klar und so herrlich ist, will ich frohes Geplauder und lustiges Lachen.«

»Sie hat Recht,« sagte Cornelia.

Afranius gab sich eine straffe, militärische Haltung.

»Verzeih', Du Gestrenge,« sagte er mit komischem Gruste. »Ich beklage es tief, daß ich einen so weisheitsvollen Paragraphen deines Lebensbuches verletzt habe. Von Rechtswegen hätt' ich nun meine Lection und könnte mich trollen, wenn ich nicht fest entschlossen wäre, unter Kundgabe der aufrichtigsten Reue um Begnadigung einzukommen. Wie schwer ich bereue, das sollst Du aus meinem künftigen unterhaltfamen und lebenswürdigen Gebahren sattfam entnehmen. Nur bitt' ich mir zur Bethätigung dieser Reue die erwünschte Gelegenheit aus. Ich erlaube mir also, Euch insgesammt in das Landhäuschen meiner Mutter zu laden. Ich sag' Euch, Ihr werdet entzückt sein, hingerissen, begeistert! Ein kleines Hüttchen, aber im herrlichsten Obstgarten, ruhig, ländlich, idyllisch! Muränen und lukrinische Austern gehören dort allerdings zu den Fabeln: aber Salatköpfe, so. . .« — er beschrieb in der Luft einen unglaublichen Kreis — »echten Kappadocier, wenn auch in Ostia gewachsen, — und frische Eier, wachsgelbe Birnen und kräftiges Landbrod. Ein paar Tauben oder ein Hühnchen sind rasch gebraten. . . Ihr verwöhnten Großstädter werdet geradezu schwelgen in dieser ländlichen Einfachheit! Und

dazu nun die Laubgänge, wo die Weintrauben armslang vom Gatter hängen. . . !«

»Das ist ja himmlisch!« rief Claudia, abermals nach Lucilia hinüberblickend. »Quintus, einer so liebenswürdigen Einladung müssen wir Folge leisten!«

»Mit Vergnügen! Zuvor indeß. . . «

»Ich verstehe,« sagte Afranius. »Auch ich bin ja zunächst in Geschäften hier. Höre jetzt meinen Vorschlag. Ich bringe die Damen unverzüglich zu meiner Mutter und eile dann auf Flügeln des Sturmes zu meinem ostiensischen Kleinbürger. Ihr unterdeß. . . «

»Nicht so,« unterbrach in Aurelius. »Bevor meine Trireme die Anker lichtet, muß ich Dir eine Mittheilung machen.«

»Du mir?«

»Ja wohl. Eine Mittheilung, die mit Stephanus und deinem Anklageproceß auf's Engste zusammenhängt. Erlaube mir also, deinen Vorschlag zu corrigiren. Du schreibst deinem Knaben ein Wort der Aufklärung in die Wachstafel und gibst ihm Befehl, unsere Damen zu führen. Die berittene Dienerschaft begleitet sie bis an die Wohnung und sucht Unterkunft in der nächsten Schänke. Du aber kommst mit nach dem Schiffe. Und,« fügte er nach einer Pause hinzu, da ihm einfiel, welche Fabel er vor den Mädchen aufrecht erhalten mußte, »gleichzeitig bringen wir meinen Stammesgenossen, den trajectinischen Seemann an Bord. Auch sein Schiff wird noch heute die Anker lichten.«

»Welchen Seemann?« fragte der Sachwalter, indem er sich umwandte.

»Das erzähl' ich Dir später.«

»Nun, mir ist Alles genehm, was den Damen genehm ist. . . «

»Wir sind auf dem Lande,« meinte Cornelia. »Da bedarf's keiner Umstände. Deine Mutter wird zwar erstaunt sein. . . «

»Erfreut, willst Du sagen. Das ist ja die reizendste Ueberraschung, die sie sich wünschen kann.«

»So bleibt's dabei!« rief Aurelius. »Wenn Alles erledigt ist, wollen wir guter Dinge sein.«

Jetzt zeigten sich rechts und links die ersten Häuser von Ostia. Das Lärmen und Treiben auf der Straße ward lebhafter. Seelente aus allen Nationen, Fischer mit rothen Wollmützen, Lastträger und Karrenführer drängten sich bunt durcheinander. Fünf Minuten später war man am Hafen. Vor dem äußersten Ende des Steindammes lag die bunt beslaggte Trireme des Cajus Aurelius, über die zahllosen Flachschiffe majestätisch emporragend. Die Jünglinge stiegen aus, und weiter rollte der Wagen, von den Sigambren und Numidiern begleitet, bis er nach wenigen Minuten das gartenumgrünte Landhaus erreichte.

---

## Neuntes Capitel.

»Sei unbesorgt, Quintus,« raunte der Bataver, da Cnejus Afranius aus dem Sattel stieg und dem Slaven die Zügel reichte. »Bei allen Göttern, dieser Mann ist sicher wie Du und ich! Es wäre geradezu Wahnsinn, wenn wir ihm die Gelegenheit eines Gespräches mit Curymachus nicht gewähren wollten. Sein Kampf gegen Stephanus liegt so sehr ihm Interesse der Allgemeinheit und besonders auch in dem unseres Schützlings. . . .«

»Gleichviel! Die Sache verstimmt mich.«

»So kannst Du für deine Person ja vollständig aus dem Spiele bleiben.«

Quintus Claudius blickte ihn fragend an.

»Was staunst Du so?« fuhr der Bataver fort. »Ich dünkte, die Geschichte ist höchst einfach. Ich gebe mich für den Retter aus, und Du spielst die Rolle des Harmlosen. Du brauchst nicht die Stirne zu runzeln, als ob ich Dir eine Feigheit zumuthete. Kommt die Sache an's Tageslicht, so wird's ungeheuer gleichgültig sein, ob Afranius die halbe oder die ganze Wahrheit gekannt hat. Du ersparst Dir so

nur die Befangenheit. Ich für mein Theil bin mit Afranius so innig befreundet. . . «

»Wenn Du meinst. . . «

»Instruire nur deinen Bleyhrus! Auch er sei unbetheilig! Am besten vermeidet Ihr's, mit an Bord zu kommen. Ich würde Dich gar nicht aufgefördert haben, mit auszustiegen, hätt' ich's nicht für meine Pflicht gehalten, Dich von meiner Absicht in Kenntniß zu setzen.«

Quintus nickte.

»Gut,« versetzte er nachdenklich. »Sage denn auch unserm Eurymachus, daß er mein nicht erwähnt. Ich verabschiede mich unterdeß von Afranius, als ob ich Geschäfte hätte. Hier am Hafen erwart' ich Euch. Wie lange bleibt Ihr an Bord?«

»Zwanzig Minuten. Afranius mag seine Abhörung thunlichst beschleunigen.«

Dieses Zwiegespräch war hastig und mit gedämpfter Stimme geführt worden. Afranius trat jetzt, nachdem er seinen Slaven belehrt hatte, wie er den etwas angegriffenen Miethsgaul behandeln müsse, auf Quintus zu, während Aurelius den beiden Dienern entgegenteilte, die den Pseudo-Schiffsmann Eurymachus mehr trugen als führten. Drei Worte genügten, die Situation auseinanderzusetzen. Der Verwundete warf dem jungen Claudier, der ihn mit erkünstelter Fremdheit grüßte, einen wehmüthig-dankbaren Blick zu. Dann gab er Bleyhrus frei und legte den Arm auf die rechte Schulter des Batavers. Bleyhrus aber folgte

seinem Gebieter, der mit großen Schritten landwärts in die Hauptstraße einbog.

Menschlicher Berechnung nach war das gefahrvolle Werk nun geglückt. Alles Weitere konnte in Ruhe geprüft und erwogen werden. Wenn Stephanus wirklich in seiner ganzen Verruchtheit entlarvt wurde, so gelang es vielleicht, die Strenge des Gesetzes dennoch zu beugen und dem Flüchtling die Rückkehr und das Glück eines freien, sorgenlosen Daseins zu schaffen.

Quintus athmete hoch auf. Das wäre die Krönung gewesen für sein kühnes Beginnen! Er fühlte, daß ihm Eurymachus, seit er ihn wieder gesehen, mehr war als der muthvolle Slave. Er empfand eine geistige Sympathie, eine Art idealer Freundschaft, wie sie der Jünger für seinen Meister empfindet. Das letzte Widerstreben gegen die Ungewalt dieser Regungen war ausgelöscht.

Nach zehn Minuten machten Quintus und Pleyrus Kehrt. Als sie den Strand erreichten, kam eben auch die Barke mit Afranius, Aurelius und dem Gothen gerudert. Eurymachus war also glücklich an Bord, und wenn das hocherglühende Antlitz des Sachwalters nicht betrog, so hatte sein Zwiesgespräch mit dem Flüchtling die reichste Ernte geliefert. Quintus bemühte sich, diese freudige Aufregung möglichst zu übersehen. Da die Männer jetzt an das Ufer stiegen, wandte er sich mit Lebhaftigkeit an Aurelius und fragte, um welche Zeit die Trireme in See gehe.

»Seit gestern ist Alles vorbereitet,« gab Aurelius zur Antwort. »In fünf Minuten wird sie mit allen Rudern hinaussteuern.«

Er schaute hinüber und hob dann Abschied nehmend die Rechte.

»Viel Glück zur Fahrt!« sprach er halblaut, doch so, daß Quintus es hören konnte. »Grüß' mir das schöne Trajectum!«

Nach kurzer Frist begann die »Batavia« sich langsam zu regen. In gemessener Schwenkung steuerte sie durch die zahllosen Markt- und Kauffahrteischiffe, die, nahe zu einandergedrängt, hier vor Anker lagen. Immer schneller erklangen die Hammerschläge des Obmanns, und immer flinker und kräftiger tauchten die Ruder in die hochaufspitzende Fluth. Jetzt, an den Ausläufern der Hafendämme vorbei, erreichte die Trirème das offene Meer. Wie ein stolzer Schwan glitt sie hinaus in die endlose blaue Fläche.

Eine Weile noch schauten die Männer dem schönen Fahrzeuge nach, — Aurelius nicht ohne ein Gefühl stiller Wehmuth und ahnungsvoller Beklommenheit. Obgleich er wußte, daß die Trirème schon nach wenigen Stunden vom Course abbiegen und von Süden her auf die Rhede von Antium zusteuern würde, so war ihm doch das Nordland und das Bild der Mutter, die er zurückgelassen, mit einem Male näher gerückt. Er hatte den Namen seiner Heimat genannt, — und bange Sehnsucht nahm sein Wesen ge-



fangen. Er gedachte der nächsten Zukunft. In kurzer Frist flüchtete er selbst vielleicht, müde und gehebt wie Eury-machus, an Bord dieses nämlichen Schiffes, und dankte den Göttern, wenn's ihm gelang, unentdeckt zu entkommen. Rom aber mit Allem, was es Schönes und Großes barg, war ihm dann für ewig verschlossen, — mit Allem! Und Claudia? Der Gedanke fiel ihm bleischwer auf die Seele. Claudia in Rom, und er Hunderte von Meilen entfernt, — in der grausenhaften Gewißheit, sie nie, nie wiederzusehen! Freilich, wenn sie ihn liebte. . . Wenn sie ihm folgte, wie einst Peponila ihrem verurtheilten Gatten. . .! Im Eise von Scandia oder am kahlsten Strande von Thule würde ihm dann ein Frühling erblüh'n, herrlicher als die Rosengärten von Pästum! Wer aber sagte ihm, ob er ein so unermessliches Glück hoffen dürfe? Ja, sie hatte ihm Beweise ihrer Freundschaft gegeben, — und wenn er so die Thebais las, oder von seiner nordischen Heimat erzählte, dann hatte sie eine Art, zuzuhören. . . Manchmal war's ihm durch die Seele gegangen, wie ein Strahl freudiger Zuversicht. . . Dann aber kam der Rückschlag nur um so heftiger. Ihr Gruß klang so fremd und zurückhaltend, ihr Lächeln schien so kühl und so vornehm. . . Ach, hätte er wenigstens Zeit gehabt, diese Gleichgültigkeit zu bekämpfen! Aber jetzt rief's ihn auf den Schauplatz der That, — und wenn diese That fehlschlug. . . Er bereute es fast, seiner stürmischen Vaterlandsliebe und der Beredsamkeit eines Ciina so widerstandslos gefolgt zu sein. Frei-

lich, sagte er zu sich selbst, es war ja nicht zum Wenigsten die unauflöschliche Leidenschaft für Claudia, was ihn zum Handeln drängte . . . Ohne diese Leidenschaft hätte er vielleicht noch gezögert. So aber trieb es ihn dämonisch in den Strudel der Verschwörung. Er wollte als Sieger über die Schreckensherrschaft, als Befreier des Weltreiches vor seine Erforene treten und ihr zurufen: »Jetzt, Du Herrliche, darf ich um deine Liebe werben, denn ich habe einen mächtigen Fürsprecher, den Dank meines Volkes!«

Das Alles zog ihm wie ein wacher Traum durch die Seele. Wortlos blickte er hinaus ins unendliche Meer. Wie er dann zur Besinnung kam und sich wandte, begegnete er den Augen des Quintus. Ach, das waren ganz die theuren, unvergeßlich schönen Augen der holden Claudia, nur nicht so lieblich sinnend, so mild-schwärmerisch! Mit einem Male stand sein Entschluß fest. Sobald es irgend geschehen mochte, womöglich heute noch, wollte er von der Geliebten sein Schicksal hören und diesem qualvollen Hin- und Herschwanfen ein Ende machen.

»Alles in Ordnung?« fragte Quintus den Bataver, da Cnejus Afranius abseits stand und etwas in seine Tafel schrieb.

»Vollkommen,« gab Aurelius zur Antwort. »Man wird ihn pflegen, als ob er mein Bruder wäre.«

»Und was erzählte er dem Afranius?«

»Ich weiß nicht. Sie besprachen sich unter vier Augen. Afranius bat, die Enthüllungen so lange ver-

schweigen zu dürfen, bis er Alles zu ihrer Verwerthung gegen Stephanus angebahnt habe.«

Afranius schien von dem, was er an Bord der Trireme erfahren hatte, noch immer ganz und gar in Anspruch genommen. Aurelius mußte ihn zweimal beim Namen rufen, eh' er aus seiner Versunkenheit aufwachte.

Nun schritt man am Hafen entlang, in derselben Richtung, die der Wagen genommen. Das zweirädrige Cifium, das jenseits des Platzes vor einer Weinschänke harrte, folgte mit Magnus und Bleyrus, während der Slave des Afranius den Grauschimmel und sein Maulthier am Zügel führte.

»Ungeheures Treiben!« rief der Sachwalter, der sich jetzt energisch von seinen Betrachtungen losriß. »Freilich, kein Welthafen wie Puteoli, aber noch lustig genug, und nicht minder geräuschvoll! Seht nur, diese Flachschiffe mit den gigantischen Marmorblöcken! Jeder so groß wie ein mäßiges Speisezimmer! Und dort — nein das ist colossal!«

Er wies mit dem Zeigefinger nach einer Stelle des Hafens, wo ein besonders dichtes Gedränge herrschte. Dort ragte ein Strahlen auf, an welchem ein riesiges Nashorn, durch breite Gurte und Binden festgehalten, hoch in der Luft schwebte.

»Eine Ladung von Bestien für die Feier der Säcularspiele,« sagte Quintus. »Da links stehen bereits Dutzende von eisernen Käfigen. Halb Asien und Afrika sind für das Amphitheater geplündert worden.«

Die Männer traten näher hinzu, denn das Interesse für wilde Thiere war das Erbtheil aller Derer, die jemals römische Luft geathmet. Den Lärm des Hausens dumpf übertäubend, schlug jetzt ein heiseres Gebrüll an ihr Ohr, — die Stimme eines der gätulischen Löwen, die hinter den Gittern ihrer eben ausgeladenen Gefängnisse ruhelos auf- und abliefen.

»Das ist ja ein vollständiger Zwinger,« sagte der Bataver.

»Der Inhalt zweier Schiffe,« erklärte Quintus mit einem Blick auf die beiden mächtigen Fahrzeuge, von denen das eine schon abseits vor Anker lag. »Unsere Thierfechter können sich Glück wünschen.«

Ein erneutes Gebrüll, so wild und heiser, wie es je durch die nächtliche Wüste geschallt, ließ ihn verstummen. Man hatte sich dem Landungsplatz bis auf wenige Schritte genähert. Hier erst überblickte man vollständig die ungeheure Masse von Käfigen, die, auf niedrige Wagen gestellt, ihrer Weiterbeförderung auf der Landstraße gewärtigten. Hyrcanische Tiger preßten ihr glattes, streifiges Fell wider die Eisenstäbe; cantabrische Bären streckten hochaufgerichtet die spitzen Schnauzen durch's Gitter; Leoparden aus Mauritanien, Hyänen, Panther und Luchse fletschten die gierigen Zähne; Auerochsen und Büffel wekten die ungeschlachten Hörner oder starrten in träger Theilnahmslosigkeit auf die fremde Umgebung. Auch einige Nashörner, die selbst für Rom eine große Seltenheit waren, und mächtige Crocodile

erregten die stauende Neugier der Hafenbevölkerung. Weiter abwärts, nur mit Stricken gefesselt, standen große Colonnen von wilden Eseln aus dem Hochgebirge Numidiens, wilde Pferde, Giraffen und Zebras, denn auch solche Thiere fanden bei den gewaltigen Hezen des flavischen Amphitheaters ihre Verwendung.

Quintus und Aurelius schritten langsam auf die Käfige zu, während Afranius die Bewegung des Krahmens beobachtete, der sich mit seiner komisch-grotesken Last zu senken begann. Vor einem Löwen von ungewöhnlicher Größe, der in herausfordernder Stellung, das Haupt mit der zottigen Mähne hoch erhoben, das Gitter beschuob, blieben die Jünglinge stehen. Es war das nämliche Thier, das vorhin jenes grausenhafte Gebrüll ausgestoßen. Sein Wärter, in gemessener Entfernung auf die Kante des Wagens gelehnt, hatte dem Aufgebrachten einige Worte der Beschwichtigung zugerufen. Beim Herannahen der vornehmen Cavaliere trat der Mann ehrerbietig zur Seite. Der Löwe folgte ihm mit dem Blick. Wie er jetzt den Kopf wieder hinwegdrehte und die beiden fremden Gestalten so dicht vor seinem Gitter gewahrte, da sprang er wie verblüfft einen Schritt rückwärts, ließ zum drittenmale seine mark- und beinerschütternde Stimme erschallen und warf sich dann mit blinder Wuth auf die Eisenstäbe.

Quintus und Aurelius blickten sich lächelnd ins Antlitz. Beide waren bei dem unverhofften Anprall des Thieres ein wenig blaß geworden.

»Es scheint, ich erzeuge dein Mißfallen,« sagte der Claudier. »Sein sprühendes Auge ist fortwährend auf mich gerichtet. Höre, ich bekomme doch nachgerade vor unseren Gladiatoren Respect! Einer solchen Bestie frei in der Arena gegenüber zu stehen, das muß verwünscht auf die Nerven wirken. Hier tobt noch die Natur in ihrer ganzen ungedämpften Furchterlichkeit.«

Der Löwe hielt in der That den funkelnden Blick fest auf Quintus geheftet, als erkenne er hier einen alten Feind wieder.

»Laß uns hinweggehen!« sagte der Jüngling stirnrunzelnd. »Es ist doch nur eine dumme, erbärmliche Bestie, und ich schäme mich, daß ich bei seinem blöden Gebrüll so zusammengezuckt bin. Ja, blinzele nur, alter, großmähniger Schurke! Dreißig Zoll Stahl durch die Rippen bringen auch Dich zum Schweigen, und das ist doch schließlich dein Loos, wenn Du zuvor auch noch so toll über die blutenden Leiber einherfährst.«

»Ein schlimmer Gefelle,« meinte jetzt der numidische Wärter, dem das Latein nur schlecht von der Zunge ging. »Mehr als fünfzig hab' ich gezähmt; bei dem aber ist alle Mühe umsonst. Er gehört zu den Berglöwen, und sein Vater ist ein Zauberer gewesen. Ich hab's ihm gleich angesehen, da die Jäger ihn brachten. Der schwarze Büschel da an der Stirne sagt's unverkennbar.«

Aus der Mähne des Thieres fiel in der That eine Art struppiger Locke von schwärzlicher Farbe zwischen die Augen herab.

»Ist's deine Aufgabe, die Löwen zu zähmen?« fragte Quintus.

»Die sanfteren zähm' ich, und die wilderen bleiben für's Kampfspiel. Zum Säcularfest hab' ich drei zahme geliefert — Kerle, so hoch — die leisten das Großartigste, was Ihr in Rom jemals gesehen habt. Sie fangen lebendige Hasen und tragen sie in den Zähnen dreimal die ganze Arena herum, ohne sie nur zu drücken.«

Quintus hörte nicht mehr. Er hatte sich weggewendet. Der lauernde Blick der Bestie, die ihn nicht aus den Augen ließ, weckte ihm ein peinliches Mißgefühl. Da jetzt auch Cnejus Afranius mit liebenswürdiger Beredsamkeit einlud, über die Nashörner und Giraffen das freundliche Heim seiner Mutter und die jungen Damen, die man vorausgeschickt, nicht vergessen zu wollen, so trat man aus dem Gewühl zurück auf die Fahrstraße, wo das Cabriolet mit Phepus und dem Gothen Halt gemacht hatte.

Die greise Fabulla empfing ihre Gäste am Gartenthor und geleitete sie unter zahllosen Bethenerungen der Dankbarkeit und der Freude nach dem zierlichen Häuschen, das, von Ephen und Wein umrankt, hinter knorrigen Oliven und Steineichen fast versteckt lag. Die jungen Mädchen saßen hier zwischen dem herbftlich gerötheten Laubwerke vor der Thüre und naschten von den prachtvollen Trauben, die ihnen bis auf die Scheitel hingen. Vor ihnen, auf dem runden Tischchen von Tannenholz, stand ein Weizenkorb mit duftendem Weizenbrod, einige halb

geleerte Milchbecher und eine Schüssel mit Äpfeln und Birnen. Daneben lag ein Spinnrocken, mit rother Bandschleife zusammengehalten, und eine Spindel. Denn Fabulla saß keinen Augenblick müßig und drehte den Faden selbst in Gegenwart so vornehmer und so fremder Besucher.

»Kinder,« sagte Cnejus Afranius, »hier ist's wahrhaft elydisch. Der Schatten, das dunkle Grün der Oliven, die Weintrauben, die köstliche Luft, die frische Milch, es ist colossal! Um nun vollständig für den Genuß dieser Herrlichkeiten gewappnet zu sein, muß ich zuvor meine Geschäfte erledigen. Ich überlass' Euch daher zunächst Euren Schicksal. Nur einen Becher dieser unvergleichlichen Milch will ich leeren. Dann, — fahrt wohl, es gibt ein Wiedersehen! Eh' eine Stunde vergeht, bin ich wieder zurück.«

Mit der Geberde eines Schauspielers, der den sterbenden Sokrates darstellt, ergriff er eines der röthlichen Thongefäße und führte es pathetisch zum Munde.

»Halt ein!« rief die gute Matrone. »Du nimmst den Becher unserer Herrin Lucilia.«

»Ah!« sagte Cnejus Afranius, die geleerte Schale mit erheuchelter Zerknirschung auf die Tischplatte setzend. »Die gestrenge Herrin wird's meinem Durste und meiner Zerstretheit zu Gute halten. . . Uebrigens, deine Rüche entwickeln sich hoffnungsvoll. Noch nie war dieser Nektar so wahrhaft olympisch wie heute! Der große Pan möge sie segnen!«

Mit diesen Worten schritt er von daunen.



Nachdem auch Quintus und Aurelius eine Erfrischung genossen, erhob man sich, um in Begleitung Fabulla's durch den Garten zu schweifen. Quintus und Cornelia schritten voraus; dann folgten Aurelius und Claudia; den Beschluß machte die Hausfran mit der munteren Lucilia, die nicht müde ward, den schön gefränkelten Kohl und die prächtigen Salathäupter zu verherrlichen, oder phantastische Loblieder auf die Spätbirnen und Feigen zu singen. Gleich von Anbeginn hatte sie den freudigen Stolz erkannt, mit welchem Fabulla das schmucke Gütchen betrachtete, ein Stolz, der ja selbst in den Scherzreden des Afranius sein deutliches Echo fand. Ein seltsames Gefühl trieb sie an, diesen Stolz zu lieblosen und so der wackeren Fran, die ihr äußerst sympathisch war, eine leicht erzielbare Freude zu machen. Im Grunde war ihr die Landwirthschaft und der Gartenbau so gleichgültig, wie jedes andere entlegenere Gebiet menschlicher Thätigkeit; allein sie besaß die Gabe, sich in jede beliebige Gedankenphäre sofort einzuleben. Sie sprach also mit Entzücken von den Reizen des Landlebens und erklärte sehr ernsthaft, der Lärm der Hauptstadt habe etwas Aufreibendes und Zerstörendes, — eine Behauptung, die durch ihre blühende Erscheinung kräftigst Lügen gestraft wurde.

Fabulla war von der Art und Weise des Mädchens vollständig bezaubert. Sie hätte es nie für möglich gehalten, daß in dem bösen, verderbten Rom so frische, lebenswürdige und anspruchslöse Geschöpfe gedeihen könnten, —

noch dazu in der Familie eines Senators, und so zu jagen unter den Donnerkeilen des capitolinischen Jupiter. Mit der ganzen Kraft einer Befehrten schloß sie das lustige Mädchen in's Herz, um so mehr, als die liebliche Claudia ein wenig schweigjam, und Cornelia trotz aller Freundlichkeit die unnahbare Herrin blieb, die sich rings mit einer unsichtbaren Maner gegen alles Fremde geheimnißvoll abschloß.

Lucilia war heute in der That ein wahrer Ansbund von Liebenswürdigkeit und Anmuth. Als Fabulla nach viertelstündigem Hin- und Herwandern erklärte, sie müsse in's Haus, um einige Anordnungen für die Mahlzeit zu treffen, da bat Lucilia um die Erlaubniß, ihr behülflich zu sein und bei dieser Gelegenheit die Küche, die Vorrathskammern und die Slavenräume besichtigen zu dürfen. Fabulla war hingerissen. Sie drückte dem fröhlichen Mädchen einen Kuß auf die Stirne und sagte dann wehmuthsvoll:

»Ganz wie Du war meine süße Erotion! Nicht so schön freilich und so vornehm, aber sie hatte Augen wie Du und die gleiche Frische, und Sinn für Garten und Haus. . . Ach, und ein Herz! Wie oft hab' ich mir das Glück der Zukunft gemalt, wenn sie vom Spiel ermüdet auf meinen Knien saß und das Köpfchen an meine Brust legte! Dann schließ sie wohl ein, und ich sang leise ein altes Lied und überließ mich dem schönsten Traum, bis die Nacht hereinbrach. Die Götter wollten's nicht! Ein Häufchen Mische in marmorner Urne ist Alles, was mir von der süßen Erotion übrig geblieben!«

Sie schwieg und fuhr mit der Hand über die guten, ehrlichen Augen. Lucilia blickte sinnend zu Boden.

»Es ist lange her,« sagte Fabulla nach einer Weile. »Zweiundzwanzig Jahre werden's im künftigen März. Von Zeit zu Zeit aber kommt es über mich, als hätt' ich das theure Kind erst gestern verloren. . . «

»Arme Mutter!« seufzte Lucilia.

Fabulla glättete ihr zärtlich das volle, lockige Haar.

»Sei mir nicht gram!« bat sie lächelnd. »So trübe Erinnerungen passen schlecht zu dem Frohsinn der Jugend.«

»Frohsinn und Trübsinn liegen gar dicht bei einander,« versetzte Lucilia. »Das Frohe genießen und das Schwere ertragen, -- so hält's der Vernünftige.«

Sie schritten durch die buxumfriedigten Beete dem Hause zu. . .

Die beiden Paare hatten sich inzwischen weit von einander entfernt. Quintus und Cornelia saßen am äußersten Rande des Baumgartens auf einer kunstlosen Steinbank, recht im tiefsten Schatten mächtiger Obstbäume, während Aurelius und Claudia im Hauptwege sehr gedankenvoll auf und abritten.

»Wie bin ich glücklich!« sagte Cornelia. »Quintus mein Alles, was hat die Welt uns noch zu geben? Nur ungekränkt soll sie uns lassen, damit wir die Geschenke der Götter selig genießen können! Du bist so stumm, Geliebter! Muß ich Dich wach küssen aus dieser Versunkenheit? Lähmt das Glück Dir die Zunge? Denke doch, eh' das

Jahr sich vollendet, bin ich dein Weib! Dein Weib! Und Du bist mein, mein für immer! Ich brauche Dich nicht wieder freizugeben, wie jetzt, wo auf jede Stunde des Glücks eine Trennung folgt.«

Sie schmiegte sich zärtlich an seine Brust und sah voll schmelzender Hingebung zu ihm auf. Ihr verchleiertes Auge glühte so leidenschaftlich, der üppige Marmor ihres Nackens und ihrer Arme glänzte so märchenhaft, daß Quintus, von dem Zauber dieses Liebreizes überwältigt, die volle Gestalt inbrünstig an sich drückte und den schwellenden Mund suchte. Ein brennender, unerfättlicher Kuß schloß ihr die Lippen.

»Cornelia, Du Schönste, Du Liebste unter den Sterblichen!« hauchte er zärtlich, als die Braut sich aus seiner Umarmung gelöst hatte. »Du reißeest mir das Herz aus der Brust mit deiner wonnigen, seligen Liebe! Ja, Du Süße, auch ich weiß mir kein höheres, kein reineres Glück, als mit Dir vereint nur dem eig'nen Genius zu leben! Sieh, Cornelia, ich bin müde von dem Lärm dieser fiebernden Welt, von dem öden Schauspiel des Ehrgeizes, der Herrschbegierde, der goldmüthigen Gemeinheit. Es verlangt mich nach Ruhe, nach Einsamkeit im Schooße eines traulichen Heim. Ich bedarf keines Prunkes, keiner Triumphe und keiner Victorenbündel. Ich will nur den Frieden mit mir selbst, ich will jene herrliche Harmonie, die allen Zwispalt des Lebens besiegt. Diesen Frieden, diese Klarheit und Ruhe hoff' ich mit Dir zu finden, meine theure Cornelia!«

»Mein ganzes Wesen mit Leib und Seele ist Dein,«  
versetzte Cornelia. »Mach' damit, was Du willst! Wenn  
die Liebe den Frieden gibt, so wird deine Hoffnung erfüllt  
werden. Aber sprich, Geliebter, verachtest Du so völlig den  
Ruhm? Willst Du niemals erstreben, was Du als  
Caudier nur zu wollen brauchst: den Glanz der Unsterb-  
lichkeit? Ist der Friede, ist das Liebesglück ein so unver-  
zöhlicher Gegner des Vorbeers? Verharre doch auf dem  
Platze, den die Götter Dir zugetheilt! Sei doch ganz, was  
Du bist: ein Sproß jener glorreichen Familie, die uns noch  
vor kurzem einen Kaiser gegeben! Du kennst mich, Ge-  
liebter! Du weißt, ich würde Dich anbeten, — und nähme  
das Schicksal Dir Alles, Alles. . . Wärest Du ein Flücht-  
ling, ein Bettler, ein Geächteter — ich bliebe dein Eigen!  
Jetzt aber, da Du hoch stehst und glänzend, weshalb soll  
ich's leugnen, daß Ruhm und Glanz und Pracht mich  
entzücken? Auch die äußeren Glücksgüter sind eine Gabe  
der Gottheit, und der beste Dank der Sterblichen heißt  
Genießen.«

»Versteh' mich recht, holde Seele! Ich will ja nicht  
in die Wüste ziehen, wie ein morgenländischer Büsser, noch  
die letzte Trinkschale wegwerfen, wie der Mann von  
Sinope. Nur der öden Kastlosigkeit, nur der Tollheit eines  
Lebens will ich entfliehen, das den Menschen bis auf die  
letzte Faser verschlingt und ihm keine Secunde ruhiger Be-  
sinnung läßt. Du kennst das herz- und hiruverzehrende  
Treiben nur ganz von ferne, theure Cornelia! Dein Oheim

Einna gehört zu seinen Verächtern, und er hat Dich bis zur Stunde geführt. Ich aber seh' es in nächster Nähe, und mich packt ein Grausen bei diesem Anblick. Lohnt es denn der Mühe, gelebt zu haben, wenn die letzte Stunde nur einen Faden sinnloser Narrheiten abschneidet? Wozu das ganze hohle, wirrende und flirrende Schauspiel? Der Blick in den ersten besten Ameisenhaufen wäre erquicklicher.«

»Du wirkst so feierlich,« sagte Cornelia. »Was hast Du nur? Früher sprachst Du wohl Aehnliches, aber doch nur wie ein Mensch, der verdrießlicher Laune ist. Jetzt aber blickst Du so eigen, so räthselhaft. . . «

»Du hast Recht, liebe Seele! Ich war zu ernst für diese glückliche Stunde. Vergib mir, Du Holde! Mit der Zeit wirst Du schon besser begreifen, was ich. . . Dir jetzt nicht erklären kann.«

Von Neuem zog er sie an die Brust und küßte sie leidenschaftlich.

Nurelius und Claudia unterhielten sich weit maßvoller und gelassener. Freilich, hinter dieser Gelassenheit verbarg sich eine Unruhe, die hin und wieder in kleinen Zügen zu Tage trat. Schon als der Bataver beim Beginne der Conversation die Vorzüge des Herbstes zu schildern versuchte, glitt ihm eine fliegende Röthe über die Stirn, während Claudia ihre sachverständige Anerkennung für den stattlichen Wuchs dreier Kürbisse mit so schüchternem Beben vortrug, als ersehe sie vom Imperator ein Gnaden-

gesehen. Beide befanden sich in jener seltsam gedrückten Stimmung, die am Tage bedeutender Erklärungen allen Liebenden eigenthümlich ist. Noch entschiedener ward Claudia verwirrt, als Cajus Aurelius in stiller Wehmuth bemerkte, solche Früchte gediehen selbst bei Trajectum.

»Es könnte sich treffen,« begann er nach einer Pause, »daß die Verhältnisse mich früher in die Heimath zurückriefen, als ich Anfangs beabsichtigt . . .«

Claudia zerpflückte die Blätter eines Olivenzweigs.

»Wie schade,« sagte sie mit gepreßter Stimme. Danu ward sie roth und fügte energisch hinzu: »Gewiß, Herr, ist Dir noch manche Sehenswürdigkeit unserer Siebenhügelstadt fremd geblieben.«

»D,« versetzte Aurelius, »diese Sehenswürdigkeiten sind mir wenig an's Herz gewachsen. Was mich schmerzt, ist der Abschied von so vielen trefflichen Freunden, von so manchem gastlichen Hause, wo ich Stunden eines beglückten Verkehrs, eines edlen Gedankenaustausches verlebt habe.«

»Ja, ja,« sagte Claudia, den Olivenzweig in kleine Stücke zerbrechend.

Der Bataver seufzte.

»Ganz besonders werde ich niemals vergessen, wie huldvoll dein erlauchter Vater mich aufgenommen . . .«

»D!« sagte Claudia.

»Und deine Mutter! . . . Du glaubst gar nicht, wie hoch ich die edle Matrone verehere, wie heiß ich ihr's danke,

daß sie mir den täglichen Zutritt in ihrer Familie vergönnte! Ach, Herrin, wie hab' ich mich wohl gefühlt in diesem glücklichen Kreise! Dein Bruder, ich darf's wohl sagen, ist mir ein wahrhafter Freund geworden! Ja, selbst Lucilia, die sonst gar streng in's Gericht geht, war mir nicht abhold . . . Du wirst mich auslachen, aber ich schwöre Dir: wenn ich von damen ziehe, so bleibt ein Stück von meinem Herzen zurück!«

Claudia blickte schweigend zu Boden. Ihre Hand zitterte.

»Herrin,« fuhr der Bataver fort, und seine Stimme klang schmerzlich bewegt, — »wenn ich nun für immer geschieden bin, wenn Erde und Meer uns trennen, wirst auch Du dann zuweilen mit einiger Freundschaft an den Fremdling zurückdenken? Wirst auch Du Dich jener Stunde erinnern, da wir zuerst uns begegnet, und der glücklichen Tage in Bajä, und der seligen Zeit hier in Rom . . .?«

»Gewiß, Herr!« flüsterte Claudia kaum vernehmbar.

Sie waren jetzt wieder am südlichen Ende des Hauptweges angelangt, wo durch halbhohes Gebüsch die Ziegelmauer hervorschimmerte. Der breite Lichtstreifen, den die Sonne hier auf den Kies zeichnete, war angefällig nach links gerückt. Dem Bataver gab's einen Stich durch das Herz; aus dem Stande dieser natürlichen Uhr sah er, daß die beste Zeit unnütz verstrichen sei. Mit einem Male überkam's ihn wie unfägliche Angst. Der Licht-



streifen symbolisirte das Glück. Es verschwand, es entschlüpfte ihm, wenn er nicht unverzüglich die Formel fand, es zu bannen.

Er blieb stehen.

»Herrin,« sagte er mit gepreßter Stimme, »ich kann nicht anders! Eh' ich scheide, muß ich Dir eine Frage vorlegen. Fast glaube ich die Antwort voranzusehen. Gleichviel, ich muß! Nur die Bitte schick' ich voraus: spotte nicht meiner Verblendung! Wie Du mich kennst, Herrin, bin ich weder glänzend begabt, noch von hoher Geburt: aber ich hab' ein treues Gemüth und ein Herz voll unerschöpflicher Liebe. Die Sehnsucht dieser Liebe bist Du. So frag' ich denn: Vermagst Du Dich zu entschließen, mein Weib zu werden? Ich will kein Versprechen, Claudia, keinen Schwur, der Dich bindet. Ich will nur ein Wort, das mir Hoffnung gibt, eine Silbe des Trostes und der Ermutigung. Kannst Du's, theure Claudia, so sprich dieses Wort; kannst Du's nicht, so ende doch die Qual dieser Ungewißheit!«

Claudia hatte ihm starr und regungslos zugehört. Da er geendet, bot sie ihm schweigend die Hand. Sie sah zu ihm auf; sie lächelte unter Thränen.

Nurelius stand wie gelähmt. Vergeblich rang er nach Worten. Die Ueberschwänglichkeit dieses Glückes schien ihm alle Besinnung zu rauben.

»Du lieber, thörichter Mann,« sagte Claudia erglühend, »was that ich Dir, daß Du mich armes Kind

so beschämst? Mich, die ich in stiller Demuth zu Dir emporjah?»

»Claudia!« rief der Bataver, zitternd vor Seligkeit. »Beküßt mich ein Traum? Du, die Herrliche, mein? O, es ist Wahnsinn!«

»Es ist Wahrheit. Dein bin ich und bleib ich bis in den Tod.«

»Quintus! Claudia! Cornelia!« rief eine lustige Mädchenstimme, »spielt ihr Verstecken? Hat Euch ein feindlicher Gott in Bäume verwandelt? Erwacht, Ihr Dryaden und Faune! Im Triclinium stehen die Polster bereit zu olympischer Festfreude!«

Nurelius schien wenig erbaut von der Einladung. Wie gerne hätte er den Rest des Tages hier im Grünen verträumt! Aber die Gesellschaft fordert ihr Recht, und Liebe, zumal wenn sie heimlich ist, muß früh sich gedulden lernen.

»Laß uns Vorsicht und Verschwiegenheit üben!« sagte Claudia im Gehen. »Du weißt vielleicht, daß mein Vater gewisse Pläne hegt . . . Noch ist die Sache nicht zur Sprache gekommen, aber Lucilia schwört mir's zu, und Lucilia hat Augen wie ein pannonischer Luchs. Sextus Furius, der Senator, Du kennst ihn ja, soll die Absicht hegen, mich zur Frau zu begehren. Mein Vater wäre nicht abgeneigt. Es gilt also einen Kampf, theurer Cajus!«

»Du sagst das mit einer Leichtmüthigkeit . . .«

»Soll ich mich grämen über Dinge, die ich nicht ändern kann? Ich werde Alles anbieten, um den Vater zu

unsern Gunsten zu stimmen. Er ist streng, aber liebevoll. Für das Glück seiner Tochter wird er ein Opfer bringen. . . Ein Opfer sage ich, denn Du weißt, wie starr er an seinen Grundsätzen festhält. Zu diesen Grundsätzen gehört auch sein Vorurtheil gegen den Ritterstand.«

»Und wenn diese Hoffnung Dich täuscht? — Wenn Alles vergeblich ist?«

»Dann weiß ich, daß der alte Spruch: Wo Du Cajus bist, da will ich Cajo sein — ebenso heilig ist, als die Pflicht des Gehorsams gegen die Eltern. Auch ich bin vom Stamme der Claudier!«

Sie traten jetzt auf den freien Platz vor dem Hause, wo Cnejus Afranius neben Lucilia am Gatter stand und mit blanker Hippe schwellende Trauben in ein Körbchen schnitt. Der Sachwalter, in blumiger Tunica, summt die Melodie eines gallischen Volksliedes. Ab und zu unterbrach er sich durch einen Ruf der Bewunderung über die gigantischen Weinbeeren, oder durch ein scherzhaftes Wort an das junge Mädchen. Dabei glänzte sein gutmüthig-frohes Gesicht, von der Anstrengung und der Octobersonne geröthet, wie ein lebendiges Loblied auf Bacchus.

»So!« rief er, da nun auch Quintus und Cornelia den Platz betraten, »jetzt noch ein wenig Laubwerk, dann könnt' es Zeuxis nicht besser malen! Ah, da sind unsere Peripatetiker! Wohlauf, das ländliche Speisezimmer erwartet uns! Sieh zu, Quintus, ob Du dem Spelzbrei und dem Stengelkohl der Fabulla Geschmack abgewinnst! Uebrigens

hör' ich, daß es Cybium mit zerschnittenen Eiern und Lauch gibt. Ein Cybium wie das Fabulla's habt Ihr niemals genossen. Der große Euphemus mit all seiner Kochkunst muß sich verkriechen vor dieser culinaren Prachtleistung. Tretet ein, Ihr Vortrefflichen, tretet ein, denn auch hier weilen die Götter!«

---

## Behntes Capitel.

Derfelbe Tag, der unfere Freunde nach dem Landhaus in Oftia führte und den Herzensbund zwifchen Aurelius und Claudia befiegelte, war für den Imperator überaus reich an Verdrießlichkeiten und Aufregungen.

Schon in aller Frühe kamen unerquickliche Meldungen aus der Stadt und dem Reiche. An verſchiedenen Triumphbögen, Säulen und Springbrunnen hatte man beim Grauen des Tages Inſchriften entdeckt, deren Spitze, mehr oder minder verhüllt, auf das Palatium und die Perſon des Kaiſers abzielte. »Genug!« ſtand am Sockel einer großen Porträtbüſte. »Die Frucht iſt reif!« las man am Bogen des Druſus. In der vierten, achten und neunten Region wiederholte ſich an verſchiedenen Plätzen die rebellische Frage: »Wo iſt Brutus?« Ja, am Eingang der Titus-Thermen ſtand in blutrothen Lettern: »Da Nero wüthet, Galba, was zögerſt Du?«

Domitianus, den ſeine Späher längſt unterrichtet hatten, ehe die Hofbeamten nur ahnten, was vorgefallen, empfing dieſe in der entſetzlichſten Stimmung.

Noch war die Audienz nicht zu Ende, als ein reitender Bote die Nachricht brachte, an der germanischen Grenze habe ein Centurio die Fahne der Empörung erhoben, sei indeß nach kurzem Kampfe besiegt und getödtet worden.

Gegen Mittag ergriffen die Soldaten der Stadtwache einen Sterndenter, Ascletario mit Namen, der öffentlich vorausgesagt hatte, dem Kaiser drohe Verderben. Ehe der Mond — so lautete seine Prophezeiung — zum zwölften Male den Kreislauf vollende, werde das Blut des Imperators gewaltsam vergossen werden. Die Unsterblichen seien erzürnt ob seiner verruchten Liebe zu einem Weibe, das ihm nach göttlichem wie nach menschlichem Rechte nicht zustehe.

Domitian lachte anfänglich. Sein Verhältniß zu Julia schien ihm eine so stumpfe und werthlose Waffe, daß er über die Ungeschicklichkeit seiner Gegner erstaunte. Doch befahl er, den Sterndenter vorzuführen.

»Wer hat Dich erkaufte?« fragte er stirnrunzelnd, da man den Verhafteten in's Gemach schlepte.

»Niemand, o Herr!«

»Du lügst.«

»Herr, ich lüge nicht, so wahr die Götter mir gnädig seien!«

»Behauptest Du also, Du habest wirklich in den Sternen gelesen, was Du vorausverkündest?«

»Ja, Herr! Ich habe nur das verkündet, was meine Kunst mich gelehrt hat.«

Der abergläubische Cäjar erblaßte.

»Wohlan, Du kluger Prophet, so vermagst Du wohl auch dein eigenes Ende voranzusehen?«

»Ja, Herr! Mich werden Hunde zerreißen, ehe der Tag vergeht.«

Der Imperator sah sich höhniſch im Kreiſe um.

»Ich gedenke, die Wahrſagerkünſte dieſes Ehrenmannes zu widerlegen. Führt ihn unverzüglich zum Tode und ſorgt dafür, daß er noch heute verbrannt werde.«

Der Sterndeuter ſenkte das Haupt in dumpfer Reſignation. Er ward abgeführt, nach dem eſquiliniſchen Anger gebracht und ſofort unter dem Andrang einer ungeheuren Menſchenmenge enthauptet. Eine Stunde ſpäter war Domitianus bereits im Beſitz der Kunde, daß Alles vorüber ſei.

Bei dieſer Nachricht ſchien ſich ſeine Stimmung zu beſſern. Er beglückwünſchte ſich zu dem raſchen Entſchluß, der die Lügenhaftigkeit jenes Propheten ſo draſtiſch bewieſen habe.

Bei Tafel unterhielt er ſich lebhaft mit dem Comödianten Latinus, der neben andern grotesken Rollen auch die eines geheimen Angebers ſpielte.

»Du kommſt heute ſpäter als ſonſt: was hat Dich zurückgehalten?« fragte er huldvoll.

»Ein lächerliches Begebuß,« verſetzte der Schauſpieler. »Durch Zufall gerieth ich in die Nähe des Eſquilins. Dort, am Anger, hatten ſie juſt einen Sterndeuter

hingerichtet. Eben legten sie den Leib des Getödteten auf den Scheiterhaufen, als ein Unbekannter mit drei riesigen Hunden des Weges daher kam. Ehe die Sklaven es hindern konnten, hatten sich die drei Molosser auf den Leichnam gestürzt und ihn buchstäblich in Stücke gerissen. Die Hunde wurden unter lautem Halloh niedergemacht. Der Eigenthümer war spurlos verschwunden. Gleich darauf trat Clodianus zu mir heran und fragte mich, ob ich den Kerl mit dem langen, röthlichen Bart nicht gesehen hätte. Ein Wort gab das andere, bis dein Adjutant sich verabschiedete, um weitere Nachforschungen zu veranstalten. Ich eilte nach dem Palatium und wäre allerdings beinahe zu spät gekommen.«

Der Comödiant hatte nicht bemerkt, wie dem Kaiser jeder Blutstropfen aus dem Antlitz gewichen. Jetzt sprang Domitian auf, stürzte, ohne ein Wort zu sprechen, aus dem Triclinium und zog sich in seine Gemächer zurück. Eine unerträgliche Angst raubte ihm fast den Athem. Wie ein gehegtes Thier rannte er aus einem Zimmer in's andre, bald vor Wuth beide Fäuste schüttelnd, bald sich mißtrauisch nach allen Seiten hin umblickend.

In dieser kläglichen Stimmung traf ihn Julia, seine Geliebte, die seit der Uebersiedlung der Kaiserin heftig erkrankt war. Den Befehlen Domitia's zum Trotz hatte sie das Palatium noch nicht geräumt. Sie kam fiebernd und bleich, um Schutz zu ersleh'n gegen ihre stolze Rivalin, die ihr gedroht hatte, sie mit Gewalt auf die Straße zu werfen.



Den Palastbedienten, der sie am Eingang zu den Gemächern des Kaisers zurückhalten wollte, drängte sie mit der Kraft seiner Verzweifeln auf die Seite. . .

Beim Geräusch ihrer Schritte zuckte Domitianus zusammen. Er wandte sich um. Da stand sie vor ihm, so jung, so schön, so elend, das Opfer seiner unbarmherzigen Leidenschaft. Ihr Anblick jedoch, weit entfernt, sein Mitleid zu wecken, erfüllte ihn mit geiferndem Ingrimm. War sie es nicht, die Berruchte, die den Zorn der Götter auf ihn geladen? Sollte sein Blut nicht um ihretwillen vergossen werden, wenn der Sterndeuter wahr geredet? Und er hatte wahr geredet, nur allzuwahr! Mit dem eignen Tode hatte er die Gültigkeit seiner Prophezeiungen verbürgt! . .

»Dirne!« rief Domitianus mit geller Stimme. »Kommst Du, mich zu verhöhnien? Sinnst Du auf Mord, daß Du mich so voll Tücke umschleichst? Du allein trägtst die Schuld, wenn Domitianus zu Grunde geht! Hinweg, Du Schlange! Heute noch meidest Du Rom, oder ich lass' Dich auspeitschen!«

Das unglückliche Weib richtete sich hoch empor.

»Auch dies noch zu all dem Elend?« rief sie mit zuckender Lippe. »War Dir's nicht genug, meine Jugend verführt, meine Unschuld vergiftet zu haben? So lohnst Du mir das Entsetzliche?«

»Schweig'! Du lügst! Deine Eitelkeit hat Dich verführt, dein Ehrgeiz, der auf den Thron hoffte! Hinweg, sag' ich! Du allein bist die Schuldige!«

»Armseliger Feigling! Zitterst Du vor der Wahrsagung jenes Sterudenters? Wohl! Das Schicksal wird Dich ereilen! Aber nicht um meinetwillen, sondern um Rom's willen!«

»Fort!« schrie Domitianus, »oder ich tödte Dich!«

»Ja, tödte mich! Setze deinem Frevel die Krone auf! Was soll ich in dieser Welt der Qual und der Schande, in diesem stolzen römischen Reiche, dessen Imperator ein Henker ist!«

In diesem Augenblicke vernahmten die Sklaven, die im Vorzimmer harrten, ein dumpfes Geräusch, wie von einem Schlag oder Stoß, einen furchtbaren Aufschrei und einen Fall. Gleich darnach rief Domitianus mit tonloser Stimme: »Phaëton!« Als der Sklave über die Schwelle trat, lag Julia besinnungslos auf dem Boden. Ihr Körper war krampfhaft in sich zusammengeballt, ihr Antlitz fahl, beinahe bläulich.

»Schafft sie hinaus!« rief der Kaiser. »Sie ist krank.«

Man trug die Ohnmächtige schleunigst hinweg. Des-  
selbigen Tages aber starb Julia in Folge einer inner-  
lichen Verletzung.

Domitianus verbrachte eine schreckliche Nacht. In der dritten Vigilie sandte er Eilboten zu Norbanus, dem Obersten der prätorianischen Leibwache. Mehrere Stunden lang saß er verstört in den Kissen auf und ließ sich von seinen Sklaven zur Laute singen. Bald heischte er

Waffen, oder zu trinken, bald schickte er die ganze Dienerschaft vor die Thüre, bis auf Phaëton, seinen Lieblings=slaven, der die Pforte verriegeln und sich, ein Schwert in der Hand, davor fauern mußte. . .

Der folgende Tag kam heran. Es war der vierundzwanzigste October: Domitian's Geburtstag. In der ersten Stunde nach Sonnenaufgang fand der übliche ceremonielle Empfang der Magistrate, Senatoren und Ritter statt. Vor dem Palast herrschte ein Getümmel, wie es selbst in dem lärmenden Rom kaum erhört war. Alle Vorstädte schienen sich heute nach dem Forum zu drängen. Statt der üblichen Einen Prätorianer-Cohorte waren diesmal deren zwei zur Wache befohlen. Auch die Posten am Eingange waren verdoppelt worden. Die Admissionalen, die den Empfang überwachten, untersuchten Jedermann, der die Schwelle des kaiserlichen Audienzgemaches überschritt, auf's Genaueste, ob er nicht Waffen trüge. Dergleichen war seit vielen Jahrzehnten nicht vorgekommen. Der Eindruck war ein geradezu lähmender.

Der Kaiser empfing den Senat mit auffallender Zurückhaltung, ja mit Widerwillen. Keinem der Vorgelassenen erzeugte er die übliche Ehre des Kusses. Zögernde Schen brütete wie ein Qualm über dem festlich geschmückten Raum. Als der Kaiser die Letzten entließ, da glich ihr Weggang fast einer Flucht. Die schwarze Sorge, von der Horatius Flaccus gesungen, schien das ganze Palatium in ihre Schleier zu hüllen. . .

Drei Männer blieben nach Beendigung des Empfanges zurück: der Adjutant Clodianus, der Oberkämmerer Parthenius und der Prätorianer-Oberst Norbanus. Der Letztere war vielleicht die einzige Person, die der Kaiser heute mit Höflichkeit, ja mit eifriger Zuverlässigkeit behandelte. Der sonst so stolze und geringschätzige Despot lächelte dem ehrlichen Kriegsmanne von Zeit zu Zeit mit süßlicher Miene zu und versicherte ihn, halb stammelnd, seiner fortgesetzten Geneigtheit. Der Beherrscher des Weltreiches hatte vollständig die Herrschaft über sich selbst verloren.

»Und Ihr habt keine Spur, keine Ahnung?« fragte er, die ängstlichen Blicke auf den Adjutanten geheftet. »Deine Bemühungen, Clodianus, blieben erfolglos?«

»Leider, o Herr und Gott! Ich verhiess große Belohnungen, ich nahm Duzende von Müßiggängern in Sold: Alles vergeblich. Zu allem Unheil kommt noch hinzu, daß die Sklaven, als sie den Scheiterhaufen in Brand gesetzt, nicht nur den zerstückten Leichnam des Ascleterio, sondern auch die getödteten Hunde hineinwarfen. Nun fehlt uns die letzte Handhabe zur Entdeckung.«

»Man soll sie an's Kreuz schlagen, die blöden Schufte!« freischte der Cäsar, am ganzen Leibe zitternd.

»Verdient hätten sie's reichlich,« jagte Clodianus. »Noch begreif' ich's nicht. Der unheimliche Geselle, der die Hunde herangeführt, war mit Einem Male wie in die Erde gesunken. In einer Gruppe von alten Weibern hörte ich eine Stimme murmeln: Das ist Ahasveros!«

»Ahasveros!« schrie der Kaiser emporfahrend. »Man finde auf Ahasveros!«

»Unmöglich!« versetzte Clodianus. »Ahasveros ist ein Wahngebilde der nazarenischen Irrlehre, ein rastloser Geist, der über Länder und Meere schweift. Ich erzähle das nur, um den Eindruck zu schildern, den der Unbekannte hervorgerufen. Es lag etwas Dämonisches, Grausenhaftes in seiner Erscheinung. . . «

Domitianus ward immer aufgeregter. Mit ungedul- digen Schritten durchmaß er das Zimmer.

»Sind jene verruchten Aufschriften allenthalben ge- löscht?« wandte er sich plötzlich an den Oberkämmerer Parthenius.

»Kannst Du zweifeln? . . . Schon der Thau der Morgenfrühe, entrüstet über den unglaublichen Frevel, hat versucht, ihn zu tilgen. . . «

»Weshalb verschweigst Du mir jene Inschrift der Titus-Thermen?«

»Herr, Du kanntest sie. . . «

»Durch Latinus, der mich in aller Frühe besuchte. Aber das wußtest Du nicht. . . «

»Herr, ich dachte. . . «

»Schweig! Es war deine Pflicht, mir die ganze Wahrheit zu sagen. Nur die Kenntniß kann dem Uebel begegnen; der Blinde stürzt in den Abgrund.«

»Herr, wenn Du befiehlst. . . « sagte Parthenius. Er legte die Hand auf's Herz. Auch Clodianus machte eine

Gefte der tiefsten Ergebenheit. Sein Auge strotzte förmlich von Treuherzigkeit und Ehrfurcht. Nur um das volle Kinn spielte ein kaum bemerkbarer Hauch selbstgefälliger Ironie.

Abermals schritt der Kaiser durch den spiegelbedeckten Raum. Ueberall schaute ihm sein blaßes, aufgedunnenes Antlitz entgegen, hier und da seltsam verzerrt und verlängert. Er schauderte.

»Ich bin krank, Ihr Getreuen,« sagte er leise. »Ich wäre der Ruhe, der Sammlung bedürftig; allein das Wohl des Staates geht über Alles. Hört und erwägt!«

Er setzte sich und begann.

»Die Zeit ist ernst,« sprach er langsam. »Der Verrath regt sich in allen Winkeln. Die Römer zählen auf ihren Kaiser. Ich muß handeln. Nur die Furcht kann den Verrath unterdrücken. Ich will den Verräthern Furcht einflößen. Das Gesetz gegen die Nazarener ist ein trefflicher Anfang. Aber es ist nur ein Anfang. Es richtet sich nur gegen die Catilina's unter den Sklaven und Handwerkern. Wir müssen weiter gehen. Wir müssen die Feinde des Imperators auch in den Häusern der Vornehmen, im Ritterstande, im Senate erdroffeln. Wie viele sind uns verdächtig! Verdächtig sein heißt hier den Tod verdienen. In unvergleichlicher Milde hat unser Herz immer wieder gezögert. Jetzt ist die Stunde gekommen. In tiefster Stille, aber ohne Verzug, muß ich an's Werk gehen. Ich muß die Schuldigen zermalmen mit der Schnelligkeit eines Blitzstrahls. Heute noch sei die Rache geplant. Noch einmal,

wahrer Norbanus: wie steht's mit der Zuverlässigkeit deiner Cohorten?»

Der Oberst verneigte sich.

»Mit Leib und Seele gehören sie ihrem Kaiser.«

»Die kleinen goldenen Domitiane haben den Burschen wohl Freude gemacht? Halte sie nur warm, theurer Norbanus! Wenn die zwei Millionen Dir nicht genügen, jag's ohne Rückhalt! Die Soldaten, die mir das Reich beschirmen, sollen wissen, daß zu Rom die Freigebigkeit auf dem Throne sitzt.«

»Herr, ich danke Dir; mehr Spenden hieße beinahe die Kriegszucht lockern.«

»Aber die Centurionen?»

»Sind ohne Ausnahme stramm in der Disciplin. Ein Wink von mir, und ich jag' sie durch's Feuer.«

»Vortrefflich!« sagte der Kaiser, bitter-süß lächelnd, — denn ohne es zu wollen, hatte der Oberst der Leibwache ausgesprochen, was Domitian seit lange als peinlichen Druck empfand: daß nämlich die Prätorianer zunächst ihrem Befehlshaber, und dann erst dem Imperator ergeben seien. Dem Scharfblick des Adjutanten Clodianus entging dies nicht, und abermals spielte jener leise Zug böshafter Gemüthung um die Lippen des Mannes, der sonst mit so großem Erfolg die Rolle einer plumpen Biederkeit durchführte. Diesmal wollte der Zufall, daß der Kaiser, plötzlich aufblickend, die letzten Spuren dieses Zuges verzittern sah. Er ließ sich Nichts merken; nur ward sein Antlitz vielleicht

noch um einen Hauch blässer. In geflüstelter Rede wandte er sich zum Präfecten der Leibwache.

»Laß nur diese Zeiten des Verdrusses und der Aufregungen vorüber gehen!« sagte er, ihm die Schulter klopfend. »Ich gelob' es Dir; Domitianus wird Deiner gedenken! Setz, mein Theurer, gehab' Dich wohl und gewärtige unsrer Befehle!«

Der Oberst empfing den Abschiedsfuß und verließ das Gemach.

»Welch' ein Zeitalter, bei den Göttern!« rief Domitianus, die Arme ausbreitend. »Im Kampfe gegen die Bosheit muß der Cäsar die Stunden opfern, die er dem Glücke und der Wohlfahrt seiner Quiriten schuldet! Wehe mir, daß die Unsterblichen solches geschehen lassen! Auf denn! An's Werk!«

Mit diesen Worten erhob er sich und schritt, von Clodianus und Parthenius gefolgt, in sein Arbeitsgemach. Der Oberkämmerer schloß die Thür hinter sich ab. Phaëton mußte im Vorzimmer Wache halten.

Während sich der Begründer der Schreckensherrschaft so den Umwandlungen einer schlecht verhehlten Zaghaftigkeit überließ und schon im Geiste die Rebellion hörte, wie sie mit blutbeträufem Schwerte an die Mauern seines Palatiums pochte, stand diese Schreckensherrschaft nach außen glänzender und fester denn je. Die verstärkte Besatzung hatte den Eindruck der kaiserlichen Allgewalt nur erhöht. Auch der ruhige, kraftvolle Ernst, mit welchem sich das



furchtbare Gesetz wider die Nazarener vorbereitet, schien zu beweisen, wie stark sich der Kaiserthron fühle, und wie vollständig er der Lage gewachsen sei. Die feierlichen Opfer, die der Haupturheber jener legislatorischen Vorschläge, Titus Claudius Mucianus, in seiner Eigenschaft als Oberpriester des Jupiter dargebracht hatte, waren günstig und glückverkündend. Das niedere Volk, das in hellen Haufen zum Circus Maximus strömte, freute sich der Kornspenden und der Befriedigung seiner Schaulust. Schreiende und singende Processionen von Priestern der Bona Dea und der Allmutter Isis verherrlichten die Feier des Tages. Kein Wort der Gegnerschaft, kein störender Mißklang war in diesem allgemeinen Jubel zu hören, der brandend über die Straßen, Plätze und Hallen wogte. Der Schmerz und der Groll sind bei solchen Anlässen stumm. Am Saturnustempel sang eine Schaar blühender Knaben, die heute zum ersten Mal mit der männlichen Toga bekleidet wurden, ein überschwängliches Festpoëm des Marcus Valerius Martialis. Auf den Flügeln eines hundertstimmigen Chores rauschten die begeisterten Verse über das Forum:

Heil Dir, festlicher Tag des Kaisers, hehrer als jener,  
 Da auf dem idiischen Berg Rhea geboren den Zeus!  
 Oester, so steh' ich, erscheine, als einst dem phylischen Nestor —  
 Allzeit herrlich wie hent' oder geherrlichter noch  
 Mög' er das Fest der Minerva noch oft in Alba begehen;  
 Mög' er uns Kränze verlei'h'n, wenn wir als Dichter gesiegt.  
 Mög' ihm auch leuchtend gedeih'n der Prunk säcularischer Spiele,  
 Wie sein gewaltiger Sinn kühn sie dem Volke geplaut!  
 Großes erbitten wir zwar, doch Ihr Götter, Ihr schuldet's der Erde;  
 Dem wir das Große ersch'eh'n, ist er nicht selber ein Gott?

So klang's melodisch vom Saturnustempel herüber nach dem hochgethürnten Palatium.

Er aber, dem die Huldigung galt, hörte nicht. Eingeschlossen mit dem Adjutanten Clodianus und dem Oberkämmerer Parthenius schrieb er auf eine hölzerne Tafel die Namen derer, die er dem Tode weihte. Parthenius las mit gedämpfter Stimme vor, und der Kaiser begründete. Dann schrieb auch der Kämmerer eine Anzahl von Namen auf. Wiederum ward in leisem Flüstertone berathschlagt. Das Nuttliß des Imperators nahm immer mehr den Ausdruck eines Jaguars an, der im Hinterhalt auf die Beute lauert.

»Und nun zu Dir, Clodianus,« raunte er fast unhörbar, den Blick fest auf die Züge des Adjutanten geheftet. »Weißt Du noch irgend einen Ruchlosen, der den Tod verdient?«

»Nein Herr,« jagte der Adjutant. »Mich dünkt, Du hast auch nicht Einen vergessen.«

»Es ist gut. Du wirst Dir die Liste da abschreiben, und zwar sofort. Die Tafel stecke ich zu mir. Wenn Rom gerettet ist, häng' ich sie in den Tempel des Jupiter.«

Clodianus zog das Schreibzeug aus seiner Tunica.

»Vielleicht,« fuhr der Kaiser mit eigenthümlichem Lächeln fort, »vielleicht fällt mir Der oder Jener noch bei.«

Er schob das beschriebene Lindenholz in's Gewand.

»Jetzt aber,« fuhr er fort, »plant mir die Ausführung! Ich will Nichts wieder hören, bis Ihr mir sagen

könnt: das Werk ist vollendet. Ihr wißt, wie vorsichtig, wie ängstlich Ihr zu verfahren habt. Bedenkt, auch Eure Existenz ist bedroht. Mit dem Baume stürzen auch seine Nester. Geht, meine Freunde! Wenn Ihr siegt, so will ich Euch Macht verleihen vor allen Sterblichen. An Glanz und Ehre sollt Ihr mir gleich stehen. Ich will Euch Brüder nennen.«

Erschöpft sank er in den Sessel zurück. Parthenius und Clodianus entfernten sich.

»Ja, ja,« murmelte Domitian durch die Zähne, als die Thüre sich hinter den beiden Männern geschlossen hatte, »noch Einer fehlt in der Schaar der Erfornen.«

Er zog die hölzerne Tafel wieder hervor und schrieb mit dem Ausdruck unsäglicher Tücke an's Ende der langen Namenreihe: »Clodianus.«

»Warte, mein Theurer! Dies Eine Werk sollst Du mir noch zu Ende führen, — dann aber — es ist nicht gut, wenn die Schößlinge allzu stolz in den Himmel wachsen!«

## Erstes Capitel.

In der Morgenfrühe des folgenden Tages begab sich Quintus nach dem Hause des Oberpriesters. Auf heute Vormittag war die große Senatssitzung angesagt, die über das Schickjal des Gesetzentwurfes gegen die Nazarener endgültig zu beschließen hatte. Bis dahin gehörte Titus Claudius seiner Familie. Die ungewöhnliche Milde des Wetters bemerkend, hatte Octavia das erste Frühstück im Peristyl herrichten lassen. Behaglich auf seine Polsterbank ausgestreckt, genoß hier der Oberpriester sein Lieblingsgericht: frische Eier mit Garum. Die Frauen, nur von Baneis und einem halbwüchfigen Diruchen bedient, saßen in Lehnstühlen und schlürften aus mattglänzenden Murrhagefäßen schneefalte Milch. Rings im Cavadium herrschte die vollkommenste Stille. Kein Slave huschte über die Marmorplatten. Selbst die Baumvipfel, warm vergoldet vom Glanz der Morgensonne, standen regungslos in der lauen Herbstluft.

Als Quintus unter den Säulen hervortrat und die Gruppe dieser glücklichen, ihm so theuren Menschen er-

blickte, ward ihm wehe um's Herz. Die Sehnsucht, die sich während des Schlummers tausendfältig in seine Träume geschlichen und ihn, ehe der Tag noch grante, vom Lager geschleucht hatte, ergriff ihn mit unendlicher Allgewalt. Am liebsten hätte er sich dem Vater zu Füßen gestürzt und die Hände, die so oft lieblosend über die Stirne des Knaben geglitten, mit heißen Küffen bedeckt. Er bezwang sich indeß. Nur mit freundlichem Gruß, wie gewöhnlich, kam er zu dem Priester heran, drückte ihm herzlich die Rechte und wandte sich dann mit irgend einem lustigen Wort an die Uebrigen.

Quintus hatte des Tages zuvor einen Entschluß gefaßt, der zwischen ihm und dem Vater eine unausfüllbare Kluft riß. Um dieselbe Zeit, da Titus Claudius den großen Feldzugsplan gegen die Nazarener einer letzten Revision unterzog, war Quintus zur Erkenntniß gelangt, daß nur die Lehre dieser verachteten Secte im Stande sei, den Durst seiner Seele zu löschen. Plötzlich und der Pflanze vergleichbar, die über Nacht aus der Erde steigt, war diese Erkenntniß empor gesproßt: aber der Boden, aus dem sie zum Lichte drang, war — wir wissen es ja — seit geraumer Zeit mit der Pflugschar des Zweifels und der Friedlosigkeit durchwühlt, und der Keim der neuen Weltanschauung hatte als dunkle Sehnsucht, als Heilverlangen ohne Gegenstand lange, lange in der Tiefe geschlummert. So bedurfte es nur eines befruchtenden Regenschauers, um diesen Keim zur Entfaltung zu bringen. Quintus brütete nicht als

kritischer Philosoph über den einzelnen Mysterien des neuen Glaubens, die er ja zum Theil noch nicht kannte; mit aller Kraft seines Wesens aber versenkte er sich in den Kern, und je mehr er sich hier vertiefte, um so voller wuchs ihm die Ueberzeugung. Das gewaltige Grundgesetz von der Brüderlichkeit aller Menschen ergriff ihn ebenso machtvoll wie die einfache und doch so trostreiche Metaphysik des Christenthums. Für die schöpferisch veranlagte Natur des Jünglings hatte die Lehre von dem Allgeiste, der das Universum mit ewiger Liebe umspannt, etwas Klares und Selbstverständliches. Er fand hier die rechte Mitte zwischen der bunten Phantastik des Volksglaubens und der nüchternen Abstraction der systematischen Philosophie. Dazu kam der unauslöschliche Eindruck, den sein Herz von der seelischen Hoheit jenes verwundeten Slaven empfangen. Die Gestalt des Eurymachus warf einen himmlischen Glanz auf die Quelle zurück, aus der sie die unbesiegbare Kraft und die hehre Verachtung der Qual und des Todes schöpfte.

Gestern in später Abendstunde hatte Quintus den greisen Thrax aufgesucht und ihm die Kunde gebracht, daß Eurymachus glücklich gerettet sei. Dann hatten sie lange beisammen gegessen, — Quintus, Thrax, Glaufe, Euterpe und Diphilus, — und der Greis war nicht müde geworden, von dem Sohn des Zimmermanns zu erzählen, von seinen Wanderungen durch das Land Palästina und von dem qualvollen Tode am Kreuz, den er gestorben zur Er-

lösung der Menschheit. Das farbenreiche Bild jener Lebens- und Leidensgeschichte, die seitdem so viele Millionen Herzen gerührt und erschüttert hat, übte auf Quintus eine unbeschreibliche Wirkung aus. In der That, Barbatus erzählte meisterhaft. Die Glut einer kraftvollen Ueberzeugung sprühte ihm hell aus den Augen. Das war nicht die ruhige, vergeistigte Art des Eurymachus, das war die Sprache eines leidenschaftlich erregten Gemüths, einer Seele voll Thatendrang und Begeisterung, nicht Johannes, der dem Heiland am Herzen ruht, — nein, Petrus, der im Feueureifer das Schwert zieht.

Als Barbatus geendet, sprang Quintus empor, umarmte ihn und rief unter Thränen: »Nehmt mich hin! Ich gehöre zu Euch!«

So ward vereinbart, Quintus Claudius, der Sohn des Jupiterpriesters Titus Claudius Mucianus, solle des Tages darauf in jenem Steinbruch, unweit des Flößchens Almo, die Taufe empfangen.

Der Gedanke an dieses Vorhaben und der innere Widerspruch seiner Lage, — das war es, was ihn die Nacht über in so wechselnden Bildern verfolgt hatte, und was ihn jetzt im Peristyle des Eternhauses so unbeschreiblich verwirrte. Er empfand das Bedürfniß, jenen Zwiespalt für Augenblicke zu lösen und noch einmal die Stimme des geliebten Vaters zu hören, bevor die innere Trennung für ewig besiegelt war.

Die Erkenntniß einer unabweisbaren Pflicht kam hinzu. Er fühlte, daß er trotz aller Hoffnungslosigkeit den Versuch machen müsse, den Bestrebungen seines Vaters noch in zwölfter Stunde entgegen zu arbeiten. Das Gesetz gegen die Nazarener war wohl nicht mehr zu hindern. Vielleicht jedoch war es abzuschwächen. Quintus wußte, daß die endgültige Fassung wesentlich von den Anträgen seines Vaters abhängen würde. Der Senat war seit lange gewohnt, Alles, was der Kaiser verlangte, ohne Aenderung zu votiren. Titus Claudius aber sprach im Namen des Imperators. Domitianus, von der Unerbittlichkeit seines Stellvertreters fest überzeugt, hatte sich nicht einmal die Mühe genommen, den Entwurf einer Prüfung zu unterwerfen. Das ganze Gesetz lag somit in den Händen des Titus Claudius.

Wie gern hätte Quintus dem theuren Vater sein Herz ausgeschüttet und freimüthig das vertheidigt, was er für schön, wahr und gut hielt! Wie gern wäre er vorgetreten und hätte gesprochen: »Die Regierung des Imperators tappt in der Finsterniß! Jene Christen, die Ihr zum Untergange bestimmt, sind keine Verbrecher, sondern edle, tugendhafte, hochherzige Menschen, — edel, tugendhaft und hochherzig, wie Du, mein Vater, der Du sie mit solchem Ingrimm verfolgst!«

Dieser Freimuth war leider unmöglich. Quintus kannte seinen Vater nur allzugut. Er wußte, daß die starre Ueberzeugung dieses Charakters für alles Fremdartige un-



zugänglich, ja selbst für die Logik der Thatsachen nur auf langen Umwegen zu erreichen war. Langsam und in vielen Jahren unermüdlischer Thätigkeit hatte sich diese Ueberzeugung gebildet; jetzt aber stand sie unerschütterlich; sie war ein Theil seines Wesens, sie war er selbst geworden. Auch darüber hegte Quintus kaum einen Zweifel, daß Titus Claudius, ein zweiter Brutus, den eigenen Sohn nicht verschonen würde, wenn die Pflicht mit der Vaterliebe in Zwiespalt gerieth. So gebot ihm nicht nur die eigene Gefahr, sondern auch die Rücksicht auf den Vater, den er nie glühender zu verehren glaubte, als in dieser furchtbaren Stunde, Mäßigung und Verschwiegenheit. Er durfte nicht als Bekenner, ja nicht einmal als Freund der verfolgten Lehre, sondern nur ganz objectiv und vom Standpunkte der Gerechtigkeit sprechen. Er durfte im Reden wie im Schweigen keine Ungeduld zeigen. Nur zufällig konnte er ja vom Inhalte des christlichen Glaubens Näheres kennen gelernt haben. Die Nazarener als harmlose Leute hinzustellen, die eine Verfolgung weder verdienten noch lohnten: das war Alles, was er beginnen mochte.

Nachdem er sich am Tische neben Lucilia niedergelassen, wie ein Mann, der nicht eben Eile hat, fragte er, das Haupt zurücklegend und die Hände über dem Knie faltend:

»Nun, Vater, heute also ist Schlußberathung?«

»Du sagst es,« versetzte der Oberpriester.

»Ich muß bekennen, die Angelegenheit ist mir beinahe fremd geblieben. Ich war so sehr in meine Studien vertieft, daß ich kaum Zeit für die Thermen hatte. . . «

»Du stehst im dreiundzwanzigsten Jahr, Quintus! Wann endlich wirst Du Interesse bekommen für die großen Fragen des Staatslebens?«

»Ich verfolge sonst Alles mit der größten Aufmerksamkeit. Nur im Augenblick. . . «

»Gerade jetzt sollten alle Gutgesinnten zusammenhalten und ihren Eifer bethätigen.«

»Man behauptet, dein Entwurf sei überaus strenge,« sagte Quintus nach einer Pause.

»Er entspricht seinem Zweck.«

»Und wird ohne Aenderung genehmigt werden?«

»Was ließe sich ändern an der gesunden Vernunft?«

»Nun, die Meinungen könnten doch auseinander gehn.«

»Ja, wenn die Körperschaft der versammelten Väter aus Leuten vom Schlage deines Cornelius Cinna bestünde, — dann freilich wäre die Vernunft ernstlich bedroht.«

»Cornelius Cinna ist ein Mann von großer Schärfe des Urtheils. . . «

»Ich begreife, daß Du dem Oheim deiner Cornelia das Wort redest. Wie ich ihn kenne, fehlt ihm jede staatsmännische Befähigung. Auch in der Frage der Nazarener hat er diese Urtheilslosigkeit an den Tag gelegt. Ich nenne es so, da ich nicht annehmen will, daß er aus bloßer Gehässigkeit Opposition macht.«

»Wie?« rief Quintus erstaunt. »Cornelius Cinna vertheidigt die Nazarener?«

»Nein. Er vertheidigt sie nicht, aber er hält sie für ungefährlich. Er verspottet sie als Schwärmer und Thoren, die nicht verwerflicher seien, als die Anhänger der ägyptischen Isis und anderer orientalischen Culte. Der Spott sei in diesem Falle die einzige Waffe, die der Würde eines denkenden Mannes entspreche. Als ich ihm zurief, das Nazarenerthum unterwähle, wie kein anderer Aberglaube, die Staatsreligion, da wagte er das ruchlose Wort: Kann Euer Olymp sich nicht selbst beschützen, so mag er zusammenbrechen!«

»Das Wort klingt allerdings ruchlos,« versetzte Quintus, dem Vater in's Auge blickend, »aber es liegt eine Wahrheit darin, die, so meine ich, gerade dem Priester des Jupiter einleuchten müßte.«

»Glaubst Du? Aber ich sage Dir, mir leuchtet nicht das Geringste ein! Den allmächtigen Jupiter selbst kann die Kotte des Aberglaubens allerdings nicht zu Grunde richten; wohl aber den Glauben an sein göttliches Walten. Die Erkenntniß der Wahrheit kann uns geraubt werden, wenn die Lüge zur Herrschaft gelangt.«

»Weshalb aber befehdest Du nicht auch den Glauben an Isis?«

»Weil die Isisgläubigen niemals gewagt haben, unserer Staatsreligion irgend zu nahe zu treten. Zudem, — Isis ist Anno: der Name thut nichts zur Sache. Das

Symbol mag wechseln; das Wejen wird nicht berührt. Du weißt, im eigenen Hause hab' ich geduldet, daß Bancis. . . «

»Ach, Du Allgütige!« rief die Sclavin erschrocken, »nun soll auch ich mit hinein in das schlimme Gejeß! — Wie oft war ich denn bei Barbillus? Vier, höchstens fünf Mal, und wenn's hoch kommt, sechs oder sieben Mal. . . «

»Schweig' und laß uns allein!« jagte der Priester ärgerlich. »Sie wird schwachkönnig,« fügte er hinzu, als die Sclavin unter den Säulen verschwunden war.

»Sie hört schlecht,« entschuldigte Claudia. »Seit wir von Bajä zurück sind, erleb' ich täglich noch Schlimmeres.«

»Ich bin also duldsam,« fuhr Titus Claudius fort: »hier aber handelt es sich um die Nothwehr gegen feindliche Angriffe. Die Nazarener wühlen Tag und Nacht wie die Maulwürfe. Ihre Befehrungswuth grenzt an Tollheit. Systematisch untergraben sie Staat und Gesellschaft. Diejen Angriffen will ich Halt gebieten. Wenn wir nicht zur rechten Zeit unser Veto einlegen, so besteigt ein Packträger demnächst den Thron der Cäsaren, und Alles, was den Purpur trägt, muß an's Messer. Irgend ein Sclave, der bis zur Stunde gefallenes Vieh nach dem Ager geschafft, oder Pestfranke durch die Straßen geschleppt hat, wird droben auf dem römischen Capitol als Oberpriester die nazarenischen Opfer darbringen. Ich weiß es. Ich habe zu untrügliche Anzeichen. Das, mein theurer Quintus, soll mit Hülfe der Götter verhütet, das soll bekämpft werden. Alle Schreck-

mittel der Gesetzgebung ruf' ich zu Bundesgenossen. Heute noch wird die Botschaft an alles Volk ergeh'n, daß die Nachsicht ein Ende hat. Die Strafe für den Frevel des Nazarenerthums ist von jetzt ab der Tod vor den Bestien der kaiserlichen Arena.«

Dem Jüngling wich alles Blut aus dem Antlitz. Sein Herz krampfte. Er war keines Wortes mächtig.

»Was hast Du?« fragte Titus Claudius erschrocken.

»Du erblassest! Du zitterst. . . «

»Es ist Nichts,« brachte Quintus mühsam hervor.

»Die Ungeheuerlichkeit dieser Maßregel entsetzte mich nur. Wie? Die entehrende Strafe der gemeinsten Verbrecher, die grausenhafte Zerfleischung zum Ergözen des Pöbels. . . ? Vater, das ist unmöglich!«

»Es ist nothwendig,« versetzte der Priester.

»Vater, ich verstehe Dich nicht! Ist es nothwendig, ein Vergehen, das doch nur aus der edelsten Quelle entspringt, ein Vergehen, das meinerwegen ein Irrthum, aber doch ein verzeihlicher, ein hochherziger, ein himmlischer Irrthum ist, mit dem Tod zu bestrafen? Vater, Du kennst sie nicht, diese Verfolgten! Du hast nie von ihrer Lehre gehört! Du ahnst nicht, wie unauflösbar Dich die Täuschung umgarnt! Die Nazarener sind keine Rebellen, sondern stille, pflichttreue Menschen, die nur Eins begehren: ihrem Gotte zu dienen. Der Lehrer von Nazareth selber hat es befohlen: dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist!«

»Nur ein Freund der Nazarener hat Dir diese Lügen in's Ohr geträufelt. . . «

»Ich war zufällig Zeuge eines Gesprächs,« stammelte Quintus verwirrt. »Gleichviel! Ich büрге Dir mit Leben und Ehre für die Wahrheit dessen, was ich gesagt habe.«

»Für die Wahrheit?« lächelte Titus Claudius. »Doch höchstens für deine Meinung. Bei den Göttern, ich begreife nicht recht, wie gerade mein Sohn dazu kommt, sich zum Vertheidiger dieser fluchwürdigen Secte zu machen. Sei's darum! Ich lasse Dir volle Freiheit des Urtheils. Der Lauf der Dinge wird Dich schon aufklären. Inzwischen erlaubst Du, daß ich zu Ende führe, was ich reiflich und mit ernster Befragung meines Gewissens erwogen habe.«

»So wollt Ihr die Zeiten des Nero wieder heraufbeschwören?«

»Ja, mein Sohn! Die Zeiten des Nero waren so übel nicht, wenn der ungefüme Cäsar auch Manches verbrochen hat. Sein Kampf gegen die Nazarener macht alle Mißgriffe wett.«

»So lobst Du gar, daß er die Nazarener in Berg und Theer gehüllt und wie Fackeln verbrannt hat?«

»Das sind läppiſche Märchen, von elenden Geſchichtſchreibern erfunden, die um Farben für ihr Gemälde verlegen waren.«

»Wie? Was alle Welt ſich erzählt, wäre ein Märchen?«

»Du sagst es.«

Dem Jüngling stieg das Blut in die Stirne.

»So wird's dereinst auch wohl ein Märchen heißen, daß Domitianus, der zweite Nero, seine Geliebte durch einen Fußtritt getödtet?«

»Wer behauptet das?« rief Titus Claudius emporfahrend.

»Ganz Rom. Du allein, mein Vater, scheinst nicht zu wissen, was Hunderttausende mit Schauern erfüllt.«

»Die Kunde kam Dir von Cinna.«

Quintus zuckte die Achseln.

»Beruhige Dich,« fuhr der Priester fort. »Ich weiß zufällig von Parthenius, daß Julia den Folgen ihrer Krankheit erlegen.«

»Parthenius!« lachte der Jüngling höhniſch.

»Ich bin nicht befugt, seine Aussage zu bezweifeln, zumal sie hier einem Gerüchte von so unmöglicher Art gegenüber steht. Lange genug hab' ich mit dem Cäſar verkehrt, um seine Ruhe, seinen Gleichmuth, seine Selbstbeherrschung zu kennen.«

»Ja, wenn Du mit ihm redest! Auch das weiß alle Welt, daß er vor deinem Antlitze Comödie spielt. Du bist der einzige Römer, der ihm Ehrfurcht abnößtigt.«

»Ich wäre ein Thor, wenn ich das glauben wollte. Ich weiß nur, daß der Haß und die Verleumdung nicht rasten. Je höher ihr Gegenstand, um so grimmiger ihre

Wuth. Hüte Dich, mein Sohn, und fördre nicht leichtsinnig solche Schändlichkeit! Verleze nicht das Gesetz, das die Verkleinerer der Majestät mit schwerer Strafe bedroht!

»Also die Wahrheit muß man ertöden, um ein guter Bürger zu sein?«

»Nicht die Wahrheit, sondern die Lüge. Mehr als genug hat ihr Unkraut gewuchert. Jetzt heißt es: niedergemäht, was die gute Saat zu ersticken droht! Da kommt der Knabe, der uns die Zeit verkündet. Eine Stunde noch, und die Sitzung beginnt. Laß uns die Frist genießen, ohne uns aufzuregen!«

»Du verharrst also bei dem Aeußersten? Wer sich zur Lehre der Nazarener bekennt, fällt dem Tode anheim?«

»Ohne Gnade, sei er nun Sklave oder Senator!«

Quintus kämpfte einen unbeschreiblichen Kampf. Schon zuckte ihm die Lippe, schon wollte er dem Uerbittlichen verzweiflungsvoll zuruufen: »Vater, Du tödtest deinen eigenen Sohn!...« Aber zur rechten Zeit noch bejann er sich.

Er stand auf.

»Leb' wohl!« jagte er leise. Er streckte dem Vater beide Hände entgegen. »Ich bin viel beschäftigt,« fuhr er in festerem Tone fort. »Erfenste Arbeit — lächle nur, schlimme Lucilia! — heiße meine Rückkehr. Vater, wenn Du heute im Senate das Wort ergreiffst, so denke an



deinen Sohn! Vielleicht wird Dir etwas milder um's Herz! Auch die Christen, die Du zum Tode verdammt, sind Väter und Söhne. . . «

Er stürzte hinweg. Die Thränen waren ihm nahe, aber er preßte die Zähne gegen einander und ballte die Faust.

»O verzehrende Qual!« sagte er zu sich selbst. »Water, Water! Wer hätte diesen Zwiespalt geahnt, da ich, ein Knabe, zu deinen Füßen saß! Ja, noch jüngst, da Du mich warntest! — O, wie glücklich, wie froh sie waren! Und er, wie ruhig im Hochgefühl seiner Pflichterfüllung! Wenn er wüßte. . . ! Es wäre sein Tod!«

Fast sinnlos rampte er durch das Atrium, wo Pleyrus, dem er gestern die Freiheit geschenkt, mit einigen Klienten und Sklaven gewartet hatte.

Die Familie des Oberpriesters blickte sich schweigend an. Endlich nahm Octavia das Wort.

»Seltsam, bei den Göttern!« sagte sie nachdenklich. »Was mag ihm befallen, da er doch sonst ein Verächter des Böbels war?«

»Er ist nicht zu berechnen,« meinte Lucilia. »Mir scheint, daß er diesmal seine Laune zu weit treibt.«

»Du irrst!« versetzte der Vater streng. »Keine Laune sprach aus dieser bewegten Stimme, sondern warme, echte Begeisterung. Ich hab' es gar wohl bemerkt, wie dieses Gemüth seit einiger Zeit voller und reicher zur Entwicklung gelangt. Es ist die heilige Flamme des Mitleids, die ihn

durchlodert, jenes hehren Gefühls, das selbst im Verbrecher noch den Menschen erblickt. Er begreift nicht, daß der Staat solche Gefühle verbannen muß, wenn die allgemeine Wohlfahrt nicht leiden soll. Seine Regung ist thöricht, aber ich lieb' ihn ob dieser Regung, und gar manche römische Jungfrau, die den schwergetroffenen Gladiator mit gesenktem Daumen zur Abchlachtung überliefert, könnte diesen Jüngling beneiden.«

Der Oberpriester erhob sich und schritt einige Male gedankenvoll am Bassin vorüber. Der Strahl der Fontaine ward jetzt eben von der aufsteigenden Sonne erreicht.

»Es wird Zeit,« sagte er, vor dem Sessel Octavia's stehen bleibend. »Schade! Der Morgen ist wundervoll, und ich meine, hier im Peristyl habe nie so viel Tranlichkeit und Ruhe gewaltet. Vielleicht ist's nur der Contrast mit den Stürmen da draußen, die unser Staatschiff umtosen. . . Die Sitzung wird lange dauern, — schon um Cinna's willen, der selbst da nicht auf die Rede verzichtet, wo der Kampf ohne Hoffnung ist. Ich will zufrieden sein, wenn bis zur Mahlzeit Alles geordnet ist. Uebrigens — hab' ich Euch schon gesagt, daß Sextus Julius heut' unser Gast sein wird?«

Claudia erröthete.

»Er ist willkommen,« sagte Octavia.

»Ach, der garstige Mensch mit der langen Spignase!« rief Lucilia. »Es ist schrecklich, daß bei uns stets nur so alte Knickebeine zu Tisch kommen!«

Titus Claudius war gewöhnt, seiner lustigen Adoptivtochter gar manche Keckheit zu Gute zu halten. Diese offen bekundete Mißachtung überstieg jedoch alles erlaubte Maß.

»Lucilia!« rief er beinahe heftig. »Du gefällst Dir mitunter in Späßen, die ich geradezu albern finde. Vergiß nicht, — hörst Du wohl? — daß gar manche Thorheit, die dem Kinde verziehen wird, von den Lippen der Jungfrau abscheulich klingt! Wie kannst Du wagen, die Gäste meines Hauses zum Gespötte zu machen? Sextus Furius ist ein Ehrenmann, klug, welterfahren und würdevoll. Wenn sein Aeußeres dem der Cavaliere nicht gleicht, die von früh bis spät die Fußstühle und Sänften unserer Modedamen umschwärmen, so ist das in meinen Augen ein Vorzug.«

»Aber liebstes Väterchen,« sagte die Sünderin, »nimme doch ein unbedachtes Wort nicht so übel! Ich kann's gar nicht hören, wenn Du so ungnädig mit mir redest! Du hast dann gar nicht mehr die guten, lieben, treuen Augen wie sonst, und hier an der Stirn — siehst Du, — da — legt sich so eine häßliche Falte herüber, die Dich viel älter macht!«

Sie schlang ihm den vollen, rothigen Arm um den Hals und strich ihm zärtlich die Wange.

»Sei wieder gut, Väterchen! Ich will auch deinen languasigen — ach verzeih'! — deinen vortrefflichen Sextus Furius ganz allerliebst finden!«

Titus Claudius entzog sich ihr mit sanfter Gewalt. Er mußte lächeln.

»Man kann ihr nicht groffen, der kleinen Unholdin,« sagte er kopfschüttelnd. »Ich fürchte, ich bin zu schwach.«

Noch einmal schaute er zum tiefblauen Himmel auf, als ob's ihn gereue, das Peristyl mit dem Sitzungsraum zu vertauschen. Dann winkte er freundlich Abschied und begab sich in seine Gemächer.

»Und er ist doch ein Schensal!« rief Lucilia, als der Vater außer Hörweite war. »Ich sage Dir, liebste Mutter, nicht für tausend Millionen würd' ich ihm einen Kuß geben, geschweige denn seine Frau werden! Und diese Spitznase, dieses Knickebein soll nun die arme Claudia. . . «

»Schweig', thörichtes Kind!« versetzte Octavia mit erkünstelter Strenge. »Der Wille Cures Vaters ist uns Befehl. Er wird wissen, weshalb er so und nicht anders beschließt!«

»Du verstellst Dich nur,« sagte Lucilia. »Auch Dir ist der Knickebein unsympathisch; auch Du trauerst über den gottlosen Einfall. . . «

»Lucilia!«

»Ach was! Soll man stets vor lauter Respect sich die Zunge abbeißen? Der Vater hat manchmal Ideen. . . Was soll denn Claudia mit dem hölzernen Tropf anfangen? Und feig ist er wie ein schlotterndes Weib! Cornelia hat's mir gesagt, und die weiß es von ihrem Oheim.«

»Nicht Jedermann hat die Natur dieses trotzigen Cinna.«

»Besser ein Scythe, der Alles kurz und klein schlägt und seine Frau mit dazu, als so ein Hasenfuß, den man umblasen kann!«

»Das verstehst Du nicht. Aber wo ist denn Claudia? Weshalb verläßt sie uns?«

»Sie wird in ihr Zimmer geeilt sein, um sich auszuweinen. Seit gestern, da der Vater ihr seine Entschlieszung mitgetheilt, hat sie eine solche Selbstbeherrschung geübt, daß ihr Schmerz wohl endlich einmal durchbrechen muß.«

Lucilia irrte sich. Claudia war ihrem Vater gefolgt und trat fast zugleich mit ihm ins Gemach.

»Was willst Du?« fragte der Oberpriester erstaunt, da er sein Kind bleich, ruhig und hoch aufgerichtet vor sich erblickte.

»Ein Geständniß will ich Dir machen, das mir seit gestern stündlich auf der Lippe geschwebt hat.«

»Nun?« fragte Claudius ein wenig zerstreut.

»Schicke deine Leute hinaus!«

»Kind, ich habe jetzt keine Zeit für umständliche Erörterungen. . . In zwanzig Minuten. . . «

»O, ich bin schnell zu Ende!«

Der Priester winkte den Slaven, die sich mit einem fragenden Blick auf die seltsam-feierliche Erscheinung des jungen Mädchens entfernten.

»So Was hast Du nun?« fragte er, da sie Beide allein waren.

»Vater,« sagte Claudia leise, aber bestimmt, »ich kann den Sextus Furius nicht heiraten.«

»Thorheit!«

»Keine Thorheit, Vater! Es ist, wie ich Dir sage.«

»So? Und weshalb nicht?«

»Weil er mir gleichgültig ist.«

»Eine vortreffliche Antwort! Du kennst ihn ja kaum! Ergünde doch erst seinen Werth.«

»Ich schwöre Dir, daß Alles vergeblich ist. Mein Herz hat entschieden. Ich liebe den Cajus Aurelius Menapius.«

»Wie?« fragte der Priester streng »Den Provinz= bewohner, den Mann ohne Vorfahren?«

»Er ist römischer Ritter.«

»Ritter! Wer ist heutzutage nicht Ritter! Man ist Ritter, weil man nicht Slave oder Handwerker ist! Ueberdies — entstammt nicht seine Mutter einem barbarischen Volke?«

»Einem Volke, das den Varus geschlagen.«

»Um so schlimmer! Es schmerzt mich, Dir sagen zu müssen, daß ich diese Verirrung nicht dulden werde.«

»Eine Frage, mein Vater!« sagte Claudia erbebend. »Achtest Du den Cajus Aurelius?«

»Du weißt es. Von Anbeginn hab' ich ihn hochgeschätzt. Aber, beim Jupiter, es ist doch ein Unterschied, ob er als Gast meines Hauses oder als Bewerber um die Hand meiner Tochter auftritt!«

»Vater, wenn Du mich von Aurelius trennst, werde ich keine frohe Stunde mehr haben. Er besitzt meinen Schwur.«

In ihrer Stimme, und mehr noch in der Glut ihrer Augen lag eine so felsenfeste Entschlossenheit, daß der Priester stugig ward. Der Gedanke durchzuckte ihn, es lasse sich doch wohl nicht Alles auf Erden nach den Gesetzen einer unerbittlichen Logik berechnen. Die Möglichkeit, daß Claudia selbst wählen könne, hatte er ganz außer Acht gelassen. Jetzt trat ihm diese Möglichkeit, nein, die Wirklichkeit, so flehend, so eindringlich in Gestalt zweier thränenumflorter Augen entgegen, daß er mit einem Male den Halt verlor.

Auch bei Claudia wich die künstliche Ruhe immer mehr einem Sturm der Erregung, der die schlanke Gestalt in allen Fibern durchschüttelte.

»Claudia, mein Liebling,« stammelte der Priester, sein Kind in die Arme schließend. »Du zitterst, Du weinst? Aber so nimm doch Vernunft an! So! Hier leg' dein Köpfchen her, und nun sag' mir in aller Ruhe und ohne Thränen, was Dir das Herz bewegt! Ich bin ja dein Vater, Claudia, nicht dein Tyrann! Hörst Du, Claudia?«

Sie hob das Antlitz empor, wie eine Blume nach dem Gewitterregen. Ueber die holden Züge glitt der Strahl eines dankbaren Lächelns.

»Du bist so gut,« sagte sie zärtlich. »Vergib, o vergib, wenn ich Dir Kummer bereite!«

»Sprich, mein Kind . . . Erzähle mir Alles . . . Oder nein, verlaß mich jetzt! Du bist zu erregt, und die Zeit drängt. Wir sprechen darüber . . . heute Abend . . . Jetzt fehlt mir die Ruhe . . . Jetzt gehör' ich dem Vaterlande . . . Inzwischen bitt' ich nur Eins: sei nicht allzuschroff gegen Furius! Versprich mir das, liebe Claudia!«

»Von ganzem Herzen.«

Sie küßte den Vater leidenschaftlich und verließ dann das Zimmer.«

»Nein,« sagte der Priester in halbblautem Selbstgespräch, »sie soll und darf nicht unglücklich werden! So hab' ich sie nie gesehen! Das war ein Krampf, der aus der Tiefe des Herzens kam! O, ich kenne sie, ich verstehe sie! . . . Der Glanz meines Namens! Ja, er ist mir theuer und heilig, wie ein Vermächtniß der Götter, — aber um diesen Preis . . . Nimmermehr! — Wie mir die Brust schwellt, da sie mir so weinend im Arme lag! Und doch, welch ein Hochgefühl, welche Wonne in diesem Weh! O, meine Kinder! Wie seid Ihr mir an die Seele gewachsen! Wie leb' ich jeden Pulsschlag doppelt in Eurem Leben! Dank, Dank Dir, Allgütiger, für dies unendliche Glück! Ach, jede Rauchwolke die ich von deinem Altar entsende, trägt diesen Dank ja voll Inbrunst zu Dir empor!«

Er stand eine Weile wie in träumerischer Verückung, Dann rief er die Sklaven und ließ sich ankleiden.



Fünfzehn Minuten später begab sich Titus Claudius nach dem Jupitertempel auf dem Mons Capitolinus, wo die Senatsfikung stattfinden sollte.

Die versammelten Väter waren beinahe vollzählig. Da saß Nerva, die hehre Greisengestalt, majestätisch und mild wie ein Zeus. Da saß, tief über seine Bücherrollen und Schreibtafeln gebeugt, Cornelius Cinna, der Hauptgegner des Gesetz=Entwurfes. Da saß auch der scheue und zaghafte Sertus Furius, lebhaft mit seinem Nachbar verhandelnd und augenscheinlich bemüht, ein fieberndes Interesse für das Zustandekommen des neuen Gesetzes an den Tag zu legen. So weit man blickte: blendende Togen, vornehm ernste Gesichter, jeltfam gespannte Mienen. — Schreibfertig saßen die Scribae, die Protokollführer, an den Tischen. In der Nähe der Eingänge standen die Victoren mit ihren Weilen und Ruthenbündeln.

Der präsidirende Magistrat — diesmal ein Prätor, vermuthlich weil der Consul Titus Flavius Clemens im Verdachte stand, die Nazarener insgeheim zu begünstigen oder gar selbst ihrem Bunde anzugehören — erklärte die Verhandlungen für eröffnet. Er setzte die Veranlassung der heutigen Zusammenberufung kurz auseinander und brachte dann den Gesetz=Entwurf in der Fassung des Titus Claudius zur Kenntniß der Körperschaft.

Nachdem so der erste Theil der Verhandlungen, die sogenannte Relatio, erledigt war, begann mit der üblichen

Formel: »Was urtheilst Du?« die Befragung der Stimmberechtigten.

Da fast sämtliche Mitglieder ohne weiteres und oft in Ausdrücken einer wahrhaft knechtischen Devotion ihre Zustimmung gaben, so währte es kaum eine Viertelstunde, bis die Reihe der Meinungsäußerung an Cinna kam.

Langsam erhob er sich. Die nicht eben große Gestalt schien durch die ruhige Würde ihrer Haltung gleichsam zu wachsen. Höhnisch flog sein Blick über die Schaar dieser Furchtjamen. Dann blieb er haften auf den ernstesten Gesichtszügen des Titus Claudius Mucianus. Mit klarer, weithin vernehmbarer Stimme begann er den Kampf gegen die Vorlage, die seiner Meinung nach den römischen Namen entwürdigte. Es war eine glänzende, eine denkwürdige Leistung politischer Eloquenz. Dabei entfernte sich seine Rede ganz und gar von der hergebrachten Schablone. Nicht die trockene Weisheit des Staatsmannes, nein, die packende Lebendigkeit des Satirikers, die geistprühende Vehemenz des Epigrammatikers flammte von diesen Lippen. Kein Gebiet der menschlichen Dinge lag ihm so ferne, daß sein beweglicher Geist es nicht ausgebeutet hätte zu drastischen Gleichnissen und ironischen Parallelen. »Mücken wollt Ihr an's Kreuz nageln,« rief er mit Donnerstimme. »Strahlen und Hebel erbaut Ihr, um einen Strohhalm über die Mauer zu werfen. Schickt mir doch hundert Cohorten nach meinem Landgut: dort hat sich ein Maulwurf gezeigt! Hippen und Sichelu her und zwei Last-

wagen: ich will in Pästum ein Közchen schneiden! Reißt die Segel, Ihr Schiffer: die schöne Lyforis will nießen! Ihr seid unvergleichlich, Ihr gestrengen Wächter der Sitte, Ihr hochweisen Vertheidiger unserer staatlichen Unschuld! Bestraft mir doch auch die Sperlinge! Jüngsthin hat einer dieser Hochverräther mir den Mantel beschmutzt! Auf den Nager mit dem Verruchten! Wenn Ihr nicht einschreitet, so wird der Senat und das römische Volk demnächst bei lebendigem Leib von den Spagen begraben.“

Nachdem er so die Vorlage als etwas Ueberflüssiges, Kleinliches, vom Standpunkte eines philosophisch gebildeten Menschen geradezu Lächerliches bezeichnet hatte, führte er nachdrücklich ihre logischen Consequenzen aus.

»Der Entwurf,« so rief er, nach dem Sitze des Titus Claudius gewandt, »verurtheilt die Nazarener, weil sie die Götter des Volksglaubens für unwirklich, für Gebilde der Phantasie halten. Wohlan! Hat der Staat das Recht und die Pflicht, solche Fragen der persönlichen Ueberszeugung unter seine Controle zu nehmen, — wo ist die Grenze, Ihr versammelten Väter? Ahnt Ihr nicht, daß Ihr den letzten Rest unserer Freiheit verschachert, wenn Ihr diesem Gezeß Eure Zustimmung gebt? Wie? Ihr tödtet die Nazarener? So zermalmt auch alle Diejenigen, die das Liebesabenteuer des Mars mit der Rhea Silvia nicht für ein Factum erachten! Nochmals: wo ist die Grenze? Wie weit erstreckt sich die Pflicht eines guten Staatsbürgers? Muß ein Athener, um das römische

Bürgerrecht zu erlangen, den Nachweis liefern, daß er das Ei der Leda für historisch gelegt hält? Muß er an Danaë und den goldenen Regen, muß er an Sisyphus und die tückische Last seines ewig zu Thale rollenden Marmors glauben? Nein, Ihr versammelten Väter! Bis zur Stunde ist in Rom etwas Aehnliches nie erhört worden! Niemals hat der Staat es gewagt, einzelne Glaubenssätze als Norm aufzustellen und zu verlangen, jeder Bürger solle von der Wahrheit dieser Glaubenssätze bei Vermeidung von Rechtsnachteilen durchdrungen sein: Was bedeutet doch unser altes, schönes, echtlateinisches Wort »Religion«? Nichts Anderes als die heilige Schen, die innere Ehrfurcht des Menschen vor einem Höheren: was aber dieses Höhere sei, darüber enthält es sich jeder Andeutung. Es überläßt jedem Einzelnen, sich die Ideale seines Geistes und Herzens zurecht zu legen. Die Gesetz-Vorlage will diese Religion, dem Tieffinn unserer Sprache und dem Geiste unserer althergebrachten Gewohnheiten zum Troß, aus dem Innern des Gemüths auf die Straße verlegen; sie will eine Religion des Staates constituiren und für die Gedanken jedes Einzelnen die gleiche Livrée vorschreiben. Versammelte Väter! Ein solches Gesetz ist gleichbedeutend mit der geistigen Verknöcherung unseres Jahrhunderts! Schon um deswillen verdient es die unerbittlichste Ablehnung!

Er hielt inne. Rings im weiten Raume herrschte ein dumpfes, angstvolles Schweigen. Die Senatoren saßen da wie erstarrt über die unerhörte Kühnheit des Mannes, der

so freimüthig, so rücksichtslos der Allmacht des Imperators zu trotzen wagte.

»Er redet sich um den Hals,« flüsterte Sextus Furius.

Allgemach erhob sich ein leises Murmeln, das stärker und stärker wurde.

»Hast Du vollendet?« fragte der präsidirende Magistrat, als Cornelius Cinna nicht Miene machte, seinen Platz wieder einzunehmen.

»Gestatte mir noch wenige Worte,« gab Cinna zur Antwort. »Fürchte nicht, daß ich etwa gesonnen sei, die Abstimmung durch Weitichweifigkeiten hinauszuschieben. Nur noch Einen Punkt will ich berühren, der den erlauchten Vätern vielleicht entgangen ist. Das Gesetz, das ich kraft meiner Ueberzeugung verwerfen muß, bedroht nicht nur den öffentlichen Geist mit Verkrüppelung; es wird auch den Frieden und das Glück der Familien zu Grunde richten. Ungeberei und ehrlose Spionage in größtem Maßstabe werden die unausbleibliche Folge sein, — und, wahrlich auf diesem Gebiete bedarf Rom keines Zuwachses! Ein Gesetz, das gleichsam Preise ausschreibt für das größte Denuncianten-Talent, — ein solches Gesetz ist für die Sittlichkeit und das Vertrauen des Volkes geradezu mörderisch. Ich warne Euch! Bietet nicht so gleichmüthig die Hand zur Herstellung einer Waffe, die Tausende von friedlichen Staatsbürgern mit dem Tode bedroht! Könnt Ihr jagen, ob nicht Umstände eintreten, die jene Waffe

wider Euch selbst kehren? Nur so lange beherrscht Ihr den Wurf, als der Speer Euch noch in der Faust liegt! Versammelte Väter! Ihr werdet, daß bin ich gewiß, ein Gesetz, das einerseits überflüssig und unwürdig, andererseits im höchsten Grade gefährlich ist, zum Ruhm und zur Ehre des römischen Namens mit Einstimmigkeit ablehnen.«

Der Eindruck dieser Rede, die durch das Ansehen, die Persönlichkeit, das Organ und die Vortragsweise des Redners weit über ihren Inhalt hinaus an Bedeutung gewann, war so gewaltig, daß er die letzten Funken von altem Römersinn, der hie und dort in der Versammlung noch glimmen mochte, zu flüchtiger Glut entfachte. Zurufe des Beifalls tönten von rechts und links. Einen Augenblick lang schien das ernste Antlitz des Titus Claudius besorgt. Aber jene Zurufe blieben vereinzelt. In jeder anderen Versammlung hätte Cornelius Cinna obgesiegt; hier aber galt nur eine Beredsamkeit: die der Furcht. Das zeigte sich schon bei den nächsten Namensaufrufen. Die Befragten erklärten stotternd, daß sie zwar Vieles in den Ausführungen des Cinna als berechtigt anerkennen, daß sie jedoch nichtsdestoweniger ihr Votum zu Gunsten der Regierungsvorlage abgeben müßten, zumal sie überzeugt seien, daß Titus Claudius, der eigentliche Urheber des Entwurfes, nicht ohne die gründlichste Sachkenntniß und die reiflichste Ueberlegung gehandelt habe. Auch seien die Motive, die der Oberpriester in früheren Sitzungen geltend gemacht, von Cornelius Cinna durchaus nicht hinlänglich widerlegt worden.

Nachdem sich vier oder fünf Redner in dieser schwächlichen und farblosen Weise geäußert hatten, kam die Reihe an Titus Claudius Mucianus.

Der Priester erhob sich mit der vornehmen Gelassenheit eines Mannes, der den Triumph seiner Sache nicht mehr bezweifelt. Er enthielt sich beinahe geßiffentlich aller rhetorischen Kunstgriffe. Ruhig und streng sachlich faßte er die wesentlichen Gesichtspunkte der Regierung nochmals zusammen. Cornelius Cinna sei völlig im Irrthum, wenn er meine, es handle sich um eine Beschränkung der Glaubens- und Denkfreiheit. Die ganze Frage habe für die Regierung lediglich eine politische Seite. Er danke dem vortrefflichen Redner, daß er die Angelegenheit auch von seinem Standpunkte beleuchtet habe. Vergleichen trage immer zur Klärung bei. Er hoffe jedoch, die versammelten Väter würden sich mehr durch die Kraft wirklicher Argumente, als durch den Glanz einer ausgezeichneten oratorischen Leistung bestimmen lassen. Schritt für Schritt suchte er nun die Behauptungen Cinna's zu widerlegen. Mit ganz besonderem Nachdruck bestritt er die Auffassung, als ob das neue Gesetz die Spionage und die Angeberei befördere. Die Vorlage — das lehre der flüchtigste Blick — enthalte Nichts, was in diesem Sinne Bedenken erzeuge. Cornelius Cinna habe den Entwurf hier geradezu mißverstanden. Der Redner schloß mit einer kurzen aber packenden Schilderung der socialen Gefahr, die hier bekämpft werden solle, und rief den versammelten Vätern die altrömische Mahnung zu: »Seid

auf der Hut, damit das Vaterland keinen Schaden erleide!«

Stürmischer Beifall durchdröhnte den Tempelraum. Die übrigen Senatoren verzichteten auf die Darlegung ihrer Meinung. So schritt denn der Prätor zur Abstimmung vermittelst Handaufhebens. Die Gesetzesvorlage ward mit sämtlichen Stimmen gegen sechs angenommen. Erschöpft traten die Senatoren den Heimweg an, — gerade noch rechtzeitig, um die übliche Stunde des Mahles nicht zu verabsäumen.

Quintus Claudius lag heute spät und allein zu Tische. Den ganzen Tag hatte er einsam auf seinem Zimmer verbracht. Schwere qualvolle Ahnungen wühlten ihm durch die Seele. Er genoß nur wenig und zog sich bald wieder in seine Gemächer zurück. Selbst Pleyrus ward nicht vorgelassen.

Um Beginn der zweiten Vigilie warf sich Quintus die Toga um und schritt langsam hinaus in die mondlose Dunkelheit. Nach langer Wanderung erreichte er das Gehölz jenseits des Baches Almo, wo Euterpe und Diphilus auf ihn warteten. Eine Stunde später war es vollbracht. Quintus Claudius hatte vom Ältesten der Gemeinde die Taufe empfangen.

Gegen Mitternacht trat er den Heimweg an. Schweigend empfing ihn die endlose Via Appia; schweigend das sonst so geräuschvolle Rom. Erst am flavischen Amphitheater ward es lebendiger. Hier, am Springbrunnen der



Meta Sudans, stand eine Gruppe von Männern in lautem Gespräch. Sie redeten über das Ereigniß des Tages, über die Annahme des Christengesetzes.

»Das gibt Schauspiele über Schauspiele!« rief der Eine. »In der Subura winnelt's von Nazarenern.«

»Nur zu!« versetzte der Andere. »Die jüngste Thierhege war ohnehin dürftig wie nie zuvor. Wenn ich so dasiße in meiner frischgewalkten Staatstoga, dann will ich auch Blut sehen!«

»Du Gott Jesu Christi,« murmelte Quintus, eilig vorbeisichreitend, »von dieser Stunde auch mein Gott! In deine Hände befehl' ich mein Leben! Ach, und beschirme auch ihn, den Theuren, der da nicht ahnt, welch' ein furchtbarer Irrthum seine Augen unnachtet! Schütze meinen unaussprechlich geliebten Vater und vergib ihm, o Gott, ihm und seinen Genossen, — denn sie wissen nicht, was sie thun!«

---

## Zwölftes Capitel.

Domitianus hatte der Sitzung des Senats nicht beigewohnt. Spät ent schlummert und lange nach Sonnenaufgang erwacht, empfing er, noch zu Bette liegend, seinen Oberkämmerer Parthenius, der ihm die Meldung brachte, der Feldzugsplan gegen die Proscribirten sei vollständig ausgearbeitet. Diese Botschaft gab dem Kaiser die entschwindene Zuversicht wieder. In bester Laune nahm er das Tentaculum ein.

Noch rosiger ward ihm zu Muth, als Parthenius von seinen Bemühungen bei dem Hiesprieester Barbillus berichtete. Für neunzigtausend Denare hatte sich Barbillus bereit erklärt, dem Verlangen des Imperators entgegenzukommen. Billiger sei die gewünschte Beihilfe nicht zu leisten, da er, Barbillus, ein überaus zartes Gewissen habe und nicht so ohne weiters die Weltmutter Isis erzürnen könne.

Domitianus rieb sich die Hände. Ein lüsteres Lächeln suchte widerwärtig über das fahle Gesicht. Die Augen blitzten höhnisch unter den Brauen hervor.

»Bei der Kypris! Ein schlauer Fuchs, dieser Barbillus! Und er steht dafür, daß die schene Nymphe sich fügt. . . ?«

»Keine Sorge, o Herr! Barbillus führt eine so zauberisch-tolle Comödie auf, daß ihr die Sinne vergehn. Du erscheinst ihr, magisch beleuchtet und von Blitzen umzuckt, in der Gestalt des adlerköpfigen Gottes Osiris. . . Allerlei Firlfanz kommt hinzu. . . Verlaß Dich darauf, Herr, sie ist Dein, wie je ein sterbliches Weib die Beute eines unsterblichen Gottes war!«

»Das hast Du gut gemacht!« rief der Cäsar entzückt.

»Wie der edle Cinna sich krümmen würde, wenn er berichtet wäre. . . ! Diese Gaukler sind unerträglich in ihren Narrenspößen. Seltsam nur, daß neben der Lüge so viel Wahrheit einherläuft. Wer sagte doch, Barbillus verstehe sich meisterlich auf die Sternentung?«

»Sextus Furius, dem er den Tod seiner Brüder voraus verkündete.«

»Ich entsinne mich. . . Und die Prophezeiung bewährte sich. . . ?«

»Bis auf die Stunde. Die beiden Männer weilten damals in Gallien, und Niemand wußte von ihrer Krankheit. An den Iden des Februar starb der Ältere, und der Jüngere zwei Tage später.«

Die Miene des Imperators verdüsterte sich. Er warf dem Oberkämmerer einen lauernden Blick zu. Wußte dieser Parthenius im Ernste nicht, daß er mit seiner Rede ein

Verbrechen wider die Majestät beging? Hatte er so völlig vergessen, was sich mit dem Sternenderer Asclenario begeben? Domitian wollte den Widerspruch seines Höflings, nicht aber eine Bestätigung. Wahrlich, auch Parthenius schien lässig zu werden im Eifer um die Gnade des Souveräns! Auch er bewegte sich freier und rücksichtsloser!

Unwillkürlich fuhr Domitian mit der Rechten nach der kleinen Holztafel, die unter dem Kopfsissen ruhte. Parthenius aber blickte seinem Gebieter so harmlos ins Angesicht, daß Domitianus etwas wie Reue fühlte. Er bot dem Höfling die Rechte, und sagte, sich zur Freundlichkeit zwingend:

»Ich danke Dir. Deine Meldungen waren werthvoll. Ob ich zur Tafel komme, oder sonst meine Gemächer verlasse, steht noch dahin. Auf alle Fälle wirst Du rechtzeitig hier sein für die unbezahlbare Göttergeschichte von heute Abend.«

»Wie mein Herrscher befehlt.«

»Höre doch!« rief der Kaiser, da Parthenius von dannen schritt. »Du weißt, heute wird Julia, die Tochter meines verstorbenen Bruders, bestattet. . . «

»Ich weiß, Herr.«

»Wohlau. . . Ich vergaß. . . Ihre Asche soll nach dem Tempel der Flavier gebracht werden. So heißt's die Würde unsrer Familie. Ich bitte Dich, Nichts zu verabsäumen, was den Manen einer erlauchten Todten, wie Julia, gebühren mag. Ich will, daß man im Volk sich

erzähle, wie Domitianus die Tochter des vergötterten Titus zu ehren weiß.«

»Ich verstehe.«

Parthenius entfernte sich.

»Ich will ihn beobachten,« sprach Domitian zu sich selbst. »Sollte auch er . . . Keine Qual wäre zu grausam für diesen Treubruch . . . Thorheit! Sein Schicksal ist so unauflöslich an das meine geknüpft, daß mein Sturz auch ihn mit hinabrisse.«

Auf die rechte Hand gestützt, hob er sich langsam in den Rissen empor. Ein leichter Schauer durchflog seinen Körper. Er fror. »Die Folgen der gestrigen Aufregung!« murmelte er, die Decken fester zu sich heranziehend. »Beim Castor, ich werde abgeschmact. Immer die nämlichen Hirnspinnste! Immer das öde, grausige Schreckensbild mit dem fahlen Gesicht und der klaffenden Todeswunde!«

Er preßte die Hand vor die Augen

»Lächerlich! Muß denn Alles auf Erden sich wiederholen? Nero, blutüberströmter Schatten, ich spotte Dein! Hab' ich je so unerfülllich gewüthet? Hab' ich Rom, die Ewige, ruchlos in Brand gesteckt, und beim Wehgeheul des Volkes die Leier geschlagen? Hab' ich die eigene Mutter gemordet? Oh, ich bin ein milder, ein vortrefflicher Fürst! Ich bin, mit Dir verglichen, ein Kind, eine Taube, ein Lamm! Fort! fort! Was grinsest Du, schenßliche Nachtgestalt? Du bist längst in Staub und Asche gesunken! Hinweg, oder ich würge Dich!«

Er stöhnte aus tiefster Brust. Ins Kissen zurückgesunken, die Augen geschlossen, hielt er die Hände wie im Starrkrampfe weit von sich abgestreckt. Sein Athem ging schwer und keuchend. Um die bläulichen Lippen zuckte es unaufhörlich.

»Er ist's! Er ist's!« hauchte er, sich mühsam wieder emporrichtend. »Ich seh' ihn, wie er barfuß, in zerrissenem Mantel nach dem Gute des Phaon reitet . . . Aus dem nahen Lager schallt das Geschrei der Soldaten . . . Sie fluchen ihm . . . Jetzt scheut sein Pferd . . . Er wendet das Haupt . . . Die Prätorianer erkennen sein bleiches Gesicht . . . Er springt aus dem Sattel und flüchtet ins Dorngebüsch . . . Wie er keucht! Wie der Durst ihn zermartert! Er beugt sich zur nächsten Pfütze und trinkt! Sie erreichen das Landhaus! Da . . . Er zittert . . . Er bricht in die Kniee . . . Ein Bote aus Rom, der dem Phaon Kunde bringt . . . Kunde vom Beschluß des Senats . . . Hochverräther . . . Der Tod von Henkers Hand . . . Horch! Pferdegetrappel! . . . Das sind die Reiter, die ihn ergreifen sollen . . . Komm, barmherziger Dolch! Bohr' Dich in die zuckende Kehle! Tödte, morde, zerfleische ihn . . .! Da . . . Da liegt er starr auf dem Mantel . . . Die Augen treten ihm aus den Höhlen. Sein Gesicht ist wie Asche . . . So stirbt Nero! . . . Wehe mir, wehe! So stirbt Domitian!«

Ein geller, furchtbarer Aufschrei. Dann Grabesstille.

»Zu Hülfe!« rief der Knabe, der den Dienst im Cubiculum hatte; »zu Hülfe!«

Es war Phaëton, der Lieblingsclave des Imperators. Belebend vor Aufregung sprang er hinzu, um seinen Gebieter emporzurichten.

Domitian lag regungslos wie ein Todter. Der linke Arm hing schlaff zum Bette heraus. Das Kopfkissen hatte sich weit verschoben und mit ihm jene Holztafel, die jetzt, da Phaëton das Kissen zurecht rückte, klappernd zu Boden fiel. Der Knabe bückte sich und hob sie gerade noch rechtzeitig auf, um sie vor den Sandalen der übrigen Slaven zu retten, die jetzt von allen Seiten hereinstürzten. Instinctiv schob er das Lindenholz in die Tunica. Gleich darauf erschien auch der Leibarzt, der sofort alle überflüssigen Personen hinaus schickte, darunter auch den vor Schreck noch immer zitternden Phaëton. Der Imperator bedürfe der Ruhe.

Phaëton zögerte noch. Er wollte wissen, ob dem Herrscher Gefahr drohe. Erst nachdem der Leibarzt diese Frage verneint hatte, verließ er das Schlafgemach und begab sich ins nahe Cavadium. Dort wandte er sich nach dem südwestlichen Ausgang, wo zwei Prätorianer in blanken Harnischen Wache hielten. Er setzte sich, unweit der Thüre, die den Blick nach dem aventinischen Hügel freigab, platt auf den kostbaren Mosaikboden. Eine Weile begaffte er die strammen Gestalten, die blinkenden Helme und den ruhigen Ernst der wetterbraunen Gesichter. Dann gähnte er und

zog wie im Spiel die hölzerne Tafel hervor. Des Lesens unkundig, ließ er das Auge voll Neugier über das dichte Gewirr krauser und eckiger Lettern schweifen, die ihm noch weit räthselhafter entgegenstarrten, als die Schriftzüge der alten jüdischen Bücherrollen, in denen seine Mutter zu lesen pflegte. Dann wog er das Täfelchen auf den Fingerspitzen und versuchte, es auf die Kante zu stellen, nach Art des großen Balancirkünstlers Masthion draußen auf den Nasenplätzen des Marsfeldes.

In diesem Augenblicke kam wuchtigen Schrittes der Adjutant Clodianus vorüber, der sich auf Ersuchen des Oberkämmerers nach dem Sterbezimmer der Julia verfügen wollte. Der Knabe, im dunklen Gefühl, er verstoße gegen die Schicklichkeit, wenn er mit dem Eigenthum seines kaiserlichen Gebieters auf diese Art Kurzweil treibe, steckte die Tafel rasch wieder in die Tunica. Aber gerade die Raschheit seiner Bewegung hatte den Adjutanten befremdet.

»Was verbirgst Du da?« fragte er, den Knaben heramwinkend.

»O Nichts, Herr. Ein Täfelchen . . .« stammelte Phaëton. »Unser Herr und Gott ist erkrankt. . . Eine Dummacht. . . Das Holz fiel zu Boden. . .«

»Zeig' her!«

Der Knabe gehorchte zitternd, denn die Stimme des Adjutanten klang wie fernes Gewittergrollen. Am Hofe des römischen Imperators mußte man immer darauf gefaßt



sein, die kaiserliche Majestät unfühubar verletzt zu haben. Auch der bebende Junge glaubte, im nächsten Augenblicke die Worte zu hören: »Geh', laß Dich auspeitschen!« — oder was Schlimmeres. Wie staunte er aber, als Clodianus, der beim ersten Blick auf die Tafel ingrimmig die Stirne gerunzelt, mit einem Mal seine trotzige Haltung verlor und wie verstört nach den Wachtposten schaute.

»Haben die dort gesehen...?« fragte er, den Knaben bei Seite führend.

»Nein, Herr.«

»Wo fandest Du diese Tafel?«

»Sie lag unter dem Kopfstissen des Gewaltigen...«

»Und Du hast sie gestohlen?«

»Nein, Herr, Sie fiel herab, da der Kaiser die Bestimmung verlor.«

»Wie? Der Kaiser ist krank?«

»Ich sagt' es bereits. Er schrie auf, wie von Nattern gestochen. Dann sank er in Ohnmacht. Der Leibarzt meint, es habe keine Gefahr...«

»Hoffen wir's, hoffen wir's! Hat Jemand bemerkt, wie Du die Tafel vom Boden aufhobst?«

»Nein, Herr.«

»So höre, was ich Dir sage! Leg' die Tafel so schnell als möglich und insgeheim — verstehst Du wohl? insgeheim! — an ihre Stelle zurück! Erfährt man, daß Du sie hier im Cavadium mit Dir herumgeschleppt, so bist Du des Todes! — Ich mein' es gut mit Dir, Phaëton!«

»O Herr, hätt' ich ahnen können, daß ich ein Verbrechen beginn . . .«

»Schweig' und thu', was ich sage! Hol's der Geier, ich bin keiner von denen, die bei jeder Dummheit den Kläger machen! Ein alter Soldat versteht sich schlecht auf die Angeberei! Verrathe Dich nur nicht selbst!«

»Ach, womit hab' ich so viel Güte verdient?« sagte das arme Kind, dem schlauen Hösling die Hand küßend. »Vielleicht kann ich schon jetzt wieder eintreten . . .«

»Versuch's, mein Junge, — und in Zukunft nimm Dich in Acht! Was der Kaiser unter dem Rissen birgt, ist nicht für fremde Augen bestimmt. Merk' Dir das!«

Der Knabe entfernte sich. Kopfnickend schaute Clodius ihm nach.

»Ein glücklicher Zufall!« sagte er zu sich selbst. »Du schreibst leserlich, Imperator! — Seit lange schon sah ich's kommen. Du willst nur Feinde, erlauchter Cäsar, keine Bundesgenossen. Ich will versuchen, ob die neue Rolle sich spielen läßt.«

Inzwischen hatte sich Domitianus von seiner Ohnmacht erholt. Geistige Anstrengung, so erklärte der Leibarzt, Sorge um das Wohl der geliebten Römer haben den Vater des Vaterlandes in diesen Zustand versetzt. Enthaltung von allem Geschäftlichen, Zerstreung und heiterer Lebensgenuß sei das geeignete Mittel, die Wiederkehr solcher Anfälle zu vermeiden.

Der Kaiser vernahm diese Rede mit Wohlgefallen. Waschungen mit Rosuwein und einige Tropfen schwersten Samiers, die er gierig hinuntertrauf, hatten ihn vollständig wieder gekräftigt. Nicht einmal das gewöhnliche Nachgefühl von Mattigkeit war geblieben. Eine Stunde noch verbrachte er auf Rath des Arztes im Bette. Dann ließ er sich ankleiden und befohl eine Säufte.

Im Begriff, sein Gemach zu verlassen, fiel ihm die Tafel ein. Er eilte zurück und hob das Kopfkissen auf. Da lag sie, die Verkünderin des Verderbens. . . Er steckte sie zu sich. . .

»Was thust Du hier?« wandte er sich hastig an Phaëton, der schüchtern und bleich in der Nähe stand.

»Was mein Herr und Gott mir befiehlt.«

»So bestell' den Marcijus für den Dienst im Cubiculum und begleite mich!«

Phaëton athmete auf. Er gehorchte mit Willensseife.

Bis zur Stunde der Coena weilte der Kaiser in einem der großen Gärten auf der Höhe des Mons Janiculus. Phaëton genoß der vielbenedicteten Ehre, den Gebieter des Weltreichs unterhalten zu dürfen, während das übrige Gefolge abseits in stummer Ehrfurcht verharrte. Domitianus war heute außerordentlich gnädig. Er geruhte den Knaben in die rothigen Wangen zu küssen und ihn zum Frühstück zu laden, das in einem der Gartenhäuser mit allem erdenklichen Aufwand servirt wurde. Dann mußte Phaëton singen und von seiner Mutter, der schönen,

traurigen Judith, erzählen, die als junges Mädchen aus ihrer palästiniischen Heimat nach Rom geschleppt worden war und so viel geweint hatte, bis ihre großen, brennenden Augen erloschen waren. Der Knabe wußte gar seltsam zu plandern, bald fröhlich, bald wehmuthsvoll — von der heiligen Beste Jerusalem, die er sich als den Inbegriff aller irdischen Herrlichkeit vorstellte, von den Schrecknissen der Belagerung, vom Tempel Salomonis und den tausendjährigen Cedern des Libanon. . . Dann mischte er wieder Reminiscenzen aus seinen eigenen Erlebnissen ein, sein erstes Discuswerfen im Marsfelde, wo er die Aufmerksamkeit des Parthenius erregt hatte, den Stolz und die Furcht, die er beim Betreten der kaiserlichen Gemächer empfunden, die Freude über den Lobspruch des Imperators auf der Rückreise vom Albanischen Landgut. . .

Domitianus verspürte beim Anhören dieses naiv-kindlichen Plauderens eine Regung von Sympathie, wie er sie seit langer Zeit nicht gekannt hatte.

»Nicht wahr, Phaëton,« sagte er, dem Knaben die Locken streichelnd, »wenn ruchlose Menschen auf deinen Herrn und Gebieter eindringen und ihm ein Leids thun wollten, Du würdest ihm beistehen?«

»So gut ich's könnte, Herr,« versetzte Phaëton treuherzig. »Wer aber sollt' es wagen, so unermesslich zu freveln?«

»Niemand, Phaëton, bei den Göttern! Ich fragte nur, um deine Gesinnung zu prüfen.«

Als er des Zwiegesprächs mit Phaëton müde war, ließ sich der Cäsar eine Weile noch in den Gärten umhertragen und kehrte dann nach dem Palatium zurück, — fast um dieselbe Zeit, da die versammelten Väter nach erfolgter Annahme des Christengesetzes vom Hügel des Capitols herabstiegen.

Bis zur Tafel verblieb er in seinem Schlafgemach. Bei Tische war er lebhaft, beinahe aufgereggt. Er aß nur Weniges. Dagegen trank er ungemischten Falerner in großer Menge.

Da die Coena vorüber war, begab er sich in sein Arbeitszimmer. Dort raunte er in lautem Selbstgespräch hin und her, machte Gesten wie ein Gladiator und rief pathetisch:

»Kommt nur heran, Ihr Schurken! Mein gutes Schwert soll Euch die Köpfe zerspalten!«

Dann fing er Fliegen, wie er dies schon als Knabe gewohnt war, und spießte sie mit dem Schreibgriffel.

»Durch und durch!« rief er im Tone eines glücklichen Fechters. »Hab' ich Euch, Ihr Verschwörer? Zappelt nur! Geberdet Euch wie unsinnig! Ihr kommt mir nicht los, bis Euch die Seele nach dem Tartarus fährt!«

Nach und nach begann diese Erregung sich abzu-dämpfen. Immerhin war er beim Erscheinen des Oberkammerers so frisch und elastisch, daß sich Parthenius eine rohe Anspielung auf das bevorstehende Abenteuer erlaubte.

»Du bist ein köstlicher Wigbold!« lachte der Imperator. »Aber ich fühle selbst: Du hast, spaßend, hier die Wahrheit gesagt. Auf denn zur glorreichen That! Ich hoffe, Isis, die erlauchte Aegypterin, soll mit ihrem neuen Bruder zufrieden sein!«

---

## Dreizehntes Capitel.

Unterdeſſen harrete Cornelia mit fiebernder Ungeduld auf die Nacht. Der goldbrothe Streifen, den die Abendſonne wider die Oſtwand des Peristyls warf, rückte nie ſo langſam aufwärts wie heute. Und da er nun endlich, endlich verſchwunden war, wie zögernd brach das Dunkel herein! Wie lange brauchete das Firmament, um ſich mit all' den blihenden Sternen zu ſchmücken. . . !

Sehnſuchtsvoll ſchaute ſie in den tiefblauen Abgrund. Ihr Blick ſuchte das Sternbild der Caſſiopeja. Von dort mußte der Gott, in unſichtbare Wolken gehüllt, durch das Luftmeer zur Erde ſchweben. Wie dieſe Sterne ſie anlachten, als wüßten ſie um die Gnade, die der Himmel ihr zugedacht!

Heute! Heute, zwei Stunden vor Mitternacht! Welch' ein unergründliches Räthſel! So viel alſo vermochten die Gebete des gottgeweihten Barbillus! Er ſelbſt, Osiris, der Unermeßliche, hatte dem ſterblichen Weibe eine Begegnung bewilligt! Er wollte ihr erſcheinen in der ganzen Kraft ſeiner göttlichen Majestät, hehr und glorreich, wie er einſt

vom Tode erstand, da der menschenköpfige Vogel Nunn den Erschlagenen wieder belebt hatte. Freilich, sein wahres Antlitz mußte der Staubgeborenen verhüllt bleiben, — jenes göttliche Sonnenantlitz, vor dessen Strahlen die Erden- tochter zerschmelzen würde, wie die Semele des hellenischen Mythos in den Armen des Zeus. Isis, die Allgütige selber, hatte ihren Bruder beschworen, niemals zur Erde zu steigen, ohne die Flammenpracht seiner göttlichen Züge hinter jenem Adlerkopfe zu bergen, der von Vielen als das wahre Haupt dieses unerforschlichen Gottes betrachtet, von den Eingeweiheten aber als eine wohlthätige Maske erkannt wurde. . .

Cornelia seufzte. Es war ein Seufzer ekstatischer Sehnsucht. Ihre Vernunft schien ganz und gar eingewiegt. Nur der Drang nach Erlösung von aller Fährniß, nur ein dunkles, brünstiges Heilverlangen beherrschte noch in traumhafter Schwüle dieses haltlose Menschengemüth. Wahrlich, Barbillus konnte sich Glück wünschen! Der Erfolg seiner phantastischen Künste überstieg jede Erwartung.

Es ward dunkler und dunkler.

»Geh schlafen, Cornelia!« erklang jetzt die Stimme des Oheims, der sich vom Sessel erhob. »Es ist spät geworden. Komm, küsse mich, liebes Kind! Mir ist heute so seltsam, so weh um's Herz! Sonst, wenn ich jah, wie der Unfinn über die Wahrheit gesiegt, ward ich zornig; das Blut raßte mir durch die Adern. Heute stimmt das Alles mich traurig. Ich fühlte etwas wie Mitleid mit dem tausendgestaltigen Duldor, Menschheit genannt. Sklave zu



sein der Kleinheit und der Gemeinheit, das ist ihr ewiges, erbarmungswürdiges Loos! Schlaf' wohl, Cornelia! Ich bin müde von diesen Kämpfen, müde von heute, müde von langen Jahren.«

Er umarmte das Mädchen und drückte ihr einen Kuß auf die Stirne. Dann begab er sich in's Cubiculum.

Was lag da hellstimmend vor der eisernen Lampe? Ein Brief? Wieder um diese Stunde? Seltsam!

»Charikles!« rief er in's Vorgemach.

Der Slave trat ein.

»Wer brachte das Schreiben hier?«

»Der Unbekannte von Ehvorgestern. Ich wollte nicht stören, Herr. . . «

»Gut! Laß mich allein!

Cornelius Cinna löste die Schnur. Er las:

»Flieh, Cornelius! Morgen zur Nachtzeit sollst Du ergriffen werden. Dein Tod ist beschlossen. Rette Dich, Freund der Freiheit! Rette dein Vaterland!«

Der Senator beugte sich tief über das Blatt. Es waren dieselben Schriftzüge wie im ersten Briefe. Er sann und sann. Alles vergeblich.

Cornelius Cinna schwankte keine Secunde. Schon die gestrige Machtentfaltung im Palatium war bedenklich gewesen. Einzelne Momente in der heutigen Sitzung, insbesondere eine scheinbar unversängliche Aeußerung des Titus Claudius hatten ihn gleichfalls stutzig gemacht. Und nun dieser Brief . . . Es war zweifellos!

So beschloß er denn, in aller Frühe mit Nerva und Alpinus Trajanus Rücksprache zu nehmen, und schon am Nachmittage die Stadt zu verlassen. Alles Weitere würde sich finden.

Er ließ den Brief an der Lampe verkohlen und begab sich in ruhiger, fast heiterer Stimmung zu Bette. Nachdem so lange die quälendste Ungewißheit auf ihm gelastet hatte, war ihm diese Entscheidung, die nun zur That drängte, aller Gefahr ungeachtet, willkommener als eine Fortsetzung des bisherigen Provisoriums.

Da er eben ent schlummert war, schlich Cornelia, von Chloë und dem treuen Parmenio begleitet, nach der Wohnung des Isispriesters.

Der Slave und die Freigelassene mußten sich diesmal schon früher als gewöhnlich von der Gebieterin trennen. Sie blieben im Erdgeschoß, während Cornelia, von einem Diener des Barbillus geführt, die Treppe hinaufstieg.

Der Priester empfing sie an der Schwelle des Vorgemachs. Nachdem sie Mantel und Schuhe abgelegt und ein kurzes Gebet gesprochen, trat sie ins Heiligthum. Hier war seit ihrem letzten Besuche Manches verändert worden. Das Bild der Göttin stand weiter abseits. An Stelle der schwarzen, silbergestickten Vorhänge duftiges Himmelblau mit lichtigem, wolkenähnlichem Faltenwurf. Der Fußboden war über und über mit weißen Rosen bestreut, die einen köstlichen Duft ausströmten. Dort aber, wo der Altar gestanden, hing ein dichtes Gewebe schwer von der Decke herab.

»Meine Tochter,« sagte Barbillus, »Du bist reich begnadet vor allen Sterblichen! Zage nicht, wenn die Majestät der Gottheit Dich Anfangs erschreckt! Zittere nicht, wenn ihr Zauber Dich blendet! Alles, was von den Himmlischen kommt, ist Gnade, Alles ist unermessliche Huld, selbst wenn es befremdlich oder furchtbar erscheint. Liebst Du die allgütige Weltenmutter und ihren göttlichen Bruder wahrhaftig; ist's Dir Ernst mit dem Streben, den theuren Jüngling, dem Du dein Leben geweiht, für immer aus den Griffen des Fatums zu retten: so sei muthvoll und standhaft! Füge Dich in den unerforschlichen Rathschluß dessen, der Himmel und Erde beherrscht! Zeig' ihm vertrauende Hingebung, kindliche Demuth, — und der Wunsch deines liebenden Herzens wird glorreich erfüllt werden!«

Cornelia stand regungslos. Ihr lichtiges Gewand, ihr schneeiger Fuß, den die Falbel nur wenig verhüllte, die bleichen Rosen und ihr noch bleicheres Antlitz, — das Alles gab in der mondscheinartigen Beleuchtung der Ampel ein wunderbar phantastisches Bild. Sein Zauber bestrickte selbst den kühl berechnenden Priester. Eine Secunde lang schien er aus der Rolle zu fallen. Ein Blick voll heißer Begehrlichkeit zuckte unter seinen Wimpern hervor. Nur einen Moment währte die Anwandlung, — aber lange genug, um von Cornelia bemerkt zu werden. Sie schrak zusammen. Sie wollte sich einreden, das leise flimmernde Licht oder ihr aufgeregtes Blut habe ihr das Unglaub-

liche vorgepiegelt. Aber so sehr sie kämpfte, es blieb ein Rest von Verstimmung zurück, ein Hauch von Mißtrauen. . .

»Was soll ich thun?« fragte sie flüsternd.

»Kniee dort nieder,« jagte Barbillus, auf ein Kissen in der Nähe des Vorhangs deutend. »Ergieß' deine Seele unermüdtlich in heißem Gebet und harre, bis der Allgewaltige Dich erhören mag!«

Er war jetzt wieder völlig der selbstlose Gottesmann, wehevoll, heilig, großartig in seiner vergeistigten Hoheit. Cornelia beruhigte sich. Dennoch, wie in Folge einer plötzlichen Eingebung, trat sie bebend zu ihm heran.

»Herr und Meister,« sprach sie bewegt, »ich weiß nicht, was mir so unerwartet die Seele trübt. Bin ich denn würdig, den Unermeßlichen, den Allgütigen mit diesem sündhaften Auge zu schauen? Ist's denn möglich, ist's denkbar?«

»Wie? Du zweifelst?«

»Schwöre mir, bei allem Heiligen, bei deinem Leben und deiner Seligkeit. . . «

»Wohl, meine Tochter,« sprach Barbillus, die Rechte gen Himmel hebend, »ich schwöre Dir bei der tausendnamigen Isis, bei dem Glück meines Lebens und dem Heil meiner Seele: der Weltbeherrscher selbst verheißt Dir die Gnade seines Erscheinens, er selbst, der Gewaltige, vor dem sich Alles im Staube neigt vom Aufgange bis zum Niedergang!«

»Oh, ich danke Dir!« rief Cornelia verzückt. »Laß mich knie'n, Du Heiliger, und in Demuth warten, bis dein Wort sich erfüllt!«

Der Priester entfernte sich. Cornelia sank mit einem leisen Seufzer auf das purpurne Kissen und neigte das Haupt. Das gelöste Haar fiel ihr wie ein Strom über das Antlitz bis herab auf den Fußboden. Sie rang die Hände. Sie betete.

Wieder ertönte jene wunderbare Musik, die aus den Wänden, aus der Decke zu quellen schien, und doch so fern, so schmelzend, so träumerisch klang. Plötzlich erlosch die Ampel. Ein furchtbarer Donner Schlag durchdröhnte die Luft. Das Gemach erbebte in seinen Grundsteinen. Gleich darauf ein greller, unerträglicher Lichtschein, der sich nach und nach abdämpfte. Als Cornelia zitternd empor schaute, war der Vorhang, an dem sie kniete, zurückgestreift. Nur wenige Schritte vor ihr prangte ein sogenanntes Pulvinar, ein Polsterbett, wie's die Priester ausbreiten, wenn sie den Unsterblichen das Göttermahl vorsetzen. Am Ende dieses Pulvinars glänzte lichter Gewölk, das noch einmal in blendender Helligkeit aufblitzte und dann allmählig verglomm. Zuletzt erschien es nur noch wie Nebel, matt und geisterlich. Ein eisiger Luftstrom traf Cornelia's glühende Stirn. Der Nebel zertheilte sich, und fremdartig, wie ein Traumbild, von bläulichem Schimmer umspielt und fast nur im Umriß erkennbar, trat die Gestalt eines unbekanntem Wesens langsam auf die Erschreckte heran.

»Fürchte Nichts,« sprach eine flüsternde Stimme.

Cornelia blickte nach oben. Die Stimme, lieblich, wie Quellgemurmel, schien aus der Höhe zu kommen.

»Fürchte Nichts,« klang es weiter. »Dein Gebet ist erhört. Du sollst gesegnet sein vor allen Weibern der Erde.«

Die Gestalt kam näher. Mit heiligem Grausen erkannte Cornelia das phantastische Adlerhaupt, das sie so manches Mal im Bilde gesehen. . . Ja, so stand Osiris drüben im Tempel, auf dem Sockel von Elfenbein und Sardonix, eine unbegreifliche Mischung von Gräßlichkeit und Erhabenheit. Der Gott mit dem Thierkopfe! Wie hatte Cornelia ihr Schönheitsgefühl bändigen, wie hatte sie den Abscheu ihres Herzens bezwingen müssen! Nach und nach war die heilige Schwärmerei Sieger geblieben. Jetzt aber, da jene Statue gleichsam Leben gewann, da der Gott selbst in der Adlermaske zu ihr herabstieg, welcher Schauer sie da durchströmte! Wie sie zuckte, als ob eine Schlange oder ein Scorpion auf sie zufröche!

Jetzt stand die schattenhafte Gestalt, die fast zu schweben schien — so unhörbar kam sie heran — dicht vor ihr. Eine Hand legte sich ihr sanft auf die Schulter.

»Fürchte Nichts!« scholl es von der Decke herab. »Die Wege der Gottheit sind wunderbar.«

Die Gottheit aber, die hier in so fragwürdigem Aufzuge erschien, schlang jetzt beide Arme um die fiebernde Jungfrau und preßte sie mit einer Leidenschaft an die Brust, wie sie bei Göttern sonst nicht vorausgesetzt wird.

Dabei mochte diesem räthselhaften Osiris ein Seufzer, ein Röcheln über die Lippen gleiten, das inmitten all' der übersinnlichen Phantastereien außerordentlich menschlich klang. Genug, im nächsten Augenblick hatte Cornelia den Gott mit einem lauten Aufschrei zurückgestoßen, und da er wieder herzustürzte, packte sie ihn mit der ganzen Kraft einer Verzweifelten an der Kehle. Ein Donnerschlag, der erscholl, verfehlte den erwarteten Eindruck. Nach kurzem Ringen stand Cornelia mitten im Raume, die grausig bemalte Göttermaske zerfezt und zerknickt in der Linken, die Rechte drohend zur Faust geballt. Vor ihr aber, die Züge verzerrt, die Augen halb vor Wuth und halb vor Schrecken geröthet, grinste das widerlich gedunsene Antlitz des Imperators. Von der Wange, wo die scharfen Nägel Cornelia's ihm tief in das Fleisch gedrungen, rann Blut herab. Er stöhnte. Er keuchte.

Eine Weile starrten sie, wie festgewurzelt, einander an.

»Göttliches Mädchen,« brachte er endlich mit abgesetzter Stimme hervor. »Nur die glühendste Liebe, nur der Brand einer Seele, die sich verzehrt . . .«

Er machte einen Schritt vorwärts und preßte die Hände auf's Herz.

»Zurück!« schrie Cornelia mit geller Stimme. »Ist das der Schanplatz, wo der römische Imperator Triumphe sucht? Sind das die Heldensiege der Flavier?«

»Hüte die Zunge, Mädchen!« rief Domitian drohend.

»Ich spotte deines erbärmlichen Ingrimm! Mag Kom Dir sclavisch zu Füßen winseln: ich, Cornelia, verachte Dich! Ballst Du die Faust, Clender? Morde mich doch, wie Du die Julia gemordet!«

»O wie sie dasteht! raunte der Cäsar gier erfüllt durch die Zähne. »Lebendiger Marmor! Ich hatte mir's anders gedacht, dieses Stündchen Unsterblichkeit! Das sollst Du büßen, Barbillus!«

Cornelia hatte sich in der Zwischenzeit dem Ausgang genähert, immer die Blicke auf den Gegner gerichtet. Jetzt legte sie die Hand auf den Kiesel. Die Thüre war von außen verschlossen.

Domitian lachte. Er sah, daß Barbillus alle Möglichkeiten voraus bedacht. Das gab ihm die gute Laune zurück. War die List fehlgeschlagen, so blieb die Gewalt. Er tastete nach dem Dolch, den er im Bußen trug . . .

»Du bemühst Dich umsonst!« rief er höhniisch. »Hier bist Du mein, schöne Cornelia!«

Das Mädchen lehnte sich wider einen der Pfeiler. Sie schwankte. Der bläuliche Schimmer, der vom Pulvinar her in den Raum fiel, schien ihr jäh zu verlöschen. Bald aber kehrte ihr die volle Kraft der Besinnung wieder. Sie erwog, daß auf der Seite, wo der Betrüger hereingetreten, sich ein zweiter Ausgang befinden müsse. Wie eine Löwin sprang sie auf Domitian los. Dieser vermochte dem unerwarteten Anprall nicht Stand zu halten. Er taumelte zeit-



wärts. Sein Fuß verwickelte sich in die Falten des Vorhangs. Er stürzte.

Da er sich wieder erhoben hatte, war Cornelia verschwunden.

»Barbillus!« rief der Kaiser in das Dunkel des langen Corridors, der seiner Verfolgung ein Ende setzte. »Man sieht nicht die Hand vor den Augen! Barbillus!«

Der Hispriester, eine Laterne haltend, kam die Treppe herab.

»Du hast mich betrogen!« schrie der Imperator, als Barbillus zögernd herantrat. »Wo ist Parthenius?«

»Hier, mein Gebieter,« klang die Stimme des Höflings.

»Warte mit Phaëton hier im Säulengange!« rief Domitian heftig. »Und Du, Barbillus, entkleide mich Augenblicks dieser Narrenjacke!«

Da er mit dem Priester allein war und die wunderlichen Attribute der Gottheit vollends abgelegt hatte, machte er ihm die zornigsten Vorwürfe.

»Wie?« knirschte er; »kein römisches Mädchen ist sittsam? Sprich, Du Lügner!«

»Ich bin untröstlich,« sagte Barbillus. »Wie konnte ich ahnen, daß gerade sie Dich enttäuschen würde! Ihr verschwommener, gläubiger Blick. . Ich hätte mein Haupt verwettet!«

»Hier, das sind die Spuren ihrer zärtlichen Hingebung! Sie muß sterben, die Ruchlose, da sie Hand ge-

legt an das Haupt ihres Herrschers. Bis zur Schulter herab ist das Blut getropft.«

Barbillus benetzte ein Tuch mit frischem Brunnenvasser und wusch dem Kaiser die Wange.

»Wie das brennt!« rief er grimmig. Plötzlich hob er die Stirne. Ein Strahl der Freude zuckte über sein Antlitz.

»Höre, Barbillus, ich glaube, dieser Unfall bedeutet mir Gutes.«

»Unstreitig,« versetzte der Priester, dem diese Wendung willkommen war. »Wunden von schöner Haut. . . «

»Nein, nein! Du verstehst mich falsch. Hast Du nicht von dem Schurken gehört, von dem Wahrsager Aseletario, der vorgestern seine Frechheit mit dem Leben bezahlte?«

»Ja, Herr! Alle Welt redet davon und bedauert auf's Tiefste . . . «

»Unsinn!« lachte der Cäsar in vortrefflichster Laune. »Siehst Du nicht, daß seine Wahrsagung in Erfüllung gegangen? Merkst Du nicht, daß ich künftig geschützt bin? Was hat er mir prophezeit? Mein Blut werde in kurzer Frist gewaltsam vergossen werden, da die Unsterblichen zürnten ob meiner Liebe zu einem Weibe, das mir nach göttlichem und menschlichem Rechte nicht zustehe. Nun, dieses Blut ist vergossen worden.«

Er deutete mit höchstem Wohlgefühl auf die Wange.

»Herr, deine Weisheit ist unvergleichlich,« sagte der Priester. »Ja, nach allen Regeln der Astrologie leidet es

keinen Zweifel: die Wahrsagung ist in Erfüllung gegangen.«

Domitian schmunzelte.

»So bin ich ihr eigentlich Dank schuldig, der süßen Cornelia! Beim Zeus, ich fühle, daß mein Groll völlig entweicht und zärteren Empfindungen Platz macht. Ein Mädchen wie Aphrodite! Ich, der Kaiser, der Herr des Weltalls, begehre sie, und sie weigert sich, laut aufschreidend in meine Arme zu stürzen! Das ist unerhört! Das ist lächerlich! Du mußt Rath schaffen, schlauer Barbillus, denn« — fügte er neckisch hinzu — »Du siehst, der Zorn der Götter ist nur ein mäßiger.«

»Ich, Herr? Ich soll Rath schaffen?« rief Barbillus verzweifelt. »Glaubst Du, Cornelia werde je wieder meine Schwelle betreten?«

»Du verstehst mich falsch. Ich verlange ja keine Wiederholung dieser Göttercomödie. Nicht als Priester, sondern als Mensch sollst Du die Hebel deiner Pfiffigkeit ansetzen.«

Barbillus schaute sinnend zu Boden.

»Herr,« sagte er, »wie ich sie kenne, wird Cornelia lieber zu Grunde gehen, ehe sie ihrem Verlobten die Treue bricht. Nur die List bot hier die Möglichkeit eines Sieges, nur die Maske der Gottheit.«

»Verwünscht! Soll ein Anderer genießen, was dem Kaiser verjagt bleibt? Soll mir eine Knabe, ein verliebter Träumer im Wege stehn?«

»Du weißt, ihr Verlobter ist der Sohn deines Oberprieesters. Ja, wär's ein Cornelier oder ein Ulpier. . . !«

»Du hast Recht. Den Claudiern bin ich gewisse Rücksichten schuldig. . . Um so schlimmer für Dich! Kennt Ihr in all' Eurer mystischen Weisheit kein Mittel, zwei Turkeltauben auseinander zu jagen? Gibt's nicht Verföhrerinnen, die den Jüngling umgarnen, kluge geschwägige Zungen, die den Ruf der Jungfrau beslecken können? Ist nicht Lyforis vollendete Meisterin aller Liebeskünste? Martialis ein Epigrammatiker, dessen Pfeile vergiftet sind? Erwäge Dir's! Prüfe und plane! Ich muß diese unvergleichliche Aphrodite um jeden Preis in die Arme schließen! Ich muß — hörst Du, Barbillus? Oder besser: ich will!«

»Dein Wille ist Weltgesetz,« jagte der Priester.

»Morgen das Weitere. Ich schicke Dir meinen Kämmerer. Domitianus wird sich dankbar erweisen.«

Er zog die Kappe der Lacerna über den Kopf und stieg, von Barbillus geleitet, die Treppe hinab.

---

## Vierzehntes Capitel.

In den Bädern des Titus hatte das nachmittägliche Treiben den Höhepunkt erreicht.

Immer neue Besucher, ihrer Mehrzahl nach Angehörige des Senatoren- oder des Ritterstandes, strömten durch die breite forinthische Pforte nach dem Apodyterium, wo ein Heer von Sklaven damit beschäftigt war, den Ankömmlingen Toga und Tunica abzunehmen.

Ein gleiches Gewühl herrschte im Cläothesium, wo die Körper mit Del gesalbt, und weiter abwärts im sogenannten Gymnasium, wo der Ringkampf und das Werfen der Diskuscheibe betrieben ward. Die Leibesübungen vor dem Bade gehörten zu den Hauptregeln altrömischer Diätetik. Waren die Muskeln auf diese Weise gründlich angestrengt worden, so hüllte man sich in leichte Wollgewänder und kühlte sich ab.

Dieses Viertelstündchen der Abkühlung auf den Bänken des Ringsaales gehörte zu den angenehmsten des Tages. Niemals wurde so launig, so mit Grazie geplaudert; nirgends fanden die Ereignisse des Tages so geistvolle

Interpreten. Im Ringsaal erdreistete sich Martial seiner indiscretesten Epigramme. Im Ringsaal erzählte der Oberkämmerer Parthenius die reizvollsten Liebesabentener und die witzigsten Scandalosa. Im Ringsaal besprach man sich über die neuesten Trümph der Wagenlenker, über den Lebenswandel der schönen Lyforis, über die Großthat eines kühnen Gladiators, über die Unterschleife eines Provinzbeamten, über das Testament eines kinderlosen Senators, über die Prozesse vor den Centumviratsgerichten, über die Recitationen, die Gastmähler, die Todesfälle; — und was die launigen Cavaliere in ihren Abkühlungs-Mänteln auch verhandelten: Alles trug den Stempel einer ganz besonderen Amuth, einer prickelnden Conversation.

Auch heute ging's übermüthig genug her in dem verschwenderisch ausgestatteten Raum, und die Marmorbilder, die rings aus den purpurnen Nischen herabsahen, hörten manches packende Wort, manches tolle Gelächter.

Zu den Ausgelassensten einer Gruppe, die sich um den Epigrammen=Dichter Martialis gebildet hatte, zählte Clodianus. Dionysische Heiterkeit strahlte ihm nur so von dem hochgerötheten Antlitz. Der Poët, bis über die Ohren in seine Decke vermunnt, hatte ein lustiges Stücklein aus dem Leben eines Rechtsanwalts zum Besten gegeben. Dieser Mensch, Sabellus mit Namen, ein Muster von Unfähigkeit, war stets nur von Leuten der untersten Volksclassen zum Vertreter gewählt und seit Beginn seiner Laufbahn auch nicht ein einziges Mal mit Erfolg gekrönt

worden. Da endlich gewann er seinen ersten Proceß. Das streitige Object war der Karrengaul eines Fuhrmannes. Der Sieger überreichte seinem Rechtsbeistand das Honorar in Gestalt verschiedener Naturalien, und der gute Sabellus, im Ueberchwang seiner Freude, erzählte in allen Säulenhallen von dem glänzenden Resultat seiner advocatorischen Bemühungen. In böshaft=ergöglicher Weise malte der Dichter aus, wie er den Sabellus schon achtmal zur Erzählung jenes wunderbaren Gaul=Processes veranlaßt habe, und wie der Rechtsamwalt bei jeder erneuten Wiedergabe das Haupt stolzer im Nacken trage. Martial schloß mit den improvisirten Versen:

Diese stolzen Gedanken gibt dem Edlen  
Dinkelschrot und Bohnenmehl ein Halbmaß,  
Drei Halbpfunde des Pfeffers und des Weihrauchs,  
Und Lucanische Wurst, Falisker Magen,  
Und ein Syrischer Krug mit schwarzem Mostsaft,  
Und im Libyschen Topf bereifte Feigen.

Die Geschichte, mit einem unsäglichen Ausdruck von Ironie und Uebermuth vorgetragen, wirkte unwiderstehlich. Niemand jedoch in der ganzen Gruppe lachte so ungestüm, so phantastisch wie der stramme Clodianus. Der Mann wollte sich gar nicht wieder beruhigen. Ein wahres Encypengelächter dröhnte ihm von den Lippen; es war, als ob hier die biedere, plump soldatische Ehrlichkeit in Person jauchze. So harmlos und so bärenhaft war dieses Gebahren, daß es selbst den Kaiser beruhigt hätte.

Einigermassen im Widerspruch mit dieser Jovialität standen die Blicke, die Clodianus von Zeit zu Zeit, wenn er sich unbemerkt glaubte, nach einer Ecke des Saales warf, wo ein Mann mit stechenden Augen und geierartiger Nase das Viertelstündchen der Abkühlung durch die Lectüre einer kleinen Bücherrolle verkürzte.

Jetzt, da die Brusttöne des Clodianus wie Donner durch die Hallen dahin rollten, hob der Mann die gerötheten Lider.

»Stephanus!« rief Clodianus, noch immer die Hüften haltend, »triffst man Dich auch einmal in den Thermen? Du hast viel versäumt seit der letzten Woche. Martialis wird von Tag zu Tag unverschämter. Ein herrlicher Junge, dies nordhispanische Großmaul! Beim Hengst Incitatus, er zermalmt unsere Quiriten zu Brei! Die Geschichte jetzt vom Sabellus war glorreich! Kein zum Wälzen! Was studirst Du denn hier mitten unter den Diskuswerfern?«

Er war langsam näher getreten, während die Gruppe um den witzigen Epigrammatiker bereits im Fahrwasser einer anderen Historie trieb.

»Du bist allzu gütig,« versetzte Stephanus. »Der Einzelne wird niemals vermißt, wo die gute Laune durch so ausgezeichnete Männer vertreten wird. Ich bin etwas angegriffen und passe nicht recht in die Kreise der Fröhlichen.«

»Ah!« rief Clodianus bedauernd, während sein Auge vor Freude hell aufblitzte.



Er ließ sich neben Stephanns auf die Bank nieder.

»In der That, die städtische Luft ist mit Sorgen geschwängert. Hab' auch mein Theilchen zu tragen! Kennst ja die alte Rede: unter jedem Steine hockt ein Scorpion.«

Stephanns lächelte.

»Du treibst die Höflichkeit oder . . . den Scherz zu weit! Du, der glücklichste Mensch in Rom. . . «

»Ganz dasselbe könnt' ich von Dir behaupten. Bis auf die kleinen Fatalitäten, die Dir Cnejus Afranius bereitet, lebst Du doch wie ein olympischer Gott. . . Allerdings,« fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, »die Fähigkeit dieses Menschen wird nachgerade bedrohlich. Um so bedrohlicher. . . «

»Vollende! Vollende!«

»Nun, Du weißt, bis zur Stunde hab' ich Mittel und Wege gefunden, seine Angriffe zu pariren. Jetzt aber. . . «

Der Freigelassene erbleichte.

»Jetzt aber?« fragte er athemlos.

»Jetzt machen sich gewisse Symptome geltend. . . Symptome, die mich vermuthen lassen, daß ich auf die Dauer nicht mehr im Stande sein dürfte, den Anprall zurückzuschlagen.«

Er hatte die letzten Worte fast nur gehaucht. Langsam, wie giftige Schlangen, krochen sie dem Freigelassenen in's Ohr und wühlten sich ihm tief in die Seele.

»Unmöglich!« rief er gepreßt. »Du, der Einflußreiche, der Liebling des Imperators. . . «

»Es ist, wie ich Dir sage. Das Warum kann ich mir selbst nicht erklären; aber ich verfühle die Thatsache. Der Wind geht schneidig durch die Basiliken, und wenn Du nicht Alles anstrengst, so kannst Du scheitern.«

»Aber beim Zeus, weshalb erfahr' ich das heute erst?«

»Weil ich anfangs glaubte, ich täuschte mich. Meisterhaft! Prächtig, Duilius! Das nenn' ich geschleudert! Nein, sieh nur jetzt . . . So triumphe! Kein Sieger Olympia's wirkt so kunstgerecht!«

»Ich beschwöre Dich,« flüsterte Stephanus, »laß mich wissen . . .«

»Ruhiges Blut!« gab Clodianus zurück. »Die Thermen sind nicht der Ort für solche Gespräche. Wo speisest Du?«

»Bei Lyforis.«

»Gut! Ich werde dem Furius abfragen und zur Gallierin mitkommen. Nach Tisch, im Park, finden sich leicht ein paar Augenblicke. . . Bravo, Septimius, bravo! Ungeheure Muskulatur! Ein Praxiteles müßte Dich messeln! Beim Castor, Du zerdrückst ja dem wackeren Sempronius alle Knochen im Leibe. Also es bleibt dabei,« wandte er sich wieder zu Stephanus, »wir sehen uns bei der schönen Massilierin.«

Freundlich nickend erhob er sich. Durch die große Pforte der Mittelwand schritt er nach dem riesigen Frigidarium. Dort warf er die Wolldecke einem Sklaven über den

Kopf und stieg in der ganzen Pracht seiner Corpulenz in das weite Bassin hinab. Mehrere hundert Personen saßen hier auf den Marmorstufen, von der krystallklaren Flut bis an die Schultern bespült. Nur vereinzelt Schwimmer durchzogen die Binnenfläche.

Clodianus setzte sich und ließ das Auge treuherzig blinzeln über den prächtigen Raum gleiten. Das Licht, von oben durch eine kreisförmige Oeffnung hereinströmend, stimmerte so magisch auf den blitzenden Wellchen; das Plätschern der Muschelnöhren, die das Wasser im Bassin fortwährend erneuten, klang so wohlthig; die üppigen Frauengestalten der Frescobilder und die Marmorgöttinnen auf den mächtigen Postamenten lächelten so verführerisch, daß Jeder glaubte, der freundige Glanz auf den Zügen des Adjutanten sei nur der Widerschein dieser farbig-frohen Umgebung. Clodianus aber sah viel mehr mit dem inneren Auge, als mit dem äußeren. Wunderliche Pläne durchkreuzten sein rastlos brütendes Hirn. Unerhörte Ereignisse malten sich hier in glühendem Colorit.

Noch vergnügter schaute Clodianus drein, als jetzt die lange Gestalt des Stephanus über die Schwelle trat. So sehr dieser schlaue Weltmann sich zu beherrschen meinte: Clodianus erkannte doch auf den ersten Blick, wie nachhaltig jene Oeffnung gewirkt hatte. Er lächelte wie ein Jäger, der einen glücklichen Fang gethan.

»Du überstrahlst ja den Sonnengott,« sagte ein kleiner Mann, der in diesem Augenblicke die Stufen hinab-

stieg. »Verwünscht kalt heute! Wahrhaftig, das lautere Schneewasser!«

Er klapperte mit den Zähnen und zog den Kopf in die Schultern.

»Ah, Sextus Furius!« rief Clodianus, ein wenig erschreckt. »Gut, daß ich Dich treffe! Wollte Dir gleich nach dem Bade Notiz geben, daß ich verhindert bin, heute dein Gast zu sein. Wichtige Amtsgeschäfte —«

»Schade,« unterbrach ihn der edle Senator, der hier im Bassin des Frigidariums nicht eben an Phöbus Apollo gemahnte. »Ich hätte mancherlei zu besprechen.«

»Geschäftliches?«

»Wegen des Oberkammerers. Du weißt, wir verhandeln über sein bajanisches Landgut.

»Jawohl! Ein reizender Aufenthalt! Wie geschaffen für die Träume der Flitterwochen!«

Er blinzelte recht bedeutjam. Der kleine Senator aber zog verdrießlich den Mund, krausste die Brauen und fuhr so heftig mit den Ellbogen aus, daß es rings um ihn aufspritzte.

»Furius, Du wirst zur Furie!« rief Clodianus. Dann lachte er über den köstlichen Witz und versetzte das halbe Becken in rollende Kreiswellen.

»Du scheinst ungeheuer vergnügt,« jagte Furius, die Lippe nagend.

»Ungeheuer! Hätt' ich nun gar ein Liebchen von der Schönheit und dem colossalen Vermögen deiner göttlichen Claudia . . .«

»Bah! So weit sind wir noch lange nicht. Titus Claudius hat sich in zwölfter Stunde Bedenkzeit erbeten.«

»Und dennoch trachtest Du nach dem Landgute . . . ?«

»Erst recht! Was denkst Du? Wenn sich die Sache mit den Claudiern zerschlägt, so werb' ich morgen um die jüngere Fannia, oder um Paulla, oder um die alte Camilla. Meine Ehre steht auf dem Spiel. Schon hab' ich Vorbereitungen in Masse getroffen: dramatische und pantomimische Kunstgenüsse, Fechterspiele und Wettrennen. Ich kann unmöglich zurück. Ich bin für ewig compromittirt.«

Und er schüttelte sich abermals und klapperte mit den Zähnen. Gleich darauf sprang er mit einem Satz aus dem Wasser.

»Gehab Dich wohl!« rief er schlotternd. »Hier erstarrt man zu Eis. Wegen des Landgutes . . . Nun, wir sprechen uns noch!«

Er rannte schleunigst über die Fliesen und stürzte sich jenseits der beiden Säulenhallen in das heiße Bassin des Caldariums. Nachdem er dort eine Weile die halberfrorenen Glieder gewärmt hatte, ließ er sich von den Tractatoren mit Bürsten und Striegeln bearbeiten, bis er roth wie ein Krebs nach dem großen Toilettenraum flüchtete. Mit ägyptischen und phönizischen Essenzen gesalbt, trat er den Heimweg an, um auf den Polstern seines schwellenden Speisepfahls die Kälte des Frigidariums und die Kälte der spröden Claudia nach Möglichkeit zu vergessen.

Clodianus machte sein Bad mit einer Gemüthsruhe ab, die von den übrigen Thermenbesuchern vielfach bemerkt und als zuverlässiger Beweis für die unerschütterliche Festigkeit seiner Stellung betrachtet wurde. Kein Zweifel, der Eindruck, den er hier und anderwärts hinterließ, konnte nicht ohne Wirkung auf Domitian bleiben. Bei der schwankenden und leicht veränderlichen Gemüthsart des Imperators war mit solchen Kleinigkeiten oft mehr gewonnen, als mit großen, mühsam ausgeführten Actionen.

Von den Titus-Thermen begab sich Clodianus zu Fuß nach der Wohnung der schönen Gallierin. Mit den Klienten und Sklaven, die ihn begleiteten, sprach er überaus leutselig. Einem der Ersteren versetzte er vertrauliche Küsse, unbekümmert um die zahlreichen Gasser, die ihm ehrfurchtsvoll auswichen und höchlich ob dieser Scherze erstaunt waren.

Im Haus der Lykoris traf er eine bunte Gesellschaft. Stephanus war schon zugegen. Beim Erscheinen des Adjutanten bewahrte er vollständig seine vornehm kühle Gelassenheit. Nach und nach jedoch machte er Anstalten, schon jetzt ein Gespräch unter vier Augen herbeizuführen, während Clodianus ein glänzendes Talent an den Tag legte, diese Bemühungen unbeachtet zu lassen.

Man ging zu Tische. Man hörte Sängerinnen und Flötenspieler. Man genoß mit unerträglicher Langsamkeit die lucrinischen Auster. Die Reihe der Schüsseln war heute geradezu endlos. So wenigstens erschien es dem

Freigelassenen, dem der ungeheure Appetit des Clodianus fast Beklemmungen machte.

Endlich, endlich erhob man sich. Nach Verlauf einer weiteren Viertelstunde hatte Stephanus das Ziel seiner Wünsche erreicht. Er schritt an der Seite des Gourmands einsam durch die mächtigen Baumgänge, wo der leichte West hin und wieder ein verwelktes Blatt von den Zweigen brach und es langsam zu den übrigen auf den Weg bettete.

»Du siehst mich in höchster Aufregung,« begann Stephanus, da sein Begleiter Wiene machte, die gleichgültige Tafel-Conversation fortzusetzen.

Jetzt ward Clodianus mit einem Male außerordentlich ernst.

»Ehrlich heraus,« sprach er nachdrücklich, »Du hast alle Ursache. Was soll ich's bemänteln? Die Situation ist geradezu kritisch. Hüte Dich, Stephanus! Ich fürchte, Du wirst all' deinen Scharfsinn benöthigen. Horch, man kommt! Auch hier sind wir von Lauschern umgeben. Für jetzt nur das Eine: Afranius erregt die Sympathien des Kaisers . . .«

»Das wäre mein Untergang,« stammelte der Freigelassene entsetzt.

»Noch nicht! Du mußt nicht alle Hoffnung verlieren. Es ist wahr, wenn nicht Alles trägt, wird der Kaiser nicht nur den Afranius gewähren lassen, sondern selber die strengste Untersuchung befehlen . . . Indes, Du bist ja ein schlauer Kopf. . . Ich wollte Dir die Sache nur mittheilen,

einmal, um Dich zu warnen, und zweitens, um Dir verständlich zu machen, weshalb meine Thätigkeit nun zu Ende geht. Dem Afranius konnt' ich ein Bein stellen, jetzt aber. . . «

Er zuckte die Achseln. Sein Antlitz drückte ein tiefes Bedauern aus. Stephanus kniff die Lippen.

»So muß Afranius auf die Seite geschafft werden,« sagte er stürnrunzelnd. »Längst schon hab' ich mir vorgeworfen, daß ich zu lässig gewesen. . . «

»Das würde nichts helfen. Im Gegenteil: ein plötzliches Verschwinden des Afranius könnte nur Aufsehen erregen. Man wüßte sofort, wem dies Verschwinden zu danken wäre. Ich wiederhole Dir, nicht Afranius, nein, der Cäsar in eigener Person. . . Still! Morgen besuchst Du mich in meiner Villa an der Pränestinischen Straße. . . nach Sonnenuntergang. . . Laß nicht den Kopf hängen, Stephanus. . . Schlimmsten Falles schiffst Du Dich ein und segelst nach Afrika. . . «

»Ich? Rom verlassen? Lieber das Aeußerste! Nur in Rom läßt sich's athmen! Die Provinz wäre mein Tod!«

»Nun, wir besprechen das. Sieh', da überrascht uns Syforis und der edle Norbanns! Ein herrliches Paar, der Besieger dacischer Heere und die Besiegerin latinischer Herzen! Höre doch, schöne Massilierin! Wir streiten uns über die Frage, ob der Ahorn früher vergilbt als die Ulme. Sprich das Wort der Entscheidung!«



Die Gallierin lachte.

»Und wenn Ihr mich foltert, ich weiß es nicht. Für meinen Geschmack vergilben beide zu früh.«

Sie hüllte sich fester in ihre Palla, denn der Abend war kühl.

Man schritt den Baumgang hinab. Lyforis und die beiden Krieger in heiterem Geklapper, Stephanus in stummer Verzweiflung.

Als man nach kurzer Wanderung das Haus betrat, legte Clodianus dem Freigelassenen die Hand auf den Arm und sah ihn verständnißvoll an. »Kopf oben!« sagte er, selbstsam betonend; »noch kannst Du siegen, wenn Du ein Mann bist!«

Die Worte schienen Wunder zu wirken. Der Freigelassene entnahm daraus, daß Clodianus ihm nicht Alles enthüllt habe. Diese Erkenntniß und mehr noch der eigenthümliche Ausdruck in den Mienen des Adjutanten gaben ihm alle Zuversicht wieder.

»Morgen!« flüsterte er, dem schlanen Kriegsmann die Hand schüttelnd. Dann überließ man sich den Freuden einer angeregten Geselligkeit.

Gegen Mitternacht begab sich Stephanus auf den Heimweg. Er begriff jetzt kaum, wie er so mit einem Schlage den Muth verloren. Hatte er nicht zahllose Klippen rühmlichst umsegelt? War er nicht aus allen Stürmen immer wieder zum Hafen gelangt? Freilich, der Sturm, der ihn jetzt umbrante, war ein Orkan. Aber Clodianus,

der wackre Pilot, stand ja auch diesmal am Steuer. Schließlich . . . war der gefürchtete Imperator ja auch nur ein Mensch. . . Thorheit, sich über das Künftige den Kopf zu zerbrechen! Das Heute ist mein, und das Heute will ich genießen.

Im Schlafgemach traf der Freigelassene seinen Vertrauten Antinous. Der Slave eilte ihm funkelnden Auges entgegen. Nachdem sich die übrigen Diener zurückgezogen, setzte sich Stephanns auf die Bettstelle und hieß den Sklaven herantreten.

»Nun?« fragte er leise.

»Unser Spiel ist gewonnen,« gab der Sklave zurück. »Aber Mühe hat's gekostet und Anstrengung. . . «

»Gewonnen? Verkaufe mir nicht die Haut, eh' Du den Löwen im Netz hast.«

»Er ist im Netz. Alles bis auf's Kleinste habe ich erfindet. Was ich weiß, Herr, das bricht ihm so sicher den Hals. . . «

»Uebereile Dich nicht! Die Clandier sind mächtig. Nur der furchtbarste Anprall wird ihn zu Boden strecken.«

»Höre und urtheile! Quintus Claudius gehört zum Bunde der Nazarener. . . «

»Unmöglich! Der Millionär ein Genosse der Bettler? Bursche, Du lügst.«

Antinous lachte.

»Nicht wahr, es klingt märchenhaft? Gleichwohl sprech' ich die Wahrheit. Mit meinem Kopfe steh' ich Dir

ein: ehe die Woche verstreicht, ist Quintus Claudius ergriffen und überführt.«

„Junge, Du bist ein Kleinod,“ rief Stephanus leidenschaftlich. »Wenn sich Alles bewahrheitet, bei den Göttern, ich will Dich in Gold fassen.«

»Mein Plan ist überaus einfach. Morgen in aller Frühe . . .«

»Genug,“ unterbrach ihn Stephanus, den die Freude unfähig machte, sich um die Einzelheiten zu kümmern. »Ich vertraue Dir und gebe Dir Vollmacht zu Allem, was Du für nöthig hältst. So wahr ich lebe, das wäre ein Sieg, ein Triumph, wie er niemals erhört gewesen! Komm her, Junge, ich muß Dich küssen!«

Er umarmte den Sklaven wie ein Unsinziger.

»Fort jetzt, fort! Ich bedarf der Ruhe.«

»Schlummere sanft!« hauchte Antinous. »Du ruhst auf Lorbeeren!«

Er eilte von dannen.

»Herrlich, herrlich!« murmelte Stephanus. »Jetzt, schöne Domitia . . .«

Er preßte im Uberschwang seiner Gefühle das Haupt in die Kissen. Ein leichter Schauer ging durch die hagere Gestalt. Die Fäuste ballten sich. Die Lippen schlossen sich fest aneinander. So entschlief er. Schwer und bänglich klangen die Athemzüge durch das matterleuchtete Zimmer.

## Fünfzehntes Capitel.

Cornelia war nach jener schrecklichen Scene im Heiligthum des Barbillus blindlings über den finstern Corridor fortgerannt, bis sie im äußersten Flügel des Hauses eine Treppe erreichte. So gelangte sie in den Hof und von dort nach dem Vorgemach, wo Parmenio und Chloë ihrer gewärtigten. »Flieht!« rief sie verzweiflungsvoll. Dann stürmte sie am Ostiarins vorüber ins Freie.

Daheim angekommen, eilte Cornelia sofort in ihr Schlafgemach. Die Fragen der guten Chloë wies sie heftig zurück. Bis zur Morgenfrühe lag sie schlummerlos in den Kissen. Ihr ganzes Wesen war aus den Angeln gehoben. Was ihr bis dahin das Heiligste und Höchste gewesen, der ganze Märchentraum ihres ekstatischen Herzens — das Alles erschien ihr mit einem Male nichtig und hohl, ein feiler Betrug, ein verächtlicher Wahnsinn. Mit dem Glauben an die göttliche Mission des Barbillus, warf sie auch den Glauben an die Allmutter Isis, ja an alles Ueber-sinnliche jäh über Bord. Es war wie ein plötzlicher Krampf, der alle Gewebe zerreißt.

In der langen, traurigen Nacht, die sie unter Thränen durchwachte, klangen ihr ganz wunderbare Stimmen an's Ohr. . . Wie oft hatte sie, halb in Träume versenkt, ihrem Oheim gelauscht, wenn er mit Ulpius Trajanus über das Wesen der Dinge, über das große Geheimniß des Weltalls redete! Sie hatte niemals begriffen, wie Cinna es wagen mochte, die Existenz der Götter zu leugnen. Jetzt wiederholte sie sich, was ihr haften geblieben. Sie sah im Geiste das klare, freudig erregte Antlitz, das in jedem Zuge den Stempel einer sittlichen Ueberzeugung trug. Sie entsann sich des tiefen Eindrucks, den die Worte Cinna's auf den ruhigen Ulpius Trajanus gemacht. . . Dann erblickte sie wieder die lächerlich-groteske Erscheinung mit dem Adlerkopfe und das gleißnerische Antlitz des Priesters. Welch' unverföhlicher Gegensatz! War aber der Priester mit seinem lustentflammten Osiris die Lüge, so mußte Cinna die Wahrheit sein. Der Schluß war nicht eben logisch, aber Cornelia philosophirte ja mit dem Herzen.

Den folgenden Tag über schlich sie umher, wie der Jüngling von Saïs, da er den Schleier gehoben. Mit Chloë sprach sie kein Wort. Es war, als schäme sie sich dieser Mitwifferin.

Gegen Mittag stieg Cornelius mit Chariflos und einem der jüngeren Sklaven zu Pferde.

»Wie schaust Du aus, Kind!« sagte er, sich von Cornelia verabschiedend. »Laß Dich nach dem Marsfelde tragen; die frische Luft wird Dir wohl thun. Mit sinkender

Dämmerung komm' ich zurück. Ich hab' Geschäfte in Africa. Sag' dies, falls irgend wer nach mir fragen sollte.«

Cornelia speiſte in vorgerückter Stunde auf ihrem Zimmer, wenn das Genießen weniger Früchte für ein Mahl gelten kann.

Als es schon dunkelte, kam ihr Verlobter. Er hatte den Tag über ganz denselben Drang nach Einsamkeit und Selbstbetrachtung verspürt wie Cornelia. Das Bewußtsein, die Schwelle einer fremdartigen Existenz überschritten und das Bündniß mit der neuen Gottheit feierlich und für alle Zeit besiegelt zu haben, ergriff ihn mit wunderbarer Gewalt. Er mußte sich die Ereignisse erst zurechtlegen, eh' er wieder hinaustrat in das wilde, stürmische Rom. Die Weltstadt, die er noch bis vor Kurzem als das eigentliche Element seines Daseins betrachtete, schaute ihn jetzt mit den feindlichen Augen des Spähers an. Jeder Quaderstein, jede Säule rief ihr spöttisches: »Quintus, hüte Dich!« Jedes Menschenantlig drohte Verrath und schmachvollen Tod. Ja, hüte Dich, Quintus, und birg dein Geheimniß wie ein Mörder die Miſſethat!

Nach und nach war der Jüngling über sich und sein künftiges Verhalten ins Reine gekommen. Alles, was übrig blieb, war die ruhige Besonnenheit und das unverbrüchliche Schweigen. Niemand durfte auch nur vermuthen, was obnehin so ungläublich schien; Niemand, — schon um des Vaters willen. Nur Cornelia, die Theure, deren reiches Gemüth ja von frühe schon jene echt nazarenische Seh-

jucht nach dem Göttlichen an den Tag gelegt, nur Cornelia sollte ganz allmählig in das große Geheimniß eingeweiht und für die Lehre Jesu Christi gewonnen werden. Der Gedanke, mit dem so leidenschaftlich geliebten Mädchen nicht Alles, nicht auch das innerste Herzensleben theilen zu sollen, war ihm so unerträglich, daß er schon jetzt beschloß, wenigstens mit dem Senkblei den Grund zu suchen, wo sein Wort späterhin anfern könne.

Daß er Cornelia allein traf, schien ihm von günstiger Vorbedeutung. Er konnte so ungestörter mit ihr verfahren.

Die Kühle des Abends erlaubte nicht das ruhige Sitzen im Peristyl. Cornelia empfing ihren Verlobten daher in des Oheim's Studirzimmer. Quintus fand sie auffallend schweigsam und angegriffen. Diese Stimmung aber dünkte ihm ganz die rechte, um von ernsten, dem Alltagsleben ferne gerückten Dingen zu sprechen.

Die Umgebung bot die erwünschte Ausrüstung. Zahlreiche Bücherrollen, darunter die Werke des älteren Plinius, lagen auf dem breiten Ebenholztische. Cinna schrieb seit geraumer Zeit an einem Werke naturwissenschaftlichen Inhalts, das in manchen Punkten über Plinius hinausging. So kam Quintus denn auf die schroffe Kluff zwischen der Weltanschauung der Michte und der des Oheims zu sprechen. Wie erstaunte er aber, als das Wesen Cornelia's ihm gänzlich verwandelt erschien, als sie bei den wärmsten Worten, die ihm beredt von den Lippen quollen

bitter lächelnd das Haupt schüttelte, als sie schließlich kurz und trocken erklärte, sie sei von der Kinderkrankheit des Götterglaubens glücklich genesen und werde Alles anstrengen, daß kein Rückfall eintrete!

Quintus war so verblüfft, daß er abbrach.

»Wir besprechen das, wenn wir frischer und freudiger sind. Heute fehlt uns die Ruhe. Du siehst bleich, Cornelia . . . «

Aus dem Hintergrunde des Zimmers erscholl ein mächtiger Seufzer. Es war Chloë, die eine Schaufel klein gehackter Kohlen auf's Becken legte.

»Das soll wahr sein!« murmelte sie wehmuthsvoll.

»Welche Zeit ist's?« fragte Cornelia, um der Freigelassenen das Wort abzuschneiden.

»Mitte der ersten Vigilie.«

»Der Oheim verspätet sich,« meinte Cornelia. »Mit Sonnenuntergang wollt' er zurück. Da hör' ich Schritte . . . «

Der Slave Parmenio trat ins Gemach und meldete den Cajus Aurelius.

»Um diese Stunde?« rief Cornelia erstaunt.

»Er hat's eilig,« sagte der Slave. »Er müsse den Herrn sprechen, um jeden Preis, und wenn er bereits zu Bette läge. Ich sagte ihm, der Herr sei nach Marcia geritten. Das schien ihm anfänglich sehr zu behagen. Dann ward er ängstlich. Er bittet um Vorlassung.«

»Sonderbar! Sag' ihm, er sei willkommen!«



Murelius trat verwirrt und aufgeregt ins Gemach. Er grüßte hastig und fragte, ob man den Cinna noch heute zurück erwarte. Die Antwort Cornelia's machte ihn nachdenklich. Als er jedoch vernahm, daß der sonst so pünktliche Mann sich jetzt schon um beinahe zwei Stunden verspätet habe, da glänzte sein Antlitz in unbegreiflicher Freude.

»Vielleicht hat er Abhaltung für mehrere Tage,« versetzte er nachdrücklich. »Sei's, wie ihm wolle, — Du gestattest mir, daß ich zwei Zeilen für ihn zurücklasse. Sollte er eintreffen, so gib' sie ihm unverzüglich! Es hängt viel davon ab.«

»Du erschreckst mich!« jagte Cornelia. »Was ist vorgefallen?«

»Verzeih', Herrin, wenn ich alles Weitere verschweigen muß. . . «

Er trat zum Tisch, nahm in fiebernder Eile das erste Blatt, das ihm unter die Finger kam, und schrieb die Worte darauf:

»Der Bataber grüßt seinen edlen Cornelius. Gefahr im Verzug. Gedenk' an Modunna!«

Er legte das Blatt zusammen.

»Sobald er kommt, — eh' er noch den Mantel von der Schulter geworfen. . . ! Hörst Du, o Herrin? Und wenn er nicht kommt — so zerstücke den Zettel oder wirf ihn ins Feuer!«

»Wenn er nicht kommt. . . Weißhalb sollte er nicht kommen?«

»Ich meine nur, wenn er heute nicht kommt. . . «  
versetzte Aurelius.

Quintus nahm den aufgeregten Jüngling bei Seite.

»Was hat sich ereignet?«

»Schlimmes, o Quintus. . . ! Man stellt dem Cornelius nach. . . Später, mein Theurer. . . ! Ich bin eilig wie ein Hirsch, dem die Meute folgt. Leb' wohl! Wer weiß. . . Bei den Göttern, mir schwirrt das Hirn. . . !«

»Du willst gehen?« fragte Cornelia.

»Ich muß. Lebt wohl! Lebt Alle wohl!«

Er stürzte hinaus nach dem Atrium, wo Herodianus und Magnus schweigend im Dunkel harrten.

»Setz so schnell als möglich nach der Wohnung des Oberpriesters! Claudia erwartet mich. Wenn sie ahnte, daß ich komme, um Abschied zu nehmen!«

Das ganze Haus lag schon im tiefsten Schlaf, als Lucilia am Posticum den Kiegel zurückschob. Claudia stand hochklopfenden Herzens im Säulengang. Leise trat der Bataver näher.

»Vergib mir, wenn ich's gewagt habe, zu so später Nachtzeit eine Begegnung zu heischen. Claudia, fühlst Du Dich stark, durch allen Wechsel der Schickungen treu an mir festzuhalten?«

»Welche Sprache, mein Cajus! Ich war so glücklich heute, so froh! Ich sah die Zukunft so rosig. . . ! Cajus, mein Geliebter, was ist geschehen? Deine Hand zittert. . . Was werd' ich hören?«

»Ich muß fort, süße Claudia. Heute noch.«

»Unmöglich! Sag', daß Du scherzest, Cajus!«

»Du sollst Alles erfahren. Nur jetzt nicht in dieser kurzen Minute! Ich lasse bald von mir hören, Claudia. Ob ich zurückkehre, das liegt im Schooß der Unsterblichen. Wenn dein Wort Dich gereut, Claudia, wenn die öde, lichtlose Fremde Dich schreckt, so besinne Dich! Du sollst nicht gebunden sein. Liebst Du mich aber von ganzer Seele, so kann uns das Schicksal nicht trennen. Du wirst die Pfade finden, die uns zusammenführen. Du wirst nicht irre werden an dem Manne deiner Wahl, was auch immer geschehen möge.«

»Cajus, Du zerreißeest mein Herz! Ich verstehe nicht — aber Du willst ja nicht, daß ich frage! Sei's darum! Ich bescheide mich. Mag kommen was will, ich bin dein Weib, Cajus, und wenn Du rufest, so folg' ich Dir. O, Ihr Götter, welch' ein herbes Geschick! Mitten im Sonnenchein. . . ! Ach, ich ertrag' es nicht!«

»O, vergib, vergib mir!« sagte Aurelius, kaum die Thränen zurückdrängend. »Ich sündige schwer, daß ich so deinen Frieden zerstöre, — aber ich konnte nicht anders. Leb' wohl, Claudia! Behalte mich lieb und vertrau' deinem günstigen Stern!«

»Leb' wohl!« schluchzte das Mädchen. »Und nicht wahr. Du sagst mir Alles, Alles?«

»Was ich kann und darf,« versetzte Aurelius. »Vielleicht,« so fügte er bebend hinzu, »sag' ich Dir das Beste

hier in Rom, im Haus deiner Eltern. Mißglückt aber, was ich plane, nun, so weiß ich, daß Eins mir bleibt, höher und herrlicher als das Größte. . . Du, meine Claudia!«

Er umschlang sie und küßte sie. Dann riß er sich los und eilte dem Pförtchen zu.

»Hab' Dank, liebe Seele,« flüsterte er, als er an Lucilia vorüber kam.

Der Kiegel schob sich vorsichtig in die Kramme. Die Hand auf Herodianus gestützt, eilte Cajus Aurelius in die mondlose Nacht hinaus.

Als er seine Wohnung erreichte, war es beinahe Mitternacht. Der Thürhüter war entschlummert. Erst nach mehrmaligem Pochen erwachte er. »Geh' nur, Antisthenes,« sagte Herodianus. »Ich schließe schon. Für heute Nacht bist Du deines Dienstes enthoben.« Der Ostiarus schlich in seine Zelle zurück. Herodianus aber schob nicht nur den Kiegel ein, sondern legte auch die große eiserne Stange, die unbenützt in der Ecke stand, rechts und links auf die Haken. Nachdem er Alles gehörig festgeschraubt, folgte er seinem Herrn, der in einem der größeren Gemächer am Peristyl den Krulenchter angebrannt und den erzgetäfelten Wand-schrank geöffnet hatte. Während Aurelius und Herodianus hier allerlei Kostbarkeiten, insbesondere gemünztes Gold in großer Masse, zusammenpакten, war Magus damit beschäftigt, im Hintergrunde des Hausgartens, der sich an den Säulenhof angeschlossen, drei auserlesene Pferde zu jatteln. Er hatte eben dem zweiten Thiere, einem prächtigen

Kappadoeier, die Gurten befestigt, als vom Eingange her drei heftige Schläge durch das schweigende Haus dröhnten.

»Wie? schon jetzt?« brummte der Gothe verblüfft.  
»Das wäre. . .!«

Mit verdoppelter Schnelligkeit warf er dem dritten Pferde den Sattel auf. Dann lauschte er athemlos.

Inzwischen war Herodianus an die Pforte gerannt.

»Was gibt's?« rief er ingrimmig

»Deffne!« gab eine rauhe Stimme zurück.

»Beim Pluto! Mein Herr empfängt nur bei Tage!«

»Deffne!« wiederholte die Stimme. »Im Namen des Stadtpräfecten!«

Herodianus überzeugte sich, daß die Eisenstange noch fest in den Haken lag. Dann lief er, so schnell er konnte, zurück nach dem Peristyl.

»Herr, bist Du fertig?« rief er athemlos ins Gemach, wo Nurelius eben ein kurzes Schwert um die Tunica schnallte. »Die Häfcher sind um zwei Stunden zu früh.«

»So mögen die Götter uns beistehen! Ich dachte, eine Botschaft von Cinna. . .«

»Ja doch! Vom Stadtpräfecten. . .! Horch! Das erschüttert das Haus in den Grundfesten. . .«

»Ich will sie beschwichtigen,« sagte Nurelius »Unter-  
dessen bewaffne Dich und sieh zu, ob die Straße am Gartenthor frei ist. Sobald Ihr fertig seid, gebt mir ein Zeichen!«

Herodianus warf die verpackten Kostbarkeiten und fünf oder sechs Beutel mit Gold in einen der großen Ledersäcke, die rings auf dem Boden lagen. Dann eilte er nach dem Garten, überreichte die Tasche dem Magus, der sie leicht um die Schulter hing, hieß ihn aufsitzen und schlich vorsichtig - rasch nach dem Pförtchen. Aurelius begab sich unterdeß nach dem Ostium, das noch immer in allen Fugen erdröhnte.

»Halt!« rief er, so laut er konnte. »Wer braucht hier Gewalt? Ich bin römischer Bürger und werde die Freveltthat zur Bestrafung ziehn.«

»Deffne, oder wir zertrümern die Thüre!« klang es von draußen.

»Das möcht' Euch übel gerathen! Wer ist's, der wie ein Räuber mein Haus bedroht?«

»Hüte die Zunge! Ich stehe hier im Namen des Stadtpräfecten!«

»Was verlangt Ihr von mir?«

»Das wirst Du hören! Deffne jetzt, oder beim Jupiter . . .!«

»Gut! Ich öffne!«

Er trat näher und bewegte den Kiegel. Wie er so das Ohr an die Thür preßte, hörte er, daß einige von den Leuten zu Pferde waren. Die Entdeckung ließ ihn beinahe erstarren. Unbeweglich hielt er die Rechte am Kiegel, den er zum Schein halb aus der Kramme geschoben.

Da ertönte vom Atrium her ein schneidiger Pfiff. Neues Leben strömte ihm durch die Adern.

»Im Augenblick!« rief er den Männern zu, die wieder ungeduldig mit ihren Speeren und Schwertern wider die Planken schlugen. »Die Stange hier will nicht weichen; ich wecke die Sklaven.«

Mit diesen Worten eilte er nach dem Garten, wo Magus, der im Corridor zwischen dem Atrium und dem Peristyl den Pfiff ausgestoßen, eben zu Pferde stieg. Wie der Wind schwang sich Aurelius in den Sattel. Das Pförtchen stand offen. Herodianus, auf dem kappadocischen Hengste, den er seit jenem Unfall im Gedränge des Marsfeldes zum Leibpferd erkoren, ritt langsam voraus. Aurelius folgte auf seinem oft erprobten Andalusier. Zuletzt kam Magus.

Eben hatte der Gothenclave das Freie erreicht, als der Schimmel des Batavers stutzte und ängstlich die Ohren bewegte. Gleich darauf erscholl ferner Hufschlag.

»Sie unreiten den Hügel,« sagte der Freigelassene.

»So müssen wir links nach der asinarischen Landstraße,« rief Aurelius. »Vorwärts! Die Jagd geht auf Leben und Tod!«

Wie ein Sturmwind fausten die Kasse von dannen. Die Gegend hier, südlich vom Cälius, war nur wenig belebt. Die vereinzelt Fußgänger, meist Leute aus den untersten Volksclassen, wichen beim Heranbrausen der Cavalcade erstaunt auf die Seite. Nach wenigen Minuten

befand man sich außerhalb des städtischen Weichbildes.

Die Nacht war sternenhell. Als Magnus bei einer Biegung des Weges den Kopf wandte, sah er deutlich, wie etwa dreihundert Schritte entfernt ein Trupp von Reitern im vollsten Galopp die Straße daher kam.

»Eins — zwei — vier — sechs,« zählte er still vor sich hin. Dann faßte er mit der Hand nach dem Schwertgriff und gab dem Kofse, das um einige Ellen zurückgeblieben, von Neuem die Sporen.

»Verwünscht!« rief Aurelius. »Wir kommen so von der Richtung ab. Der nächste Weg führt über Ardea.«

Magnus spähte hinaus in die Dämmerung. Sein Falkenauge, das die finsternen Nächte am Gestade des Nordmeeres gewohnt war, entdeckte bald, daß fünf- oder sechshundert Schritte südostwärts ein Seitenweg in der Richtung der appischen und ardeatinischen Straße quer durch's Gelände schnitt. Er setzte seinen Gebieter in Kenntniß.

»Gut! Versuchen wir's!«

Die Stelle, die der Gothe erspäht hatte, war im Augenblicke erreicht. Mit starker Hand warf man die Pferde herum und sprengte nun querfeldein auf dem ungepflasterten Seitenweg. Laut hallte der Hufschlag der Verfolger durch die schweigende Nacht. Jetzt verstummte er plötzlich. Die Soldaten waren gleichfalls auf den Lehmboden des Querspfades gelangt.



»Sie reiten wie die Walkyren!« sagte der Gothenclave.

Mit unheimlicher Geräuschlosigkeit ging die laufende Jagd an Hütten und vereinzelt Landhäusern, an Bäumen und Hecken vorüber, bis die hölzerne Brücke des Almo erreicht war. Magus voran, sprengte die Cavalcade hinüber.

Eine unermessliche Reihe von Willen, die sich am westlichen Himmel abhob, verkündete jetzt die Nähe der Via Appia. Von dort war es nur wenige hundert Schritte bis zur Via Ardeatina . . .

Unterdessen war die Entfernung zwischen Flüchtlingen und Verfolgern ziemlich die gleiche geblieben. Nur einer von den Reitern des Stadtpräfecten ließ den Trupp seiner Genossen zurück und kam mit jeder Minute näher. Eben durchschritt man die Via Appia, als der Krieger den Speer schleuderte. Der Wurf ging dem Thiere des Herodianus hart am Kopfe vorüber. Es sprang auf die Seite und bäumte sich. Dann rast' es mit verdoppelter Schnelligkeit hinter Magus und dem Bataver drein.

Übermals vergingen fünf oder sechs Minuten. Keiner der Flüchtlinge bekümmerte sich jetzt mehr um den andern. Jedes Umblicken, jede Bewegung konnte verhängnißvoll werden. Die Entfernung zwischen dem Kriegsmann und seinen Genossen betrug jetzt ungefähr zweitausend Schritte. Dem Herodianus saß er dicht auf den Fersen. Die Via Ardeatina war längst erreicht. Es konnte nicht mehr weit sein bis zum Drakel des Faun, wo die Straße nach dem alten Lavinium und weiter gen Laurentum und Ostia

abfog. Da preßte der Soldat mit verzweifelter Anstrengung sein Kopf dicht an Herodianus heran, zog das Schwert und bohrte es dem Thiere des Freigelassenen bis an's Hest in die Weichen. Wie vom Bliß getroffen brach der Kappadocier zusammen. Herodianus aber flog, den Kopf nach vorn, aus dem Sattel und hätte wahrscheinlich alle Knochen im Leibe gebrochen, wenn nicht ein Erdwall, mit weichem Rasen bedeckt, die Wucht des Sturzes gemildert hätte. Der Soldat, der sein Thier nicht so rasch hemmen konnte, schoß noch um einige Pferdellängen an dem Erdwall vorüber. So fand Herodianus Zeit, sich emporzurichten und seine Klinge zu ziehen. Kaum stand er hieb- und stoßfertig, als der Krieger zurücksprengte und ihm zurief, er solle das Schwert ausliefern und sich gefangen geben.

»Nicht so eilig!« versetzte der Freigelassene, den jetzt nach überstandnem Schrecken die Wuth ergriff. »Der Wall hier ist meine Festung. Komm und belagre mich!«

»Dummkopf!« schrie der Soldat. »Noch einmal: wirf die Klinge fort, oder ich tödte Dich!«

Eben gab er seinem Hengste die Sporen, um über jenen Erdwall hinaus den Freigelassenen zu Boden zu reiten, als Aurelius mit entblößtem Schwerte heransprengte. Er hatte noch rechtzeitigkehrt gemacht, um den ehrlichen Herodianus zu retten. Mit solchem Ingrimm warf er sich auf den Söldling, daß dieser nach kurzer Vertheidigung eilig den Platz räumte. Aurelius hatte ihm eine tiefe Wunde am Oberarm beigebracht.

»Wo ist dein Pferd?« rief der Bataver.

»Dort am Grabenrand. Der Bube hat's abgeschlachtet.«

»Tritt heran und sitz' auf!« sagte Nurelius. »He, Magus! Was suchst Du?«

Der Gothenclave war eben mit verhängtem Zügel vorbeigesprengt.

»Magus!« rief der Bataver ängstlich. »Mensch! Was beginnst Du?«

Dann zu Herodianus gewandt: »Nun? — Flieh! Mein Schimmel trägt Zwei!«

»Bah! Hältst Du den alten Herodianus für einen Schurken? Lieber fall' ich den Gannern dort in die Hände, als daß ich auch Dich in's Verderben reiße.«

»Hier! Aufgefressen!« erklang jetzt die Stimme des Gothen. Er hielt den Kappen des Söldlings mit der Linken am Zügel. Der Reiter selbst lag hundert Schritte weiter abwärts am Wege.

»Heil dem Sieghaften!« rief Herodianus. »Das nenn' ich rasche Vergeltung!«

»Ist ein Germane wie ich,« brummte Magus entrüstet, »und schämt sich nicht, wie ein Spürhund auf seine Brüder zu fahnden. Ich hab's ihm eingetränkt, bei den Raben des Odin!«

Herodianus schwang sich mit keuchender Anstrengung in den Sattel.

»Fertig!« rief er, da er sich zurecht gesetzt und die Zügel gepackt hatte.

Und von Neuem sprengten sie dahin über die hallende Straße.

Es war die höchste Zeit. Sie hörten noch, wie die Reiterchaar fluchend bei ihrem Kameraden anlangte, der in Folge des Sturzes und des Blutverlustes die Besinnung verloren hatte.

»Pack' ihn auf, Neolus!« rief der Führer der kleinen Abtheilung. »Das Schwarze dort hinter den Pinien ist Urdea. Dort laß ihn beim Schänkwirth!«

Während einer der Kriegsknechte den Betäubten zu sich auf's Pferd nahm, trabten die andern mit erneutem Eifer hinter den Flüchtlingen drein. Aber die Anstrengung war doch zu maßlos. Noch ehe sie Urdea erreicht hatten, stürzte eines der Thiere, die Mästern mit Blut überströmt. Auch die übrigen kenchten so fürchterlich, daß der Führer die Unmöglichkeit einer weiteren Verfolgung einsah und den Befehl gab, Schritt zu reiten. Nach zwanzig Minuten erreichten sie so das nördliche Stadthor und pochten den Wirth heraus.

Nurelius, Magnus und Herodianus waren im bisherigen Tempo fortgeritten, bis das Städtchen etwa tausend Schritte zurücklag. Dann machten sie Halt, um zu lauschen. Als in der Richtung nach Urdea nichts zu sehn noch zu hören war, vergönnten sie sich einen Schluck jetinischen Weines, und nun ging's weiter in bequemerer Gangart.

So gelangten sie nach Verlauf einer Stunde in das nächtliche Antium. Alles war hier wie ausgestorben. Kein menschliches Wesen in den verödeten Gassen. Am nordwestlichen Ende des Hafens lag die Trireme. Zu seiner freudigsten Ueberraschung fand Nurelius schon die Barke bereit, die ihn und seine Getreuen an Bord bringen sollte. Er war also nicht der Erste.

»He, Chrysostomus!« rief er, sein Pferd zum Strande führend. »Wie steht's?«

»Gut, Herr. Wir warten hier seit Einbruch der Dunkelheit. Deine Freunde sind sämmtlich zur Stelle. Vor einer halben Stunde kam der Greis mit dem schneeigen Haupthaar, Coccejus. . . . Der war der Letzte.«

Magus und Herodiamus schritten voran, Nurelius folgte. Das Roß des Stadtsoldaten und das des Magus ließ man zurück; der Schimmel des Nurelius wurde mit eingeschifft. So stieß denn die Barke vom Ufer, schnitt quer durch den Hafen und brachte die Gesellschaft glücklich an Bord.

---

## Schzehntes Capitel.

**A**m folgenden Morgen verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Schreckenstunde: zahlreiche, zum Theil hochangesehene Bürger seien in der Stille der Nacht vom Stadtpräfecten verhaftet und nach dem Staatsgefängniß geschleppt worden; andere, darunter die Senatoren Cornelius Cinna und Marcus Cocceius Nerva, hätten sich dem gleichen Schicksale durch die Flucht entzogen.

Nach dem tollkühnen Auftreten Cinna's bei den Schlußverhandlungen über das Christengehök war das Vorgehen des Palatiums nicht allzu verwunderlich. Auch Nerva schien, nach den Begriffen damaliger Staatsklugheit, längst zum Untergang reif. Daß aber eine Reihe von Persönlichkeiten, die bis dahin als völlig harmlos gegolten, daß selbst ein Jurinß verhaftet worden, das legte sich wie ein peinvoller Druck auf alle Gemüther. Jedermann, den die Verborgtheit und Niedrigkeit seiner Stellung nicht deckte, begann zu fürchten. Selbst die Bevölkerung der Subura schien diesmal von der Beklommenheit der höheren Stände in Mitleidenschaft gezogen. Das Schreien der Kleinhändler

und Straßenverkäufer klang minder aufdringlich. In den Garfküchen und Barbierstuben herrschte zwar dichtes Gedränge, aber man sprach abgedämpfter und heimlicher. Allenthalben begegnete man ängstlichen, mißtrauischen Gesichtern.

Was den Bürgern der Siebenhügelstadt am meisten zu denken gab, war die Thatsache, daß gerade die offenkundigsten Gegner des Imperators entkommen waren. Das verrieth eine straffe und wohlgeplante Organisation: das kam bei dem großen Einflusse und dem hohen Ansehen der Flüchtlinge beinahe dem offenen Kampfe gleich. Es war voranzusehen, daß Nerva und Cinna nicht so ohne weiters in die Verbannung gehen, sondern Alles anstrengen würden, um siegreich zurückzukehren. Man erzählte sich viel von den Verbindungen dieser beiden Männer in den Provinzen, namentlich im Iugdunensischen Gallien. Diese Verbindungen, gehörig ausgenutzt, konnten Angesichts der tiefgehenden Verstimmung über die Domitianische Tyrannei zu gewaltigen Katastrophen führen. Wenn nur zwei oder drei Legionen, unter der Führung eines kampfsentschlossenen Befehlshabers, die Fahne der Empörung erhoben, so war die Herrschaft des Kaisers möglicherweise ernstlich gefährdet. Man erinnerte sich noch aus den Tagen des Nero, wie rasch das Feuer der Revolution um sich griff, wenn der Brennstoß durch eine vieljährige Mißregierung so berg- hoch emporgethürmt war. Auf die Prätorianer war nur bedingungsweise zu zählen. Ihre Anhänglichkeit war

lediglich eine Geldfrage. So lange sie glänzend bezahlt wurden, traten sie für den Cäsar ein. Diese Art von Treue aber konnte über Nacht in ihr Gegentheil umschlagen.

Andererseits schien jedoch die Geräuschlosigkeit, mit der die Verhaftungen vor sich gegangen, und die sichere, selbstbewußte Ruhe, die auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens herrschte, für die ungechwächte Kraft der Regierung zu bürgen. Im Palatium befand sich heute nur die übliche Eine Cohorte auf Wache. Die Morgen-Audienz war zahlreich besucht. Der Senat versammelte sich zur gewohnten Stunde. Domitianus begab sich in seiner Sänfte, nur von einer mäßigen Abtheilung prätorianischer Soldaten begleitet, in die Sitzung. Auf den folgenden Tag war ein Wettrennen im Circus Maximus angelegt. Gleichzeitig verkündeten die *Acta Diurna*, das römische Amtsblatt, in officieller Form den Entschluß des Imperators, sein geliebtes römisches Volk durch die Feier großartiger, in dieser Pracht und Ausdehnung noch niemals dagewesener Säkularspiele zu erfreuen. Kurz, in den Kreisen des Palatiums herrschte eine Festigkeit, eine Gleichmüthigkeit, die, consequent durchgeführt, nicht ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung bleiben konnte. Dazu kam, daß ein dunkles Gerücht erzählte, die Entkommenen seien mit Vorwissen der Regierung gewarnt worden, da sich der Cäsar die Peinlichkeit habe ersparen wollen, Leute wie Nerva, Cinna, Trajanus, vor die Schranken des Senates zu fordern. Nicht



also etwa der Ungeschicklichkeit, sondern der Großmuth des Kaisers verdanke sich ihr Entweichen.

Ogleich man im Palatium von solcher Großmuth Nichts wußte, nährte man doch geflüßentlich diese Auffassung.

Unterdeßsen beschwor Clodianus den Kaiser bei allen Göttern, die Verrätherei, die hier offenbar geübt worden sei, bis auf's Blut zu verfolgen. Der Schuldige könne sich nur in der nächsten Umgebung des Imperators finden. Ob Domitianus gewiß sei, daß jene Tafel mit der Liste der Proscribirten nicht in unrechte Hände gefallen.

Da ihm der Kaiser versetzte, er habe die Tafel zu keiner Tages- und Nachtzeit von sich gelassen, erinnerte Clodianus an jene Ohnmacht und warf eine halbverhüllte Bemerkung hin, die etwa den Leibarzt verdächtigen konnte. Domitian schien geneigter, den Verräther unter den Lenten des Stadtpräfecten, als im Palatium zu suchen. Jedenfalls machte der Eifer, den Clodianus bei diesem Anlaß bekundete, einen vortrefflichen Eindruck. Der Kaiser glaubte fast, sich geirrt zu haben, und im Geiste erwog er, ob der verhängnißvolle Nachtrag auf der hölzernen Tafel nicht dennoch zu streichen sei. . .

Clodianus gewahrte diese innere Wandlung mit dem Scharfblicke eines Hellsehers. Sie erfüllte ihn mit Genugthuung, denn sie erhöhte die Aussichten gewisser Pläne, über deren Einzelheiten er selber noch im Unklaren war. Als der Drang der Geschäfte ihm Zeit und Stimmung ließ, begab

er sich nach dem Landhause am pränestinischen Wege, wo er in Gemeinschaft mit Stephanns jene Einzelheiten greifbar zu gestalten versuchte.

Im Laufe des Nachmittags ward es ruchbar, daß unter den Flüchtlingen sich auch Cajus Nurelius befand. Vaucis, von den Kaufhallen des Marsfeldes zurückkehrend, brachte die Botchaft nach dem Hause des Oberpriesters.

Kurz zuvor hatte Claudia von Nurelius ein Schreiben erhalten. Der Brief datirte von gestern und war noch vor der letzten Begegnung verfaßt. Er enthielt das Bekenntniß, Nurelius habe Theil genommen an den Bestrebungen freiheitsliebender Vaterlandsfreunde. Diese Bestrebungen seien verrathen worden. Er flüchte jetzt wie ein Frevler, aber er hoffe auf dereinstige Wiederkehr in ein freies, glückliches Rom.

Claudia hatte sich mit diesem Briefe in ihr Zimmer geflüchtet. Sie las und las, bis die Augen ihr übergingen. Nur allzugut wußte sie, was diese Botchaft bedeutete. Sie hörte im Geiste schon die Stimme des Vaters, dessen Wilde sich jetzt in die finstere Unnahbarkeit des kaiserlich gesinnten Staatsbeamten verwandeln mußte.

Unterdeß erging sich die Familie des Oberpriesters in aufgeregtem Gespräch über die so völlig unerwartete Nachricht. Man saß in einem der größeren Wohngemächer am Säulenhof, unweit der Stelle, wo Nurelius am verwichenen Abend von seiner Claudia Abschied genommen. Außer dem Elternpaar und Lucilia waren auch Quintus und Cornelia zugegen. Sie hatten gestern bis lange nach Witternacht auf

die Rückkehr des Cinna gewartet und sich dann in höchster Besorgniß getrennt. Der hastige Besuch des Aurelius und der Zettel mit der kaum verständlichen Warnung, den er zurückgelassen, schien nichts Gutes zu weisagen. So begaben sich denn Beide in aller Frühe nach dem Hause des Oberpriesters, wo sie Auskunft und Rath erhofften. Titus Claudius war in der That, noch eh' er sich vom Lager erhoben, durch den Oberkämmerer Parthenius von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt worden. Er empfing die leidenschaftlich bewegte Cornelia mit einem Gemisch von Strenge und Theilnahme. »Ich kenne niche alle Motive,« sagte er finster, »die den Maßnahmen des Imperators zu Grunde liegen. So viel scheint mir gewiß, daß hier ein Act der Nothwendigkeit und der staatlichen Selbstvertheidigung ausgeübt worden ist. Als Beamter des Reiches und als Vater deines Verlobten kann ich Dir nur den wohlgemeinten Rath geben, mit dem Flüchtling keinerlei Verbindung zu unterhalten. Ich verspreche Dir, beim Kaiser dafür zu wirken, daß man die weitere Verfolgung der Entwichenen aufgibt und die Verbannung aus dem Reiche oder vielleicht nur aus Italien als hinlängliche Strafe betrachtet.« So hatte Titus Claudius gesprochen, und von da ab war von Cinna nicht weiter die Rede gewesen. Jetzt betheiligte sich Cornelia an dem Gespräche über Cajus Aurelius ruhiger als alle Uebrigen. Durch die Worte des Priesters war ihr Troß erregt worden und sobald dies geschah, war sie Meisterin in der Selbstbeherrschung.

Als Claudia, nach Möglichkeit gefaßt, wieder in's Wohngemach trat, verrieth ihr ein flüchtiger Blick in das sorgenvolle Antlitz des Vaters, daß er innerlich die Sache bereits entschieden habe. Aus diesen Zügen sprach der ganze, mühsam bekämpfte Schmerz über das Weh, das er im Zwang der Nothwendigkeit seinem Kinde bereiten mußte; aber gleichzeitig auch das klare Bewußtsein, daß Nichts, absolut Nichts diese Nothwendigkeit zu erschüttern vermöchte. Sein Auge, das lange, lange auf der hocherglühenden Tochter ruhte, war so beredt, daß Claudia alle Willenskraft anstrengen mußte, um nicht laut aufschluchzend in Lucilia's Arme zu stürzen. »Vergiß, daß jemals ein Aurelius gelebt hat!« so rief jener traurige Blick. »Wohl konnte ich den Ruhm einer vielhundertjährigen Ahnenreihe und den Glanz meines Hauses bei Seite setzen, nicht aber die Ehre des Staatsbürgers. Ich konnte meinen Stolz opfern, nicht aber meine Pflicht. Dem unbekanntem Jüngling, dem Provinzbewohner von lichtloser Geburt hätte ich meine Tochter gegeben, so schwer es mich ankam: dem Hochverräther nimmermehr, und trüg' er den senatorischen Purpur! Gajus Aurelius ist todt — für Dich, für mich, für sein Vaterland. . . «

Die Einzige, die inmitten dieser gedrückten Stimmung ihren guten Humor nicht einbüßte, war Lucilia.

»Wer weiß, wie das Alles zusammenhängt,« sagte sie tröstend. »Ist nicht auch Sextus Furius verhaftet? Der war doch gewiß das Ideal friedlicher Bürgertugend!

Jrgend ein garstiger Angeber wird ihn heimlich verflatscht haben, und just so verhält sich's auch mit Aurelius. Daß der nicht Lust verspürte, sein hübsches Wohnhaus mit dem Staatsgefängnisse zu vertauschen, — das find' ich begreiflich. Seine Unschuld kann ja auch so an den Tag kommen.«

»Nur der Schuldbewußte entflieht,« sagte der Jupiterpriester. »Wer sich fälschlich angeklagt weiß, der bleibt an Ort und Stelle, um sich zu rechtfertigen.«

»Jawohl,« versetzte Lucilia. »Als wenn niemals ein Unschuldiger verdammt worden wäre! Offen gestanden, ich hätt' es geradejo gemacht. Es ist unangenehm, ein Brettspiel mit anzusehen, wenn man selber der Einjaz ist. Laßt uns nur Alles aufbieten, um der Sache schnell auf den Grund zu gehen. Wenn Aurelius wirklich Rebell wäre, würde dann der Oberkämmerer nicht auch ihn genannt haben, als er Dir heute früh die Namen der Entflohenen und der Verhafteten mittheilte?«

»Parthenius war in der größten Eile. Er nannte mir nur die Gefährlichsten, nur die Rädelsführer. Es mag ja sein, daß Aurelius zu den Verführten gehört...«

»Siehst Du wohl?« rief Lucilia lebhaft. »Und Verführte muß man begnadigen!«

»Begnadigen!« wiederholte Cornelia. »Wem's gefällt, der mag sich's gefallen lassen!«

»Ach, Ihr mit Eurem ewigen Römerstolz! Das war gut für die Republik! Oh' ich wie ein Ausgestoßener fern

im Glend herum laufe, geb' ich doch zu, daß ich thöricht gewesen! Ihr müßt fortschreiten mit der Culturentwicklung. Das Kaiserthum hat sich nun einmal festgenistet . . . «

»Du mühst Dich vergebens, den Ernst in Scherz zu verkehren,« sagte der Oberpriester. »Ich habe mich schwer getäuscht in diesem Aurelius . . . Ich hielt ihn für offen und zuverlässig, für einen ehrenhaften Charakter . . . «

»Vater!« rief Claudia, am ganzen Leibe zitternd. »Ich ertrag' es nicht, daß Du so von dem Manne redest, den ich für den treuesten und edelsten aller Menschen halte!«

»Wie, meine Tochter . . .? Auch jetzt, nachdem er als Verbrecher flüchtig geworden?«

»Auch jetzt!«

Quintus und Cornelia richteten ihre fragenden Blicke erst auf den Priester und dann auf das junge Mädchen.

»Was soll ich's bergen?« rief Claudia. »Auch Ihr dürft's hören, und die ganze Welt soll's erfahren, daß ich ihn liebe, daß er mein Eigen ist jetzt und immerdar!«

»Armes Kind!« sagte der Priester. Lucilia aber trat auf sie zu und führte sie langsam hinaus. In der Einsamkeit ihres Zimmers wick die Kraft, die ihr eben noch so elastisch die Adern geschwellt. Claudia sank der Schwester an's Herz und weinte lange und bitterlich.

Der Oberpriester verschloß sich bis zur Stunde der Hauptmahlzeit einsam in sein Studirgemach. Die Bot-

schaft, die ihm Parthenius gebracht, und insbesondere die Flucht des Cinna und des Nurelius hatten ihn mächtig erschütteret. Vollends der Aublick des jungen Mädchens, das so schön, so muthig für seine Liebe einstand, und doch — denn darüber war kein Zweifel möglich — für immer entsagen mußte! Das war ihm wie ein Dolchstoß mitten durch's Herz gegangen. Er rang nach Festigkeit, nach gefühlloser Strenge. Er sagte sich, das wahre Mitleid beruhe hier in der Schroffheit und der äußersten Härte. Jedes Schwanken, jeder Ausflug einer weichherzigen Stimmung werde dem armen Geschöpf das Unvermeidliche nur erschweren. Das menschliche Herz ertrage leichter die plötzliche Zertrümmerung seines Glücks, als das Hinfliegen unter dem Hauch einer schwachen Hoffnung, die zu ohnmächtig ist, um die Flamme des Lebens anzufachen, und zu stark, um sie gänzlich erlöschen zu lassen.

Viele Stunden lang saß der sonst so klare und besonnene Mann wie geistesabwesend über den Tisch gebeugt. Wäre Sextus Furinus nicht mit unter den Opfern jener nächtlichen Razzia gewesen, Titus Claudius hätte noch vor Schluß der Woche die Vermählung seiner Tochter mit diesem Bewerber in Scene gesetzt. Gerade die scheinbare Grausamkeit einer solchen Maßregel dünkte ihm heilsam. Nun aber war auch Furinus — allerdings unbegreiflicher Weise — nach den mamertinischen Kerkeru gebracht worden. Was war zu thun?

Claudius erwog den Plan einer Reise. Er dachte an Quintus, der schon im vorigen Jahre die Absicht geäußert, einige Monate in Athen zu verbringen. Das Haus der Claudier zählte in der attischen Hauptstadt mehrere hochangesehene Gastfreunde, die das Geschwisterpaar mit tausend Freuden aufgenommen und wie die eigenen Kinder gehegt und gepflegt hätten. Kaum gefaßt, ward dieser Plan jedoch wieder verworfen. Die ungünstige Jahreszeit stand vor der Thüre. Der Südweststurm, der vor einigen Tagen an der ganzen Küste von Latium und Campanien tobte, hatte fündlich von Antium große Verheerungen angerichtet. Die Schifffahrt war so gut wie geschlossen; ohne Noth wagte sich Niemand mehr auf die offene See. Zuletzt kam der Priester zur Ueberzeugung, Claudia werde ihren Schmerz doch am ersten noch im Elternhause und im altgewohnten Geleise ihres täglichen Lebens verwinden. Er beschloß daher, dem armen Kinde ruhig und eindringlich auseinanderzusetzen, daß Nurelius ewig für sie verloren sei, und dann die Sache stillschweigend als abgethan zu betrachten.

In gepreßter Stimmung nahm die Familie das Mahl ein. Quintus und Cornelia waren als Gäste geblieben. Claudia ließ sich entschuldigen; sie werde später nach dem Wohngemach kommen.

Nach aufgehobener Tafel, während Lucilia, Octavia und das Brantpaar noch im Peristyl auf und ab schritten, begab sich der Oberpriester in's Gemach seiner Tochter.



Nicht ohne Herzklopfen hieß er die Sclavin, die vor der Thüre saß, den Vorhang zurückschieben. Wehmuthsvoll überschritt er die Schwelle, die zu dem freundlichsten und zierlichsten Raume des Hauses führte. Hier hatte sich Claudia ein reizendes Heim für ihre Studien und Liebhabereien geschaffen. Weiter nach rechts lagen die Zimmer, die sie gemeinsam mit Lucilia bewohnte; hier aber herrschte nur sie, und Alles, was den Raum füllte, trug den Stempel ihrer persönlichen Eigenart. Die anspruchlosen und doch geschmackvollen Möbel paßten so ganz zu der lieblich-edlen Einfachheit der Bewohnerin. Da hing an rothseidenem Bande ihre goldverzierte Kithara, die Vertraute ihrer stillen Träume und Wünsche. Da lagen, in elfenbeinernen Kästen aneinander geschichtet, ihre Lieblings-schriftsteller, rechts die römischen, links die griechischen, vor Allen Homeros, Sophokles und die Oden der Sappho. Da standen kostbare Vasen aus edlem Sardonix, Statuetten aus parischem Marmor, und in purpurstrahlender Nische der Kopf des Jupiter, nach dem weltberühmten Meisterwerke des Phidias. Auch eine silberne Spindel und ein kleiner Webstuhl war hier zu sehen. Dazu allerlei scherzhafter Tand, wie ihn die jungen Leute während des Saturnalienfestes zu schenken und zu erhalten pflegten. Kurz, das allerliebste Gemach verrieth sich in jedem Zuge als der Aufenthalt eines lebensfrohen, angeregten, glücklichen Mädchens. . .

Und nun . . . ?

Aber wie erstaunte der Priester, als ihm statt des geknickten, weinenden Kindes, das er zu finden glaubte, voll milder Hoheit die ernste, kraftbewußte Jungfrau entgegentrat, ruhig und seelenstark, und ganz vom Schimmer eines wehmüthig-heitern Vertrauens durchleuchtet!

Claudia hatte sich in der Einsamkeit ihres Zimmers die Ereignisse und ihre Folgen zurechtgelegt. Sie hatte ihr Herz gefragt und ihre Pflichten geprüft. Da löste sich das Verworrene, und das Dunkel ihrer Stimmung erhellte sich. Es war zwecklos, über das Unabänderliche zu grübeln: es galt hier nicht, zu erwägen, ob Aurelius weise gehandelt, als er sich den tollkühnen Bestrebungen der Verschwörer angeschlossen. Auch das Recht oder Unrecht dieser Bestrebungen trat ganz und gar in den Hintergrund. Claudia wußte nur Eins: sie liebte ihn und sie hatte ihm Treue gelobt. Hiermit war ihr Schicksal entschieden. Wie ihr aus all' der Trübsal diese Erkenntniß hervorbrach, da kehrte ihr wie von Himmelshöhen die Ruhe zurück. Sie wußte jetzt, wie sie zu handeln hatte, mochte da kommen, was immer wollte. Sie kannte das Ziel, dem ihr ganzes Dasein entgegenstrebte, und so wollte sie denn ergebungsvoll warten, bis die Götter ihr einen Pfad zeigten, den sie gehen könnte. Daß sie jenes Ziel niemals aufgeben, daß keine Macht der Erde im Stande sein würde, ihr Herz von seiner Liebe zu reißen, das stand ihr so fest, wie der Glaube an diese Liebe selbst. Alle Kämpfe, die nun über dies arme Herz hereinbrechen mochten, waren unabweißliche Fügungen des

Fatum's, über die kein Mensch und keine Gottheit hinaus konnte. Noch hoffte Claudia auf die Möglichkeit einer glücklichen Lösung mit dem Vater, denn die Liebe ist unererschöpflich an Hoffnungen. Wenn aber das Schicksal es anders beschloß, dann war es ihr klar: die Lösung mußte auch ohne den Vater, ja schlimmsten Falls gegen den Vater angestrebt werden, und diese Nothwendigkeit stimmte sie in all' ihrer Zuversicht wehmüthig.

Titus Claudius verstand den Ausdruck ihrer Gesichtszüge falsch. Die ruhige Entschlossenheit hielt er für die Ergebung der gehorjamen Tochter, die stumme Wehmuth für den Schmerz der Entjagung. So trat er denn voll innigster Rührung auf Claudia zu, umarmte sie, küßte sie und überhäufte sie mit zärtlichen Lobsprüchen. Beschämt, fast schuld- bewusst, nahm Claudia die Liebkosungen des Vaters hin. Dann hob sie bittend die feuchten Augen.

»Laß uns von all' dem fürder nicht reden, Vater,« jagte sie leise. »Die Zeit wird ja lehren, ob er schuldig ist oder nicht. Von mir sollst Du kein Wort der Klage vernehmen. Ich werde mich fassen! ich werde sein, wie ich immer gewesen, ein wenig ernster vielleicht, aber keine Kopfhängerin. Nur erwähnt ihn nicht! Redet nicht hart von ihm! Ich erträug' es nicht, Vater!«

»Du bist mein kluges, verständiges Kind,« flüsterte Claudius, das Mädchen fest in die Arme schließend. »Wahrlich, daran erkenn' ich mein Fleisch und Blut! Die Güte Jupiter's möge Dir Kraft verleihen, diese unglück-

liche Liebe aus dem Herzen zu reißen! Ich weiß, mein Kind, wir Claudier haben ein tiefes Herz, und was dort einmal Boden gefaßt, das schlägt gar gewaltige Wurzeln. . . Aber die Natur gab uns auch den unbengsamen Willen und den trotzigem Muth, der vor keinem Kampfe zurückschreckt. Fühlst Du Dich gar zu gramerfüllt, wird der Kampf Dir zu schwer, so flüchte an die Brust deines Vaters, Claudia, und vergiß nicht, daß jeder Schmerz, der deine Seele bewegt, doppelt und dreifach in der meinigen nachzittert!«

Claudia weinte laut auf. Noch einmal warf sie sich, von wildem Weh ergriffen, dem theuren Vater in die treu-beschirmenden Arme. Dann, alle Kraft zusammennehmend, rieß sie sich los, schaute ihn lächelnd an und sprach, sich die Thränen trocknend:

»So! Nun bin ich wieder wie einst! Geh', Vater, geh' zu den Andern! Ich folge im Augenblick!«

Der Oberpriester entfernte sich. Claudia warf sich zu Boden, küßte den Fleck des Teppichs, wo er gestanden, und hob dann knieend und den schlanke Körper zurückgebengt, die Hände zu den Göttern empor.

»Bernichtet mich, Ihr Himmlischen, wenn ich freule,« hauchte sie mit zuckender Lippe, »aber Ihr wißt es, Ihr Allgütigen, Ihr Allweisen, ich kann nicht anders!«

---

## Siebzehntes Capitel.

Nitternacht war vorüber. Die Christen der Subura hatten sich wieder in jenem Steinbruch zwischen der appischen und der labicanischen Straße versammelt. Unter ihnen befand sich Quintus, der heute zum ersten Mal in den Kreis der Gemeinde trat.

Der unterirdische Raum — nicht jener kleine, viereckige, wo Eurymachus auf der Matte gelegen, sondern ein größeres, länglichrundes Gewölbe, dessen natürliche Bogen hin und wieder durch künstliche Strebepfeiler gestützt wurden — war durch die Lampen eines fünfarmigen Leuchters erhellt, der von der rauchgeschwärzten Decke herabhing. Rechts und links an den Wänden lief eine Sitzreihe von natürlichem Tuffstein entlang. Hier saßen, meist in ärmlichen Kleidern, die Frauen und Mädchen, während die Männer im Hintergrunde des Raumes theils standen, theils auf hölzernen Stühlen saßen oder am Boden kauerten.

Quintus lehnte glauzerfüllten Auges an dem aufgemauerten Pfeiler, der in der kürzeren Rückwand des

Mannes eine halbkreisförmige Mische abschloß. Ihm gegenüber, am Gegenpfeiler, stand Thrax Barbatus, die sehnigen Arme über die Brust gekrenzt.

Die Aufmerksamkeit der Versammlung hatte sich von Quintus, der mit scheuem Stammen als Mitglied der jungen Gemeinde begrüßt worden war, allmählig nach einer anderen Richtung gelenkt. Hinter einem der Lehnsessel ragte die hohe Gestalt eines schier neunzigjährigen Greises empor. Die noch immer straffe Haltung und das wettergebräunte Antlitz ließen den Soldaten erkennen. Und doch lag ein Ausdruck von rührender Milde und Weichherzigkeit in den Zügen, ein wehmüthig zarter Schimmer, der den freundlich beredten Mund und die halbgeschlossenen Augen umspielte. Diese Augen waren erblindet, ausgelöscht durch die öde Dampfsheit sardinischer Bergwerke, die den Alten drei volle Jahre lang lebendig begraben hatten. Sie waren das Licht gewohnt und die freie Himmelsluft, die lecken, frischen Augen des Kriegsmannes, und da Tigellinus, der Günstling des Kaisers Nero, ihn einsperrte, weil er sich sträubte, ein falsches Zeugniß zu leisten, so wurden sie krank und trübe in der lichtlosen Tiefe, bis sie zuletzt in ewige Nacht versanken. Der Sturz des Nero befreite ihn. Von mitleidigen Schiffern an Bord genommen, kam er nach Athen und zuletzt nach Korinth, wo die Glaubensgenossen ihn brüderlich aufnahmen und für seinen Unterhalt sorgten. Jahrelang lebte er so in der Stille als ein eifriges Mitglied der jungen Gemeinde und als treuer Pfleger des Evangeliums.

Dann aber hielt's ihn nicht länger. Das Heimweh nach Rom, seiner Vaterstadt, die er trotz all' ihrer Sünden und Irthümer mit der ganzen Blut eines echten Römers liebte, ward von Tag zu Tag unwiderstehlicher. Ein ägyptischer Kaufherr, der ihm wohlwollte, brachte ihn gelegentlich einer größeren Seereise nach dem Hafen von Ostia. Viele Wochen hindurch hatte der Greis vergeblich alle vierzehn Regionen der Hauptstadt durchwandert, um irgend einen seiner ehemaligen Freunde zu finden. Sie waren ohne Ausnahme weggestorben. Da setzte er sich, trauernd über den Stab gebeugt, am Rande eines Springbrunnens nieder, unweit des Quirinischen Tempels. So fand ihn Enterpe, die von Mitleid ergriffen das Wort an ihn richtete. Bald erkannten sich die Beiden als Genossen desselben Glaubens, und hiermit war das Schicksal des greisen Calenns bis auf Weiteres entschieden. Seit vier oder fünf Tagen theilte er die Wohnung des Diphilus, und wenn dies Anfangs für den Zimmermann ein Opfer gewesen, so hatte jetzt die Freigebigkeit des Quintus Claudius ihn aller Sorge enthoben.

Calenns erzählte der stummbewegten Gemeinde von den Tagen der Jugend, da er als Krieger in Palästina gestanden. Schauernde Andacht malte sich auf allen Gesichtern.

»Ja, ihr Geliebten,« sprach er, und seine Stimme ward dunkler und wehevoller, »ich entsinne mich jedes einzelnen Zuges, als hätt' ich's gestern erlebt . . . Und doch

ahnte ich nicht, was ich erlebte! Mein Herz war verstockt, meine Seele verblendet. Erst lange nachher hat mich die Gnade Gottes erleuchtet. . . Es war um die Zeit, da die Juden ihr Passah feiern. Unsere Abtheilung hatte die Wache am Staatsgefängniß. Da ward mir und etlichen meiner Genossen bedeitet, wir sollten uns marschfertig halten. Eine Stunde später gab man das Zeichen zum Aufbruch. Wir schlossen uns einem lärmenden Zuge an, der, die römischen Adler voran, jenem Hügel zuströmte, wo Jerusalem seine Verbrecher hinrichtet. Wir sahen und hörten kaum, was da vorging, so unaufhörlich schrie und heulte das Volk, von den Priestern und Schriftgelehrten zum höchsten Ingrimm entflammt. Doch war uns befohlen worden, die Leute gewähren zu lassen. Endlich gab mir ein Weib, das ich fragte, was der Lärm zu bedeuten habe, die Antwort: Jesus von Nazareth, der König der Juden, werde an's Kreuz geschlagen.«

Er hielt inne und neigte das Haupt, wie ein Schuldbewußter. Rings in dem weiten Raum herrschte Todtenstille.

»Ach, Ihr Geliebten,« fuhr er mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes fort, »daß kein Engel Gottes in dieser furchtbaren Stunde mir nahe war und mein Herz erschloß! Für das Ohr des heidnischen Kriegsknechtes klang der Name wie jeder andere. Stumpf und gefühllos schritt ich empor zur Richtstätte, wo mein Heiland verbluten sollte.«



Noch einmal senkte er trauernd die Stirne. Dann aber, freudig und neu belebt sich emporrichtend, erzählte er, wie's ihm vergönnt gewesen, von fern einen Blick in das hehre Antlitz des Mannes zu werfen, den er nach langen Jahren als den Erlöser der Menschheit erkennen sollte. Die bleichen Züge, die wie ein Traumbild an ihm vorübergeschwebt, hatten sich unauslöschlich in seine Seele gegraben. Später, als die Kunde des Heils ihn erreichte, lebte dieses Bild wieder auf und strahlte ihm fürder durch die Nacht seiner Leiden und Schmerzen wie ein Stern der Verheißung.

Als Calenus geendet, wagte lange Zeit hindurch Niemand, das Schweigen zu brechen. Glauke, die voll Thränen ihres theuren Eurymachus dachte und das Bild des nazarenischen Meisters vielfach mit dem des Geliebten vermischte, blickte zu Calenus empor, wie ein Beter zu seiner Gottheit. Auch den Uebrigen erschien der Greis, auf den ein Strahl jener geheimnißvollen Sonne gefallen, wie ein höheres Wesen. Da nun endlich der Bann des Schweigens sich löste, da drängten sich Alle heran, ihm voll Inbrunst die Hände und den Saum seines Kleides zu küssen.

Auf Quintus hatte die wunderbare Erzählung einen fast dämonischen Eindruck gemacht. Auch ihm schwebte unaufhörlich das Antlitz des bleichen Dulders vor, der ihm gleich bei jener ersten Begegnung im Park der Domitia so unerklärliche Gefühle geweckt. Ein nie gekannter Schauer durchrieselte ihn. Sein ganzes Ich schien zu schmelzen in der veranschenden Mystik des Unbegreiflichen.

Während die Christen so in stummer Andacht auf die Worte des greisen Calenus lauschten, setzte sich vom esquilinischen Hügel her eine Schaar Bewaffneter in Bewegung — zwanzig stämmige Bursche mit Lanzen und kurzen Schwertern. An ihrer Spitze schritt ein rüstiger Veteran, der sich auf den Schlachtgefilden Germanicus die Würde eines Centurio erkämpft hatte; ihm zur Linken ein Fackelträger, zur Rechten ein schöner, geschmeidiger Jüngling, Antinous, der Slave des Stephanus. So ging's auf der Via Labicana südostrwärts. Tactgemäß hielten die Tritte über das Pflaster. Ab und zu klirrte ein Schwert oder ein Harnisch, ab und zu brummte der Veteran eine kurze, mürrische Frage, auf die der Slave hastig erwiderte. Die feurige Blut, die sein Antlitz bestrahlte, gab den mädchenhaft schönen Zügen etwas Geipenstisches. So dachte sich der griechische Mythus die heuchlerischen Sirenen: liebreizend und verderblich. Dem Centurio war nicht wohl in der Gesellschaft des glatten Buben. Das verrieth nicht nur der barsche Ton seiner Stimme, sondern mehr noch die stark gerunzelte Stirn und der Ausdruck von Ekel und Geringschätzung, der um die Lippen spielte.

An der Stelle, wo damals Quintus mit dem franken Curymachus auf die Straße getreten, machten die Bewaffneten Halt. Der Centurio spähte querfeldein in der Richtung, die ihm Antinous andeutete. Er kannte das Terrain an der Straße doch gründlicher als der Grieche, der wie ein äsendes Wild genau denselben Weg nehmen

wollte, den er neulich geschlichen. So ließ der Kriegsmann, nachdem er den Sklaven zweimal genau abgefragt, seine Schaar noch etwa fünfhundert Schritte weiter auf der Straße marschiren und erreichte so einen gangbaren Fußsteig, parallel der Linie, die Quintus quer über Felder und Wiesengrund eingeschlagen. Man kam unter den Bögen der Aqua Marcia und kurz darnach unter denen der Aqua Claudia hindurch und erblickte nun auch das Piniengehölz, das von hier aus den Eindruck einer schwarzen, phantastischen Wolke machte.

Als der Zug sich bis auf wenige Schritte genähert hatte, ließ der Centurio die Fackel auslösch'n, deren offene Glut im Gestrüpp nicht zu brauchen war. Eine winzige Hornlaterne ward angezündet. Der Führer erwog, ob er hier nicht einige seiner Leute zurücklassen sollte. Da sich der Wald jedoch ziemlich weit nach Südosten erstreckte, so nahm man von dieser Vorsichtsmaßregel Abstand. Eine Besetzung aller Ausgänge bis hinauf an die ersten Vorhügel des Albanergebirges hätte eine halbe Legion erfordert. Zudem erklärte Antinous auf das Bestimmteste, man werde unentdeckt bis zum Steinbruch gelangen. Derselbe liege so im Dickicht vergraben, daß die Nazarener sich vollständig sicher fühlten. Nicht einmal Wachen hätten sie ausgestellt, so daß er neulich an fünfzehn Schritte weit in den großen Quersgang gedrungen sei, ohne bemerkt zu werden.

Einer hinter dem Andern traten die Bewaffneten nun in's Gehölz. Antinous hatte die Laterne ergriffen. Nach

drei Minuten erreichte man das Lorbeergebüsch, das den Weg nach dem Steinbruch verdeckte. Mutinuos bog triumphirend die Zweige zurück.

»Hier,« sagte er höhniſch. »Im Handumdrehen ſitzen ſie feſt, wie die Haſen im Garn.«

Die kleine Chriſtenſchaar, die ſo von ihrem Schickſal ereilt werden ſollte, war eben zum gemeinſamen Gebet niedergekniet, als durch die Gänge des Steinbruchs Waffengeklirr und dumpfe Schritte erſchollen. Entſetzt fuhr Alles empor. Einige ſanken ſofort wieder in die Kniee und rangen die Hände. Die Frauen und Mädchen hielten ſich innig umſchlungen. Ein Theil der jüngeren Männer, und mit ihnen Thyra Barbatus, nahm eine düſter-entſchloſſene Haltung an, die auf die Abſicht eines verzweifelten Widerſtandes deutete. Andere blickten regungslos und in ſtummer Ergebung. Hin und wieder gewahrte man ſogar ein Geſicht, auf dem ſich die Verzückung einer heiligen Schwärmerei malte. Nur Quintus und der blinde Calenus verriethen durch kein äußeres Zeichen, was ihre Seelen bewegte. Eh' es noch möglich war, den Gedanken der Flucht zu faſſen, ſtand der alte Centurio am Eingange, in der Rechten das breite, entblößte Schwert. Hinter ihm blißten die Helme ſeiner Soldaten.

Ein lauter Aufſchrei klang ihm entgegen. Thyra Barbatus warf die Lacerna weg und zog die Klinge, die er inſtgeheim unter dem Mantel getragen.

»Wer sich vom Plage rührt, ist des Todes!« rief der Centurio, seine Leute herauwinkend. In kurzer Frist füllte sich der Raum rechts und links vom Eingange mit den Kriegsknechten.

Quintus, der gleichfalls bewaffnet war, preßte die Rechte krampfhaft an den Griff seines Schwertes. Sein Auge überflog die Schaar der Genossen. Der Kampf war ungleich bis zur Lächerlichkeit, aber er mußte versucht werden.

Wie ein Blitz flog das Schwert aus der Scheide. In demselben Moment jedoch hatte sich der Grieche Antiuons von der Seite her auf ihn losgestürzt und mit verzweifelter Wuth seine Rechte umklammert. Ehe Quintus ihn abschüteln konnte, sah er sich von den Soldaten umringt. Die Klinge ward ihm entwunden, und sechs oder acht nervige Fäuste packten ihn bei den Armen und Schultern.

Jetzt trat der Centurio gesenkten Schwertes zu ihm heran.

»Herr,« sprach er, »Du siehst, jeder Widerstand ist vergeblich.«

»Was wollt Ihr?« fragte Quintus, ihm trotzig in's Antlitz blickend.

»Herr, Du weißt es.«

»Kennst Du mich?«

»Wer lebt in Rom, der den Sohn des Titus Claudius nicht kannte!«

»Wohl! Und dennoch überfällst Du mich wie ein Räuber. . . «

»Ich gehorche der Pflicht. Ich suche die Nazarener.«

»Und Du hast sie gefunden!« rief Antinous, noch athemlos von der Anstrengung.

»Wer ist der Bube?« fragte Quintus, von unbeschreiblichem Widerwillen erfüllt.

»Ich bin Antinous, der Knabe des Stephanus,« klang es höhnisch zurück. »Ich bring' Dir Grüße von meinem Herrn — und,« fügte er leise hinzu, »von deiner fürstlichen Nachbarin im Parke zu Bajä . «

»Schweig'!« befahl der Centurio. »Deine Aufgabe ist erfüllt! Pack' Dich hinweg!«

Quintus Claudius athmete schwer und tief. Nur allzu deutlich begriff er, was die Rede des frechen Burjschen besagen wollte.

Der Centurio ließ ihm nicht lange Zeit, diesen Empfindungen nachzuhängen.

»Herr,« sprach er, »Du bist mein Gefangener. Gelobst Du mir, nicht zu fliehen, noch Hand an Dich selbst zu legen, so will ich Dir auf eigene Gefahr hin die Fesseln erlassen. Jene aber muß ich in Ketten legen. Besihest Du Macht über sie, so ermahne sie, mit Geduld sich zu fügen!«

»Nimmermehr!« schrie Thrag Barbatus, die Klinge zückend. »Laßt uns kämpfen, Brüder, kämpfen bis auf den letzten Mann! Nicht nur dem Dulder, auch dem Kämpfer blüht die Krone des Märtyrers!«

»Halt!« rief der greise Calenus. »Wer spricht hier so lästerlich? Willst Du freveln, wie einst Petrus gefrevelt im

Garten Gethsemane? Willst Du Blut vergießen wie Cain? Weh' Dir, Verblendeter! So erntest Du nicht den Himmel, sondern Verdammniß in Ewigkeit.«

Die Worte des Blinden, in prophetischer Ekstase gerufen, machten einen erschütternden Eindruck. Die noch vor kurzem so trotzig dagestanden, senkten die Stirnen. Nur Thraz Barbatus blieb ungebeugt.

»Wähnst Du,« rief er mit Donnerstimme, »der Gottessohn, der die Krämer und Geldwechsler mit Geißeln hieben aus dem Tempel geschleucht, sei ein Lamm gewesen? Ein Löwe war er, der nur der Gewalt gewichen! Der Welt-erlöser, der den Sklaven zurief: Ihr habt dieselben Rechte aus Leben wie Eure Peiniger! — der Kettenzer sprenger wollte keine Memmen und Feiglinge! Glaube, heran zu mir! Dein zarter Leib ist keine Speise für die Bestien Wäntiens! Sprich dein Gebet, Glaube! Der Gott Jesu Christi erbarme sich unser!«

Er hielt das Mädchen zärtlich umschlungen.

»Ergebt Euch in Gottes unerforschlichen Rathschluß!« mahnte die Seherstimme des Blinden.

»Amen!« klang's von den Lippen der verstörten Gemeinde.

»Legt sie in Ketten!« befahl der Centurio. Quiutus aber heischte mit ruhiger Würde Gehör.

»Ein Wort noch!« sagte er, zu dem Centurio gewendet. »Der feile Bube dort hat Euch geführt. Ich schwör' Dir's bei meiner Ehre, Centurio, nur mir gilt dieser nächtliche

Ueberfall. Hier, nehmt mich hin! Ich folge Euch! Schleppt mich in Fesseln zur Stadt und rühmt Euch dann getrost, Euer Fang sei gelungen! Die Armen aber, die hier zitternd ihr Schicksal erwarten — gebt sie frei! Laßt sie ungekränkt ihrer Wege ziehen! Sie kamen hieher, nur um Abschied zu nehmen von den Räumen, wo sie bis zur Stunde ihrem Glauben gelebt. Sie wollten das Gesetz nicht verletzen.«

»Wer verleugnet hier seinen Heiland?« klang die Prophetenstimme des Blinden. »Wir sind treue Bekenner des gekreuzigten Jesus. Sein Name sei gelobt und gepriesen in Ewigkeit!«

Quintus verstummte. Ein Ausdruck von tiefem Weh zuckte über sein Antlitz.

»Wohlan denn,« sprach er abgewandt, »so thu' deine Pflicht!«

Die Söldlinge drangen vor. Die Christen, von denen, außer Thray und Quintus, keiner bewaffnet war, ließen sich ohne Widerstand fesseln. Nur Thray Barbatus wich immer mehr nach der Nische zurück. Den linken Arm hielt er um Glaufe geschlungen, die halb bewußtlos an seiner Schulter lag. Die Rechte packte das Schwert. Jetzt traten zwei der Kriegsknechte an ihn heran.

»Mach's kurz, Alter!« schrie der Vorderste. »Du siehst, wir sind unser zwanzig.«

Unmittelbar neben Thray und Glaufe an dem Pfeiler kniete Euterpe. In wilder Herzensangst hatte sie



das kalte Gestein umklaunert und glühende Gebete gemurmelt. Wie sie jetzt aufblickte, erklang von ihren Lippen ein geller, mark- und beinererschütternder Aufschrei. Dann stürzte sie rücklings zu Boden und blieb ohnmächtig liegen.

Statt aller Antwort auf die Rede des Söldlings hatte Thrax Barbatus den Stahl erhoben und ihn der zitternden Glanke bis an's Hest in die Brust getaucht. Selbst die beiden Krieger standen beim Anblick dieser ungeheuren That wie versteinert. Thrax Barbatus ließ die schlanke Gestalt sanft niedergleiten. Thränen strömten über sein durchfurchtes Gesicht. Noch im Tode schien das Mädchen zu lächeln. Ein leiser Schauer — dann war Alles vorüber.

»Fahr' wohl!« hauchte der Unglückliche. »Kein Senker wird Dir ein Leid zufügen! Und nun kommt an, Ihr Berruchten, und bettet mich zu meiner süßen, herrlichen Glanke.«

In wüthendem Anprall stürzte er auf einen der Krieger los. Der Mann wich aus und versuchte seinen Angreifer um die Hüften zu packen. Unjonst. Ein wuchtiger Hieb traf ihn über den Helmfirst. Die Erschütterung betäubte ihn. Er sank taumelnd zurück.

»Alter Narr!« schrie der Andere. »Wirf die Klinge weg, oder beim Herkules. . .!«

»Thrax! Unglückseliger! Um Christi willen!« riefen dreißig Stimmen zugleich. Thrax aber hatte von

Neuem das Schwert gezückt. Wie ein Löwe stürmte er vorwärts.

»Er will's nicht besser!« schrieen die Soldaten, die jetzt von allen Seiten herandrängten.

Im nächsten Augenblicke sank Thrax Barbatus, von drei Schwertern zugleich getroffen, neben Glauke zu Boden. Kein Laut des Schmerzes glitt über die grimmigsten Lippen. Kein Zucken, keine Krümmung verrieth die Qual dieses Sterbens. Nur die Hand streckte sich langsam aus und suchte die Hand Glauke's. So nahm ihn der Tod hinweg.

Quintus blickte starr nach den beiden Leichen hinüber.

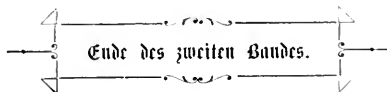
»So hätte auch ich sterben mögen,« sagte er zu sich selbst. »Allmächtiger, dein Wille geschehe!«

»Seid Ihr fertig, Leute?« rief der Centurio, sein Schwert in die Scheide steckend.

»Du sagst es.«

»Wohlan denn! Auf nach der Stadt! Laßt das Gejammer, Ihr Weiber! Mit Heulen und Wehklagen wird ein Verbrechen nicht gut gemacht. Vorwärts, vorwärts!«

Und der lange Trauerzug setzte sich in Bewegung. Nur die Todten blieben zurück, die Freien, die Glücklichen. . .



## Anmerkungen zum zweiten Bande.



**S. 1.** Venus Genitrix. In den Ruinen der Kaiserpaläste auf dem palatinischen Hügel hat man eine solche Statue der Venus Genitrix (= Erzeugerin, Mutter, sogenannt als Stamm-Mutter des Geschlechts des Julius Cäsar, der ihr unter diesem Namen einen Tempel erbaute), sowie einen Cros, die Kanne schwingend, ausgegraben.

**S. 5.** Mediolanum, das heutige Mailand.

Die Leiden der Königin Dido, die schon damals so hochberühmte Episode in Virgil's Aeneide. Daß gerade die Leiden der Dido sich einer besonderen Beliebtheit erfreuten, geht u. A. aus Juv. Sat. VI, 434 hervor, wo es heißt:

*Ille tamen gravior, quae, quum discumbere coepit,  
Laudat Vergilium, periturae ignoscit Elissae . . .*

Die Frage, ob Dido (Elissa) Recht that, indem sie den Tod wählte, scheint also vom schöngeistigen Dilettantismus in ähnlicher Weise ventilirt worden zu sein, wie heutzutage die, ob Schiller größer sei oder Goethe.

**S. 6.** Sibyllen (*Σίβυλλα*, von *Σίβος βουλή*, wörtlich »Gottesratherin«) hießen die weissagenden Priesterinnen Apollo's. Ihre Prophetenprüche waren dunkel und räthselhaft.

**S. 12.** Nicht nur der männermordende Ares, auch der schlichte Anchises... Stephanus spielt auf die Liebesabenteuer der Aphrodite an, die nach dem hellenischen Mythos nicht nur

Götter, wie den männermordenden Ares, sondern auch Sterbliche mit ihrer Liebe beglückte. Dem jungen Trojerfürsten Andises schenkte sie ihre Gunst bekanntlich im idäischen Haine.

**Σ. 21.** Ulysses'shafte Verschlagenheit. Ulysses (Ulixes, Odysseus, der Held der homerischen Odyssee) galt in der nachhomerischen Sage für den Typus der Pffiffigkeit und Verschmittheit, während er bei Homer in idealerem Lichte erscheint.

**Σ. 22.** Hellenisches Blut. Die Griechen standen überhaupt bei den Römern im Ruf, dem Typus des nachhomerischen Ulysses zu ähneln. Nächst den Orientalen waren sie die verhaßtesten aller Provinz-Bewohner.

**Σ. 24.** Ich erkletterte das Capitol wie die stürmenden Gallier. Den (mißlungenen) Versuch, das umlagerte Capitol zu erklettern, machten die Gallier bekanntlich im Jahre 389 v. Chr., nachdem sie das römische Heer am Fließchen Allia auf's Haupt geschlagen.

**Σ. 25.** Thetis, Tochter des Aereus, bewohnt mit ihren Schwestern, den Nereiden, die Tiefen des Oceans. Sie personificirt das Meer als freundliches Element, wie Poseidon als furchtbares und gewaltiges.

Du bist der süßeste Herr. . . . Das Beiwort »süß« (dulcis) findet sich öfter in dieser Anwendung gegen Vorgesetzte und Höhergestellte. So nennt Horaz in der bekannten ersten Ode des ersten Buchs den Mäenas: O et praesidium et dulce decus meum. . . .

**Σ. 26.** Dienstthuende Ceremonienmeister. Bei dem feierlichen Morgenempfang der Kaiser war eine beträchtliche Anzahl von Hofbediensteten thätig, denen es oblag, die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Aufwartenden anzumelden und in's Audienzgemach zu begleiten. Diese Beamten hießen *admissionales* (= Ein-

lassen), oder Leute ab admissione, ex officio admissionis etc (Vergl. Suet. Vesp. 14 etc.

**Σ. 27.** Saturnalien. So hieß die halb unserm Weihnachtsfeste, halb unserem Carneval entsprechende mehrtägige Feier, die in der zweiten Hälfte des Monats December zu Ehren des altitalischen Saatgottes Saturnus in Scene ging. Die Saturnalien bedeuteten eine Erinnerung an die goldenen Tage des saturnischen Zeitalters. Alle Arbeit ruhte. Unserem »Prosit Neujahr!« oder dem kölnischen »Guck, loß Guck elaus!« vergleichbar, erscholl allenthalben der Jubelruf: Io saturnalia! Io bona saturnalia! Man zechte, schmausete und spielte; man erfreute sich durch Geschenke und Ueberreichungen; man ließ die Sklaven zu Tische liegen und regalirte sie, zum Zeichen, daß unter Saturnus' Regierung kein Unterschied der Stände gewesen; man trieb allerlei Scherz und Kurzweil und ließ in Wort und That eine gewisse Maskenfreiheit obwalten.

**Σ. 29.** Meth (mulsum, scil. vinum), aus Most und Honig bereitet, altbeliebtes Getränk, besonders beim Brandium üblich.

Es sprach's, und es nickte Gewährung mit schwärzlichen Brauen Kronion. In diesen Worten citirt Lucilia einen bekannten Vers der Iliade (II, I, 528):

*Ἢ, καὶ ζυαρέσσιν ἐν ἄγγύσσι νέσσε Κροτων.*

Wie allgemein üblich solche Citate, namentlich aus der Odyssee und der Ilias, waren, — und zwar nicht etwa in lateinischer Uebersetzung, sondern in der Ursprache, — das erhellt n. A. aus den Briefen des Plinius, z. B. I, 24, wo an zwei verschiedenen Stellen Verse der Ilias, darunter gerade der hier erwähnte, citirt werden. Ferner I, 18 (weiter unten im nämlichen Briefe nochmals); I, 20 (mehrfach); IV, 28; V, 19; V, 26. Auch sonst finden sich bei Plinius innerhalb des lateinischen Textes vielfach griechische Wörter und Wendungen (vergl. Ep. I, 13, 19, 20; II, 2, 3, 12, 13, 14, 20; IV, 10; VI, 32 etc.), wie etwa heutzutage innerhalb eines deutschen Briefes gelegentlich ein französischer, englischer oder lateinischer Ausdruck vorkommt. Jeder Gebildete verstand Griechisch; ja die Wortliebe für

dieses Idiom war vielfach zur krankhaften Mode geworden, ganz wie im vorigen Jahrhundert in Deutschland die Kofetterie mit dem Französischen. (Vergl. Juv. Sat. VI, 185: omnia Graece. Alles auf Griechisch!)

**Σ. 30.** Rohrfeder. Man bediente sich zum Schreiben vielfach einer Feder aus Rohr, die nach Art unserer Gänsefelle geschnitten wurde.

**Σ. 32.** Spartacus. Der furchtbare Sklavenaufstand des Spartacus mißlang nur in Folge der Uneinigkeit zwischen den Aufständischen. Mit größter Mühe wurde die Rebellion im Jahre 71 v. Chr. bewältigt. Spartacus fiel mit den tüchtigsten seiner Genossen nach rühmlichem Kampfe.

Tochter des Ares. So wird Rom genannt auf Grund der bekannten Sage, der Kriegsgott Mars habe mit der Vestalin Rhea Silvia den Romulus und den Remus erzeugt. Quintus gebraucht hier den hellenischen Namen Ares, da ihm die geflügelten Worte *Ῥώμη θυγάτηρ Ἄρεος* vorisweben, die sich im ersten Vers einer berühmten Ode der griechischen Dichterin Melinno (um 600 v. Chr.) vorfinden.

**Σ. 36.** Gegen das Christenthum. Ueber die Christenverfolgungen unter Domitian vergl. Dio Cass. XLVII, 16.

**Σ. 38.** Marsfeld (Campus Martius) hießen die öffentlichen Anlagen im nordwestlichen Theile von Rom. Eine ausführliche Schilderung derselben hat uns Strabo geliefert (V, 3).

Säulengang des Agrippa. Der hundertsäulige Porticus des Sipsanius Agrippa war der berühmteste Glanzpunkt im Campus Martius.

**Σ. 39.** Vorbeerhaine. Am Säulengang des Agrippa befand sich ein Lorbeer- und ein Platanushain. (Mart. Ep. I, 108 u. N.)

**§. 40.** Virgil. Der Dichter der Aeneide war von jeher einer der am meisten gelesenen. Man tractirte ihn sogar in den Schulen, wie bei uns zu Lande den Schiller.

Batrachomyomachie (*βατραχομυομαχία*), der Froschmäusekrieg, eine Parodie der Ilias; fälschlich dem Homer zugeschrieben, wahrscheinlich verfaßt von Pigres von Halikarnaß.

**§. 41.** Rostra. So hieß die mit Schiffschnäbeln (*rostrum* — der Schiffschnabel) geschmückte Rednerbühne am Forum Romanum.

M. Furius Camillus besiegte die Volsker und Aequer in der Schlacht am Algidus 431 v. Chr. (Plut. Cam. II.)

**§. 42.** Wie selten schließen wir den Bund für's Leben aus freier Wahl! Die Römerinnen heiratheten sehr frühe; daher es in der Natur der Sache lag, daß die Eltern für das gänzlich unerfahrene Mädchen die Wahl trafen. So erjucht Junius Mauricius den jüngeren Plinius, ihm für die Tochter seines Bruders Junius Rusticus Ursenus — (vergl. Bd. II, S. 55) — einen Gemal vorzuschlagen. Plinius — (Ep. I, 14) — empfiehlt seinen Freund Plucius Aeliamus, und zählt in ruhiger, geschäftsmännlicher Weise dessen Vorzüge auf, wobei er nicht vergißt, ein beträchtliches Vermögen zu nennen. Allerdings war die formelle Einwilligung der Tochter erforderlich. Die jungen Mädchen unserer Erzählung sind beiläufig gesagt, mit Rücksicht auf unser modernes Empfinden sämmtlich in einem Alter geschildert, in welchem die Römerinnen bereits verheirathet zu sein pflegten. Ueber das gewöhnliche Alter der Mädchen bei der Verheirathung vergl. die gründlichen Darlegungen Friedländer's im Anhang zum ersten Theil seiner »Sittengeschichte«. Friedländer stellt dort eine Anzahl von Grab=Inschriften zusammen, in denen das Alter der Mädchen bei der Verheirathung entweder direct angegeben ist, oder sich durch Abzug der Jahre der Ehe von denen des Lebens berechnen läßt. 12 der namhaft gemachten Frauen heiratheten noch vor dem 14. Jahre, 4 mit dem 14., 3 im 16., 1 im 19., 1 im 22. und 1 im 25. Es wird uns jedoch ausdrücklich bestätigt, daß

Verheirathungen auch unter 12 Jahren durchaus keine Seltenheit waren.

**§. 43.** Varus. Der weltberühmte Sieg der Germanen über Quintilius Varus ereignete sich im Jahre 9 n. Chr.

Parther, eine Völkerschaft südwärts vom kaspischen Meere. Ihre Herrschaft dehnte sich später bis an den Euphrat aus. Die Römer hatten mit den Parthern zahlreiche Kriege.

**§. 44.** Cantabrische Bärenschauze. Cantabria, das Bergland im Norden Hispaniens, lieferte vorzugsweise die Bären zu den römischen Thierhegen.

Manke (*Ανάκη*) personificirt, ähnlich wie das lateinische Fatum, die Idee, daß es im Laufe alles Geschehens eine unabänderliche Nothwendigkeit gibt, der nicht nur die Menschen, sondern auch die Götter unterthan sind.

An den berühmten Wandgemälden vorüber. Vergl. Mart. Ep. II, 14; III, 20 u. a.

Septen. Vergl. Mart. Ep. II, 14; IX, 59.

Centuriats-Comitien. Schon zur Zeit der Könige war das römische Volk in fünf verschiedene Vermögensklassen eingetheilt worden, da von der Höhe des Besitzthums die Betheiligung des Einzelnen an den Staatsangelegenheiten, insbesondere auch an Steuer und Kriegsdienst abhängig gemacht werden sollte. Jede dieser Vermögensklassen bestand aus einer bestimmten Anzahl von Centurien; so z. B. die erste Vermögensklasse aus achtzig, die fünfte aus dreißig u. s. w. Centuria hieß ursprünglich eine militärische Abtheilung von 100 Mann, dann aber auch eine Gesamtheit von Bürgern, aus deren Mitte eine solche militärische Abtheilung constituirt werden konnte. Diese Centurien — im bürgerlichen Sinne — stimmten nun in den Centuriats-Comitien (Centurien-Versammlungen) über öffentliche Angelegenheiten in der Weise ab, daß jede Centurie eine Stimme hatte.

Kaufläden und Luxusbazare. Vergl. Mart. Ep. IX, 59 v. 1. ff.:



Während Mamurra viel und lang' in den Septen herumging,

Ort, wo mit Schätzen Verkehr treibet das goldene Rom u. s. w.

Aus dem gleichen Epigramm geht hervor, was in diesen Kaufbuden Alles zu haben war, nämlich: Sklaven, Tischtücher, Elfenbein zu Tischfüßen, halbmondförmige Speisefopha's (ihrer Gestalt — C — wegen Sigma's genannt), korinthisches Erz (die damals beliebte Mischung aus Gold, Silber und Kupfer), krystallne Pokale, Murrhagefäße, eifelte silberne Schalen, Edelsteine, Kleinodien zc. zc.

**S. 45.** Ringkampf. Körperliche Uebungen aller Art standen bei den Römern in hohem Ansehen. Besonders beliebt waren das Wettlaufen, der Ringkampf und das Schleudern des Diskus, einer flachen Rundscheibe aus Stein oder Eisen. Vergl. Hor. Od. I, 8 (*saepe disco, saepe trans finem jaculo nobilis expedito*), wo von den Uebungen im Marsfeld die Rede ist.

Die Künste des Mastsilion. Vergl. Mart. Ep. V. 12:

Daß die schwanke Last der schweren Stange  
Nestlich Mastsilion auf der Stirn' umher schleppt zc.

Die Kraftproben des Minus. Vergl. Mart. Ep.

V, 12:

Daß uns Minus, der Riese, sieben Quäblein  
Ober acht mit kräftigen Armen aufhebt zc

Riesen erfreuten sich in Rom, ebenso wie Zwerge und überhaupt alle Monstrositäten, einer besonderen Beliebtheit. Sie wurden sogar vielfach als Sklaven und Spasmmacher in vornehmen Häusern gehalten. Vergl. Mart. Ep. VII, 38, wo von einem riesigen Sklaven des Severus die Rede ist. Nach Plutarch gab es in Rom einen besonderen Markt für Mißgeburten (*ἡ τῶν τεράτων ἀγορά*), wo man verkrüppelte Menschen aller Art zum Verkauf ausbot. Da das Geschäft lucrativ war, so wurden gewisse Verkrüppelungen auf künstlichem Wege herbeigeführt.

Schiffbrüchige — die gemalte Tafel, die ihren Unglücksfall darstellte, vor den Knien zc. Vergl. Hor. Epist. ad Pis. 19 ff.

**Σ. 47.** Manni. Solche Pomm's werden u. a. erwähnt bei Lucr., Hor., Prop. und Sen. Sie zeichneten sich durch ihre Schnelligkeit aus. Das Wort ist celtisch.

**Σ. 48.** Sonnenroß. Herodiamus spielt auf die Kasse des Helios und das Schickial des Phaëton an, der sich von seinem Vater die Erlaubniß erwirkt hatte, auf einen Tag lang an seiner Statt den Sonnenwagen zu lenken, aber mit den ungeberdigen Kössen so wenig zurecht kam, daß Zeus ihn, um die Erde vor dem Verbrennen zu retten, durch einen Blitz tödten und von dem Sonnenwagen herab in den Fluß Eridanos schlendern mußte.

**Σ. 49.** Burrus, der Sohn des Oberkämmerers. Vergl. Mart Ep. IV, 45; V, 6.

**Σ. 50.** Wolfsgebiß (*lupata frenas*), ein mit eisernen Stacheln in Form von Wolfszähnen versehener Zaum, kam bei hartmännigen Pferden zur Anwendung. Vergl. Hor. Od I, 8, 6: *Nee lupatis temperat ora frenis* . .

**Σ. 51.** Sorakte, ein Berg nördlich von Rom. Vergl. Varro R. R. II, 3, 3; Virg. Aen. VI, 696; Hor. Od. I, 9 (*alta nive candidum*).

**Σ. 53.** Aus dem lugdunenjischen Gallien. Das lugdunenjische Gallien (*Gallia Lugdunensis*, so genannt von seiner Hauptstadt Lugdunum, dem heutigen Lyon) erstreckte sich von der Seine (*Sequana*) bis zur Garonne (*Garumna*), und westwärts bis zum atlantischen Ozean. Im Süden war es durch das narbonenjische Gallien vom Mittelmeere getrennt.

Wenn ein kinderloser Freund seines Vaters ihm nicht ein kleines Legat vermacht hätte. Die Vermächtnisse kinderloser Leute an fremde, nicht mit ihnen verwandte Personen spielten zur Kaiserzeit eine die Pshylognomie der Gesellschaft wesentlich beeinflussende Rolle. Insbesondere stand in Folge ihres häufigen Vorkommens die Erbichleichei im Flor.

**S. 54.** Mitten im Arbeiterviertel. Auf der rechten Seite des Tiberstromes, in der (14.) Region, die den Namen »Trans Tiberim« führte, wohnten ausschließlich Handwerksleute, Schiffer etc.

**S. 55.** Titus, der als Regent ausgezeichnete Bruder und Vorgänger Domitian's.

Flavier. Die Flavier waren mit Vespasian, dem Vater des Titus und des Domitianus, an die Regierung gekommen. Der volle Name Domitian's lautete: Titus Flavius Domitianus Augustus.

Junius Rusticus Vergl. Suet. Dom. 10; Dio Cass. LXVII, 13.

**S. 56.** Cäpio. Einen Mann dieses Namens erwähnt Suet. Dom. 9.

Da fand sich ein Mensch, der öffentlich ausjagte, er habe den Cäpio bei Lebzeiten mehrfach äußern hören, der Imperator solle sein Erbe sein. Vergl. Suet. Dom. 12: »Erbchaften wurden eingezogen, welche den Kaiser durchaus Nichts angingen, wenn nur irgend Jemand sich fand, der versicherte, er habe den Verstorbenen bei Lebzeiten äußern hören, daß der Kaiser ihn beerben solle.«

**S. 57.** Die Töchter unserer ersten Familien werden hinweggeschleppt. Daß dies in der That zu erwarten stand, beweist die unglaubliche Schilderung, die uns Dio Cassius von dem Treiben des Nero entwirft. (LXII, 15.)

... der alle Wände seiner Gemächer mit Spiegelstein überkleiden läßt, damit er sehen kann, was hinter seinem Rücken geschieht. Vergl. Suet. Dom. 14.

**S. 62.** Im Lugdunenjischen Gallien stehen Truppen genug. Hierüber wird zwar speciell für die Zeit des Domitianus Nichts ausdrücklich berichtet; da es jedoch 3 B. unter Nero der Fall gewesen, so involvirt diese auch innerlich wahrscheinliche Annahme gewiß kaum eine Lizenz — Größer schon ist die Freiheit, die

wir uns in der Behandlung der Verschwörung selbst nehmen. Dieselbe war, streng genommen, lediglich eine Palastrevolution. Gesichtspunkte, die für den Romanschriftsteller wichtiger sind, als die der historischen Treue, nöthigen uns hier, von den Erzählungen des Sueton und des Dio Cassius ungenirt abzuweichen.

**S. 64.** *Arundina*, am *Liger* (der heutigen *Loire*); jetzt *Roanne*.

**S. 66.** *Pontische Inseln*, Jetzt *Insele Ponzie*, gegenüber dem *Golf von Gaëta*.

*Messana*, jetzt *Meßina*.

*Aricia*, jetzt *Ariccia*.

*Lannvinum*, jetzt *Cività Lavigna*.

**S. 67.** Die *Varren* und *Flachschiffe*, die am *Fuße des aventinischen Hügel*s vor *Anker* lagen. Am *Adventinus* befand sich ein von den *Aedilen M. Aemilius Lepidus* und *L. Aemilius Paullus* im Jahre 193 v. Chr. angelegter *Stapelplatz* (*emporium*). Dort legen noch heute die *Schiffe* an.

*Lederne Kutten* oder *langhaarige Wollmäntel*. Es sind die *paenulae*, die *Reise- und Winterkleider* gemeint, die aus *rauhem Wollstoff* oder aus *Leder* gefertigt wurden. Die *Lacernen* waren etwas *zierlicher*. Beide *Bezeichnungen* sind übrigens nicht mit *absoluter Strenge* geschieden.

*Impluvien*, die zur *Aufnahme des Regenwassers* bestimmten *Bassins* in der *Mitte der Atrien*.

**S. 68.** Ein *Becken* mit *glühenden Kohlen*. Man *heizte* im alten *Rom* gewöhnlich *vermittelst tragbarer Oefen* und *eherner Kohlenbecken*. Doch waren auch *Kamine* bekannt.

*Fest des Saturn*, die sog. *Saturnalien*. Vergl. die *Anm.* zu *Bd. II. S. 27*.

**S. 69.** Da ich den *Allobrogus* ins *Gesicht* schlug. Das war nach *römischer Anschauung* eine noch *ziemlich milde Bestrafung* für

ein derartiges Versehen. Es kam vor, daß Sklaven im gleichen Falle von ihren zornigen Gebietern sofort »zu den Muränen« verurtheilt, d. h. den Muränen im Fischteiche zum Fraß vorgeworfen wurden.

Milvische Brücke (Pons Milvius), jetzt Ponte Molle.

**S. 71.** Der cälisthe Hügel (Mons Caelius), südlich und südöstlich vom heutigen Colosseum.

Die Via Latina zweigte sich, wenn man auf der Via Appia von Norden kam, links ab.

Grabmonument der Scipionen. Noch jetzt theilweise vorhanden. Es wurde 1780 in der Vigna Saffi aufgefunden. Hier lagen u. A. bestattet: L. Cornelius Scipio Barbatus, Consul 298 v. Chr.; dessen Sohn, Consul 259 v. Chr.; der Dichter Ennius &c. Ursprünglich befand sich das Grabmal über der Erde.

Bogen des Drusus. Dieses noch jetzt erhaltene Monument wurde im Jahre 8 v. Chr. dem Claudius Drusus Germanicus errichtet.

**S. 72.** Die Grabmäler zu beiden Seiten der Straße. Von diesen Grabmälern der Via Appia sind noch jetzt reichliche Spuren vorhanden.

**S. 74.** Almo. Das Flüsschen führt heute noch diesen Namen; es entspringt bei Bovillä; von Ovid — (Fast. IV, 327) — erwähnt.

**S. 80.** Wir verschwören uns beim Andenken des Gekreuzigten, unsere Nächsten nicht zu betrügen, noch zu belügen, nicht zu stehlen, noch Verleumdung zu üben, noch die Ehe zu brechen. Vergl. Plin. Ep. X, 97, wo es in einem Berichte über das Treiben der Christen heißt: »Sie behaupten aber, ihre Schuld oder ihr Irthum habe hauptsächlich darin bestanden, daß sie an einem gewissen Tage vor Tagesanbruch zusammengekommen seien und Christus als einem Gotte zu Ehren, untereinander ein Lied gesungen, und sich durch einen Eid, nicht zu

einem Verbrechen, sondern dazu verbunden haben, keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch zu begehen, ihr Wort nicht zu brechen, kein hinterlegtes Gut auf Verlangen abzuleugnen; hierauf seien sie gewöhnlich auseinander gegangen, und nur zu einem Allen ohne Unterschied gemeinsamen, jedoch unschuldigen Mahle wieder zusammengekommen. «

**E. 86.** Die Claudische Wasserleitung (Aqua Claudia), 50 n. Chr. vom Kaiser Claudius erbaut, 12 $\frac{1}{2}$  Meilen lang, kam von Sublaqueum (jetzt Subiaco).

**E. 87.** Aqua Marcia, 146 v. Chr. vom Prator Q. Marcius Rex erbaut, 12 Meilen lang, kam aus dem Sabinergebirge. Ihr Wasser galt für das beste im alten Rom. Von ihr sowohl wie von der Aqua Claudia sind noch bedeutende Trümmer vorhanden.

Die Labicanische Landstraße (Via Labicana) führte über Toleria, Ferentinum, Fregellae und Fregellae nach Teanum (nördlich von Capua), wo sie in die Via Appia einmündete.

**E. 90.** Die Landstraße von Praeneste (Via Praenestina) war eine Straße für den Localverkehr. Kurz hinter Praeneste (dem heutigen Palestrina) mündete sie (bei Toleria) in die Via Labicana.

**E. 95.** Aystus (ἄστυς = Halle) nannte man den hinter dem Peristyl gelegenen Lurus-Garten. Vergl. Cic. Acad. II, 13.

**E. 97.** Belada (Belēda oder Bēlēda), eine germanische Seherin aus dem Volke der Brukterer, betheiligte sich an dem Kriege unter Civiis gegen Rom (69 n. Chr.) und entflamte ihre Landsteute später zu einem neuen Aufstand, gerieth jedoch in Gefangenschaft und wurde nach Rom geschleppt. Vergl. Tac. Hist. IV, 61, 65; V, 23, 24, u. Tac. Germ. 8.

Im Haine der Nerthus. Die Nerthus, eine altgermanische Gottheit — Personification der mütterlichen Erde — ward

insbesondere im Norden Deutschlands weithin verehrt. Ihr Haupt-  
hain befand sich auf Mügen.

**Σ. 101.** Meldete eben ein Slave die zweite Stunde  
nach Sonnenaufgang. In den vornehmen Häusern wur-  
den die Tagesstunden durch eigens hierzu bestellte Sklaven angefangl.

**Σ. 104.** Haar der Berenice, ein Sternbild, so genannt nach  
dem glänzenden Haupthaar der Berenice, Tochter des Magas  
von Kyrene. Vergl. Cat. 66.

**Σ. 105.** Den senatorischen Purpur gegen den Ring  
eines trajectinischen Ritters. In den Auszeichnungen der  
römischen Senatoren gehörte von Alters her das Vorrecht des  
breiten Purpurstreifens am Rande der Toga. In den Auszeich-  
nungen des zweiten (des Ritter-) Standes gehörte die Berechtigung,  
einen goldenen Ring am Finger zu tragen. Doch griff bereits früh-  
zeitig der Mißbrauch um sich, daß auch Angehörige des dritten  
Standes, ja selbst Freigelassene, dies Ehrenzeichen sich anmaßten.  
Die schwersten Strafen, wie Vermögenseinziehung zc. vermochten  
den Unfug nicht zu beseitigen. Zur Zeit unserer Geschichte war der  
goldene Ring thatächlich bereits ebenso vogelfrei, wie etwa heutzu-  
tage in Oesterreich das »von« in der Anrede von Bürgerlichen.  
Vergl. Mart. Ep. XI, 37, wo sich der Freigelassene Zoilus einen  
riesigen Goldring anmaßt. Um so geringfügiger mußte der — wenn  
auch legitime — Ring des Cajus Aurelius im Vergleich mit dem  
senatorischen Purpur erscheinen. Beiläufig gesagt, kamen auch  
bezüglich des Purpurs schon zur Zeit des Tiberius Mißbräuche vor.  
Vergl. Dio Cass. LVII, 13.

**Σ. 107.** Die Bona Dea, eine etwas mystische Gottheit, ver-  
wandt mit der Ops, der Fauna und der hellenischen Demeter. Ihr  
Tempel stand am nordöstlichen Abhang des Mons Aventinus.

Der sogenannte delphinische Weg (Clivus Del-  
phini) führte vom Circus Maximus nach der Porta Manduculana

**S. 109.** Zum Platzmachen zu bewegen. Wenn Leute von Distinction ausgingen, so wurde dies Bahnbrechen durch die Menge des Publicums vielfach mit Ostentation betrieben. Stets aber hatten einige Sklaven die Aufgabe, ihrem Gebieter voran zu schreiten und ihm so die Wege zu ebnen.

Mittervermögen — 400,000 Sesterzen.

**S. 112.** Den geräumigen vierrädrigen Wagen. Es ist hier entweder an die rheda (die Reifekutsche) oder an die carruca (eine bequeme, opulente Pracht-Equipage) zu denken.

Cisium. Solche zweirädrige Cabriolets wurden vornehmlich da benützt, wo es auf möglichst schnelle Beförderung ankam. (Vergl. Cic. Rose.: cisiis pervolavit.)

Proviantkästen. Die vornehmen Römer führten selbst auf kürzeren Reisen ein umfangreiches Gepäck, insbesondere auch Tafelgeschirr und Mundvorrath mit sich, denn die vielfach erwähnten Gasthäuser waren ausschließlich für die unteren Volksclassen berechnet.

**S. 113.** Tiviana, Städtchen ungefähr in der Mitte zwischen Ostia und Rom.

Thessalische Sonnenhüte trug man vornehmlich auf Reisen. Thessalia hieß der östliche Theil von Nord-Griechenland.

**S. 116.** Utica, Stadt an der Küste der Provinz Africa, nördlich vom heutigen Tunis

Nicopolis, Stadt in Epirus, am Eingang des ambra-  
kischen Meerbusens, Actium gegenüber.

**S. 118.** Pandataria, Insel im tyrrhenischen Meere, dem cajetani-  
schen Golf gegenüber.

Sinuessia, Stadt am cajetani-  
schen Meerbusen.

**S. 119.** Wenn sie von einer Rede hört, die mehr als  
zwei oder höchstens drei Wajfernbren gedauert hat . . .



Die Wasserruhr (clepsydra) diente als Zeitmaß, namentlich bei den Gerichtsverhandlungen. Eine Wasserruhr lief ungefähr 20 Minuten lang.

**Z. 127.** Peponila, die Gattin des Julius Sabinus, der in Gallien einen fehlgeschlagenen Aufstand erregt hatte, lebte neun Jahre lang mit ihrem Gemahl in einer unterirdischen Höhle, immer hoffend, der Kaiser werde den Verfolgten begnadigen. Vespasian aber blieb unverföhlich, und als Julius Sabinus entdeckt wurde, bestrafte der Imperator nicht nur ihn, sondern auch das treue Weib mit dem Tode. Vergl. Dio Cass. LXIV, 16. — Bei Tacitus (Hist. IV, 67) heißt sie Cpponina, bei Plutarch (Dial. de amicit. 25) Cmpona.

Thule (*Θούλη*), eine Insel im Nordmeer, galt für den nördlichsten Punkt der damals bekannten Erde. (Vergl. Tac. Agr. X; Virg. Georg. I, 30.) Vermuthlich das heutige Island oder ein Theil Norwegens.

**Z. 130.** Nashörner, die selbst für Rom eine große Seltenheit waren. Ein aus der Zeit Gordian's III. (238—244 n. Chr.) herrührender Katalog von Bestien erwähnt 32 Elephanten, 10 Tiger, 60 gezähmte Löwen, 300 gezähmte Leoparden, — aber nur 1 Rhinoceros.

**Z. 133.** Lebendige Hasen. Vergl. Mart. Ep. I, 6 (— »und im furchtbaren Machen spielt ungeschädet der Hase« —), 14 (— »der vom Zahn so oft scherzhafter Weise ergriffene Hase« —), 22, 104.

**Z. 134.** Der große Pan möge sie segnen. Pan, Sohn des Hermes und einer Tochter des Dryops, oder des Zeus und der arkadischen Nymphe Kallisto zc. zc. ist eine Gottheit des Waldes und der Weide. Cnejus Afranius gebraucht hier das Beiwort »der große« lediglich in dem Sinne von »der mächtige«, »der einflußreiche«, — entsprechend dem auch im Uebrigen hyperbolischen Ton seiner Rede. Der hiervon gänzlich verschiedene Ausdruck »der große Pan« im Sinne einer symbolischen Bezeichnung des Weltalls hat

seinen Ursprung in einem sprachlichen Mißverständniß, demzufolge das Wort Pan von dem griechischen πᾶς »all«, »ganz«, herkäme, während es thatsächlich von πᾶω (ich weide) abzuleiten ist.

**Σ. 136.** Meine süße Erotion. Ein in zarter Jugend verstorbenes Kind dieses Namens kommt bei Mart. Ep. V, 34, 37 und X, 61 vor:

Zeitig ein Schatten, schlummert Erotion hier, die das Datum,  
Als sechs Winter sie alt, grausam von hinten gerafft.

**Σ. 139.** Mann von Sinope, der bekannte eussische Philosoph Diogenes, geb. zu Sinope am schwarzen Meer 404 v. Chr.

**Σ. 144.** Dryade, das personificirte Lebensprincip des Baumes, eine Baum-Nymphe.

Faun (von faveo = günstig sein), ein Gott des Feldes und Waldes, dem griechischen Weidegott Pan verwandt.

Pannonischer Luchs. Pannonien, das heutige Ungarn. Auch aus Gallien wurden Luchse nach Rom importirt.

**Σ. 145.** Wo Du Cajus bist, da will ich Cajo sein. Alte Formel, mit welcher die Braut dem Bräutigam Irene und Gehorjam gelobte.

Zeuxis aus Herakleia in Großgriechenland, berühmter Maler, etwa bis 397 v. Chr. — Bekannt ist sein Wettstreit mit dem Parrhasios. Zeuxis malte bei diesem Anlaß Weintrauben, die so täuschend waren, daß sie die Vögel herbeilockten.

Peripatetiker (= Herumnwandler). So hieß die Philosophen-Schule des Aristoteles, von der Gewohnheit ihres Stifters, bei seinen Vorträgen nicht zu sitzen, sondern umherzugehen.

Stengelkohl. Vom Kohl aß man im Frühling die jungen Keime (cimae, prototomi), im Sommer und Herbst die größeren Stengel (caules, cauliculi). Vergl. Mart. Ep. V, 78.

**Σ. 146.** Cybinum mit zerschnittenen Eiern und Lauch. Cybinum (κύβινον), eine Art Mayonnaise aus eingesalzenem Thunfisch,

der in Würfel zerschnitten wurde. Vgl. Mart. Ep. V, 78, wo auch die zerschnittenen Eier nicht fehlen. Von Lauch (porrum) gab es zweierlei Arten: porrum sectile (Schnittlauch) und porrum capitatum (Porree).

**Z. 147.** »Genug!« stand am Sockel einer großen Porträtbüste. Vergl. Suet. Dom. 13, wo sich das »genug« allerdings auf die übertriebene Menge von Triumphbögen und Bildsäulen bezieht, die der Kaiser sich allenthalben errichten ließ. Zuschriften nach Art der in unserem Capitel citirten waren übrigens zu allen Zeiten nichts Seltenes.

**Z. 148.** An der germanischen Grenze habe ein Centurio die Fahne der Empörung erhoben. Vergl. Dio Cass. LXVII, 11: »Um diese Zeit empörte sich Antonius, Statthalter in Deutschland, wider Domitianus, wurde jedoch von Lucius Maximus besiegt und getödtet.«

Einen Sterndenter, Ascletario mit Namen. Vergl. Suet. Dom. 15.

**Z. 149.** Bei Tafel unterhielt er sich lebhaft mit dem Comödianten Latinus. Vergl. Mart. Ep. I, 4; II, 71; III, 86; V, 61; IX, 28. Schon die Art und Weise, wie Martial an dieser letztgenannten Stelle dem Latinus schmeichelt, beweist, wie sehr der Schauspieler beim Imperator in Gunst stand. Ueber die Sache vergl. Suet. Dom. 15.

**Z. 150.** Als ein Unbekannter mit drei riesigen Hunden des Wegs daher kam. Der Glaube an das plötzliche Erscheinen und Wiederverwinden geheimnißvoller, dämonenartiger Wesen war namentlich in der späteren Kaiserzeit vielfach verbreitet. Ein frappantes Beispiel findet sich Dio Cass. LXXIX, 18.

Eine unerträgliche Angst raubte ihm fast den Athem. Vergl. Suet. Dom. 16: »Um Mitternacht erfaßte ihn eine solche Angst, daß er aus dem Bette sprang.«

**§. 152.** Desſelbigen Tages aber ſtarb Julia. Ueber den Tod der Julia vergl. Suet. Dom. 22. Was dort erzählt wird, eignet ſich ſo wenig für die künstlerische Darſtellung, daß wir dieſen Akt der Brutalität durch einen minder ekelhaften erſetzt haben. Unſere Erfindung kann ſich auf hiſtoriſche Analogien berufen. So hat Nero, dem wir überhaupt verſchiedene Züge unſeres Domitianus entlehnen, die hochſchwangere Gattin Poppäa bei einem Wortwechſel durch einen Tritt auf den Leib getödtet. Vergl. Suet. Ner. 35; Tac. Ann. XVI, 6.

**§. 153.** Es war der vierundzwanzigſte October: Domitian's Geburtstag. Die Geburtstage der Kaiſer waren große und allgemeine Feſtſtage. Zur Zeit unſerer Geſchichte hieß der Monat October »Domitianus«. (Vergl. Mart. Ep. IX, 1.) Der eitle Herrſcher hatte gehofft, ſich nach dem Vorgange des Julius Cäſar und des Kaiſers Auguſtus durch dieſe Umtauſchung für alle Zeiten unſterblich zu machen. Während jedoch der Name »Julius« für den Monat Quintilis und der Name »Auguſtus« für den Monat Sextilis heute noch fortbeſtehen, hat ſich weder die von Domitian eingeführte Bezeichnung »Germanicus« für September, noch »Domitianus« für October auch nur einen Tag über die Regierungszeit des Tyrannen hinaus erhalten. »Germanicus« nannte ſich nämlich der Kaiſer mit Rückſicht auf ſeinen Feldzug gegen die Chatten. (Vergl. Mart. II, 2, wo der Schmeichler den Fürſten mit Scipio Africanus vergleicht und behauptet, der Beiname »Germanicus« ſei ungleich ehrenvoller als der Beiname »Africanus«.)

Die Admiſſionalen, die den Empfang überwachten, unterſuchten Jedermann, der die Schwelle des kaiſerlichen Audienzgemaches überſchritt, auf's Genauſte, ob er nicht Waffen trüge. Veſpaſian hatte dieſen Gebrauch, der inſbeſondere unter Claudius im Flor ſtand, ſchon während des Bürgerkriegs abgeſchafft. Vergl. Suet. Vesp. 12.

Zögernde Schen brütete wie ein Quaal über dem feſtlich geſchmückten Raum zc. Vergl. Plin. Paneg. 48: |

»Um die Pforten schwebten Drohungen und Entsetzen, und die Zugelassenen mußten sich ebenso fürchten wie die Nicht-Zugelassenen.«

Die schwarze Sorge, von der Horatius Flaccus gesungen. Vergl. Hor. Od. III. 1, 40.

**Σ. 155.** Schon der Thau der Morgenfrühe, entrüstet über den unglaublichen Frevel, hat versucht, ihn zu tilgen. Eine schmeichlerische Floskel ganz im Geiste des Zeitalters. (Vergl. zahlreiche Stellen in Martial's Epigrammen.)

**Σ. 156.** In unvergleichlicher Milde hat unser Herz immer wieder gezögert. Vergl. Saet. Dom. 11: »Er fällt niemals ein hartes Urtheil, ohne ein Vorwort über seine Milde voranzuschicken.«

**Σ. 159.** Eine Schaar blühender Knaben, die heute zum ersten Mal mit der männlichen Toga bekleidet wurde. Die Anlegung der toga virilis, wodurch der Knabe zum Mann avancirte, war ein wichtiges Familienfest.

Festpoëm des Marcus Valerius Martialis. Das hier folgende Gedicht ist eine fast wörtliche Uebersetzung aus Mart. Ep. IV, 1.

Auf dem idischen Berg. In einer Höhle des Berges Ida auf Kreta wurde Zeus, der hellenischen Sage nach, von der Rhea geboren.

Phylischen Nestor. Nestor, König von Phlos, galt schon im Alterthum als Typus des hochbejahrten, kräftigen Greises.

Mög' er das Fest der Minerva noch oft in Alba begehen. Es ist das (fünftägige, hauptsächlich den Handwerkern, Künstlern zc., sowie der Schuljugend zu Gute kommende) Fest der Quinquatrien gemeint, das Domitian alljährlich im Monat März auf seinem albanischen Landgute feiern ließ.

**Σ. 160.** Schrieb er auf eine hölzerne Tafel die Namen derer, die er dem Tode weihte. Die Geschichte von dieser

holzernen Tafel ist, ihren wesentlichen Grundzügen nach, dem Berichte des Dio Cassius entlehnt (LXVII, 15.)

**Σ. 162.** Garum, eine Delicatesse, in ihrem Caviar entsprechend; aus den Eingeweiden der Seefische bereitet. Vergl. Hor. Sat. II, 8, 46.

Schneefalte Milch. In den wohlhabenden Familien wurden die Getränke zc. während der wärmeren Jahreszeit durch Schnee oder Eis abgekühlt. Vergl. Mart. Ep. XII, 17 (— »Cäcuber mit Schneewasser gekühlt« —), XIV, 103, 104 etc.

**Σ. 168.** Versammelte Väter. Dies entspricht ungefähr dem lateinischen *patres conscripti*, wie die Senatoren genannt wurden.

**Σ. 176.** Und gar manche römische Jungfrau, die den schwergetroffenen Gladiator mit gesenktem Daumen zur Abschachtung überliefert. Diese Worte finden sich mit geringer Aenderung in einer Satire des Juvenal. Das Senken der Daumen seitens des Publicums war das Zeichen, daß man dem besiegten Gladiator die Gnade verweigerte.

**Σ. 177.** Puzstühle (*cathedrae*), erhöhte Sessel mit Armlehnen und einem Tritt für die Füße. In diesen *cathedrae* machten die römischen Modedamen Toilette.

**Σ. 183.** Victor, ein Diener der höheren Magistrate, der die *fascēs*, die Ruthenbündel, mit dem darin befindlichen Weil vorantrug.

Erklärte die Verhandlungen für eröffnet zc. Die hier folgende Schilderung einer Senatssitzung entspricht in ihren Hauptzügen genau dem, was die alten Schriftsteller uns überliefert haben.

*Relatio* hieß, wie ersichtlich, der orientirende Vortrag über den Gegenstand und den Zweck der Sitzung.

**Σ. 184.** Was urtheilst Du? Lateinisch: *Quid censes?*

**Z. 186.** Leda. Danaë Sisyphus. Allbekannte Gestalten aus der hellenischen Myth. Leda war die Tochter des Thestios und die Gemahlin des Lyndareos. Zeus näherte sich ihr in Gestalt eines Schwanes. — Danaë, von Zeus in Gestalt eines goldenen Regens erobert, gebar den Perseus. — Sisyphus, Sohn des Aeolus und der Enarete, König von Ephyra (Korinth) mußte zur Strafe seiner Missethaten in der Unterwelt den vielgenannten Felsblock bergan wätzen.

Unser altes, schönes, echtlateinisches Wort *Religion*. Die Etymologie des Wortes *religio* entspricht in der That der hier von Cinna gegebenen Deutung.

**Z. 187.** Die Abstimmung durch Weitschweifigkeiten hinauschieben. Man nannte dies: *dicendo diem eximere*; denn nach Sonnenuntergang konnte kein gültiger Beschluß mehr gefaßt werden.

**Z. 189.** Seid auf der Hut, damit das Vaterland keinen Schaden erleide. Variation der bekannten Formel: *videant consules ne quid res publica detrimenti capiat*.

**Z. 190.** Abstimmung vermitteltst Handaufheben. Vergl. Tac. Hist. IV, 4 u. Sen. Ep. VIII, 6.

**Z. 191.** Frischgewalkte Staatstoga. Die *Walker* (*fullones*) spielten im alten Rom eine große Rolle. Wenn die Toga schmutzig und unansehnlich geworden, so ward sie dem *fullo* zum Waschen, Glätten und Aufarbeiten gegeben. Bei den Festspielen erschien selbst der geringere Mann, soweit dies seine Verhältnisse erlaubten, in *Gala*

**Z. 193.** Du erscheinst ihr, magisch beleuchtet und von Blitzen umzuckt, in der Gestalt des adlerköpfigen Gottes *Jupiter*. Von einer solchen Götterkomödie des Domitian wird uns zwar bei den alten Schriftstellern Nichts berichtet;

nach Allem jedoch, was wir vom Charakter des Mannes wissen, leidet es keinen Zweifel, daß unsere Erfindung ihm durchaus nicht zu nahe tritt. Die Sache anlangend, so ist Aehnliches thatsächlich vorgekommen, und zwar im Jahre 19 n. Chr. Flavius Josephus erzählt, ein römischer Ritter, Decius Mundus, habe eine vornehme Dame, Paullina mit Namen, lange Zeit hindurch mit Liebesanträgen verfolgt, ohne Gehör zu finden. Da sie nun eifrig dem Cultus der Göttin Isis ergeben war, so bewog Decius Mundus die Priester durch die Summe von 5000 Denaren, ihr vorzuspiegeln, der Gott Anubis (Sohn des Osiris und der Isis) heische von ihr ein nächtliches Stelldichein. Paullina glaubte dies, und Decius Mundus erschien in der schakalköpfigen Maske des Gottes. Der Betrug gelang. Als jedoch der Kaiser Tiberius davon Kunde bekam, schickte er den Ritter in die Verbannung, ließ die Priester kreuzigen, den Tempel dem Erdboden gleichmachen und das Bild der Göttin in's Wasser werfen. — Beiläufig sei noch bemerkt, daß Domitian, ehe er Kaiser war, aus dem belagerten Capitol, wohin er sich in dem Kriege mit Vitellius geflüchtet hatte, in der Tracht eines Isispriesters entwich und sich dann bis zur Niederwerfung der Gegner versteckt hielt.

**S. 194.** Du weißt, morgen wird Julia, die Tochter meines verstorbenen Bruders, bestattet. Gewöhnlich lag zwischen dem Zeitpunkt des Todes und dem der Bestattung ein längerer Zeitraum als hier, — ungefähr eine Woche.

Tempel der Flavier. Vergl. Suet. Dom. 15 u. 17. Dort ruhte die Asche des Vespasian und des Titus.

**S. 196.** Ich seh' ihn, wie er barfuß, in zerrissenem Mantel, nach dem Gute des Phaon reitet. Ueber das schreckliche Ende des Nero vergl. Suet. Ner. 48 ff. Dio Cass. LXIII, 27 ff. Phaon war ein Freigelassener des Imperators, einer der Wenigen, die ihm bis zuletzt die Treue bewahrten. Vergl. ferner, was Dio Cassius (LXXVII, 15) von den Visionen des Caracalla berichtet.



- Σ. 198.** In diesem Augenblicke kam wuchtigen Schrittes der Adjutant Clodianus vorüber. Bei Dio Cassius (LXVII, 15) ist es Domitia, die Kaiserin, die den Knaben beim Spielen mit dem hölzernen Täfelchen überrascht.
- Σ. 201.** Dienst im Cubiculum. Es ist der Dienst am Altare der Laren gemeint. Vergl. Suet. Dom. 17.
- Σ. 202.** Von der heiligen Veste Jerusalem. Die Zerstörung Jerusalems durch Titus, den Sohn des damaligen Kaisers Vespasianus, erfolgte am 10. August 70 n. Chr.
- Σ. 203.** Dann fing er Fliegen, wie er dies schon als Knabe gewohnt war. Vergl. Suet. Dom. 3: »Zu Anfange seiner Regierung blieb er einige Stunden täglich für sich allein und trieb dann nichts Anderes, als daß er Mücken fing, und sie mit einem spitzigen Griffel durchstach.«
- Σ. 205.** Cassiopeja, ein Sternbild in der Nähe des Kepheus, so genannt nach Cassiopeja, der unter die Sterne versehten Mutter Andromeda's. Vergl. Prop. I, 17, 3; Ov. Met. IV, 7, 38.
- Σ. 206.** Semele, die Tochter des thebanischen Königs Kadmos erbat sich von Zeus, der sie liebte, auf Anstiften der eifersüchtigen Hera, er möge ihr in der ganzen Pracht seiner göttlichen Majestät erscheinen. Da Zeus beim Stiz geschworen hatte, er werde ihr willfahren, so war er gebunden. Er nahte der Unglücklichen mit Blitz und Donner, — und die himmlischen Flammen verzehrten sie. Sterbend gebar sie den Dionysos (Bacchus).
- Σ. 211.** Das Gemach erbebt in seinen Grundfesten. Der h. Hippolyt in seiner »Widerlegung der Kezereien« theilt eine Anzahl von Recepten mit zur Erzielung derartiger bei den damaligen Beschwörern und Thaumaturgen allgemein üblicher Zaubereffecte; darunter auch ein in der Handschrift nicht vollständig erhaltenes zur Herstellung eines Erdbebens.

Pulvinar (von pulvinus, der Pfühl, das Polster) hieß ursprünglich ein mit kostbaren Teppichen belegter Polstersitz, für die Götter bei dem sogenannten lectisternium (Götterschmaus) aufgestellt. Auf dieses Pulvinar setzte man die Bildnisse der Götter und trug ihnen Speisen vor. (Vergl. Liv. V. 13, 16.) Dann aber verstand man unter Pulvinar auch die Lagerstätte der Göttinnen und der Kaiserinnen — (vergl. Cat. 64; Ov. Pont. II. 2, 71; Juv. VI, 31) — und schließlich das Polster der kaiserlichen Loge im Circus und im Amphitheater. Vergl. Suet. A. 45.

**S. 216.** Nun, dieses Blut ist vergossen worden. Vergl. Suet. Dom. 16, wo erzählt wird, daß der von Ahnungen gequälte Imperator sich einst zufällig blutig gekrakt und dann ausgerufen habe: »Wäre es doch hiermit genug!«

**S. 219.** Apodyterium (*ἀποδυτήριον*), der Auskleideraum in den Bädern. Vergl. Plin. Ep. V, 6, wo von einem Auskleidezimmer im Bad einer Villa die Rede ist.

Eläothesium (*ἐλαιοθήσιον*), der Salbbrunn, das Delzimmer. Vergl. Vitruv. V. 11, 2.

Gymnasium (*γυμνάσιον*, von *γυμνός*, nackt), der Turnsaal.

**S. 220.** Testament eines kinderlosen Senators. Vergl. die Anmerkung zu Bd. II, S. 53. Daß solche Testamentsgeschichten einen Hauptgegenstand des Stadtgesprächs (der *fabulae urbis*) ausmachten, geht u. A. hervor aus Juv. Sat. I, 144, wo das Fehlen eines Testaments Aufsehen erregt, und aus Plin. Ep. VIII, 18, wo vom Testamente des Domitius Tullus die Rede ist. Dort heißt es: »Daher gehen in der ganzen Stadt die widersprechendsten Reden um. Manche heißen ihn undankbar, treulos und falsch. . . Die Andern dagegen loben ihn gerade deshalb, weil er die unwürdigen Hoffnungen dieser Leute getäuscht hat.« Und am Schluß des langen Briefes: »Nun weißt Du

jämmtliche Stadtneuigkeiten, denn man spricht von gar Nichts, als von Tullus.<sup>α</sup>

Der Poet . . . hatte ein lustig Stücklein aus dem Leben eines Rechtsanwaltes zum Besten gegeben. Angeregt zu der hier folgenden Episode hat uns Mart. Ep. IV, 46, wo ein Rechtsanwalt, mit Namen Sabellus, ganz in der hier geschilderten Weise verhöhnt wird. Doch handelt es sich dort nicht um die Belohnung für einen gewonnenen Rechtsstreit, sondern um die üblichen Geschenke zum Saturnalienfest. Die weiter unten als improvisirt gedachten Verse finden sich bei Martial wörtlich (Vers 5—10).

**S. 221.** Lucanische Würst. Die alten Römer waren leidenschaftliche Würstesser. Man unterschied Blutwürste (botuli), Leber- und Bratwürste (tomacula), die in kleinen Blechöfen warm auf der Straße zu haben waren, geräucherte Würste (hillae) und Lucanische (Lucanicae, so betitelt nach der wurstberühmten Landschaft Lucanien in Unteritalien), die man gewöhnlich zu Speltzbrei verzehrte. Vergl. Mart. Ep. XIII, 35, wo die Lucanische Wurst von sich aus sagt:

Rings um den schneeigen Brei bild' ich den artigsten Kranz.

Falisker Magen, Magenwurst oder Saumagenstutz aus der etruskischen Stadt Falerni. (Die Einwohner dieser Stadt hießen Falisker.)

**S. 224.** Praxiteles, vielgepriesener athenischer Bildhauer, Schöpfer der berühmten knidischen Venus, Meister im Anmuthigen und Reizenden. Clodianus will hier nur sagen: ein großer Plastiker; sonst hätte für den concreten Gegenstand — zwei Ringkämpfer — etwa Lysippus näher gelegen.

Frigidarium, das kalte Bad im Gegensatz zum Caldarium, dem heißen Bad. Räume, ähnlich wie die hier geschilderten finden sich, wenn auch in kleinerem Maßstabe, unter den ausgegrabenen Resten Pompeji's.

**S. 227.** Tractatoren (tractatores) hießen die Sklaven, die nach dem Bade den Körper reiben und drücken und die einzelnen Glieder

ziehen und renken mußten. (Vergl. Sen. Ep. 66.) Nach Mart. Ep. III. 82 versahen auch Sclaviinnen diesen Dienst (*tractatrices*), indeß wohl nur in Privathäusern.

**S. 242.** Herodianus aber schob nicht nur den Kiegel ein, sondern legte auch die große eiserne Stange . . . rechts und links auf die Haken. Das Verschließen der Thüre fand in der Regel entweder durch Kiegel (*pessuli*) oder vermittelt einer Querstange (*sera*) statt. Hier ist die Querstange neben dem Normalverschlusse durch Kiegel als ein besonderer Sicherheitsverschluß zu denken. Die Querstange war gewöhnlich aus Holz.

**S. 243.** Stadtpräfect (*praefectus urbi*). Seine Stellung war zur Kaiserzeit ungefähr die eines Polizei-Präsidenten. Er verfügte über die *cohortes urbanae*, die Stadtsojdaten. Seine Autorität erstreckte sich bis zum hundertsten Meilenstein.

**S. 246.** Ardeatinische Straße (*Via Ardeatina*), die Landstraße nach dem uralten Städtchen Ardea, 18 Millien südwärts von Rom, auf einem Hügel gelegen. Vergl. Liv. I, 57; V, 11.

**S. 247.** Orakel des Faun. Bis dahin war es von Rom aus etwa zwei Drittel des Weges nach Ardea.

Lavinium. Laurentum. Von beiden Städten sind heute nur noch Ruinen vorhanden.

**S. 250.** Setinischer Wein. Setia, Stadt in Latium, südöstlich von Sueffa Pometia. Berühmter Weinort, jetzt Suezza. Vergl. Liv. VI, 30; VII, 42 etc. Plin. Hist. Nat. XIV, 6. 60. Mart. Ep. IV, 64, 69; VI, 86; IX, 2; X, 13, 36; XIII, 23 (— »altem setinischen Wein sind chiische Feigen vergleichbar« —).

**S. 254.** Acta Diurna. Durch Julius Cäsar wurde zuerst eine officiële Zusammenstellung und Veröffentlichung wichtiger Nach-

richten eingeführt. Diese Publicationen hießen *acta diurna urbis* oder *acta diurna populi*. Nachdem die Redaction dieses Amtsblattes ihre Nummer zusammengestellt hatte, ward dieselbe durch ein Heer von Schreibern vervielfältigt und bis in die fernsten Provinzen versandt. Außer den Amtsnachrichten brachten die *Acta Diurna* auch vermischte Mittheilungen über besonders wichtige Ereignisse des öffentlichen Lebens, Familien-Nachrichten, Kunstnotizen *z.* Vergl. Hübner in Fleckeisen's Jahrbuch, Suppl. III, S. 364—594, sowie die treffliche populär gehaltene Auseinanderlegung von Göll, »das Nachrichtenblatt der Stadt Rom« in dessen »Culturbildern«.

**S. 263.** Da lagen, in elfenbeinernen Kästen auf einander geschichtet, ihre Lieblings-Schriftsteller. Kostbare Bücher pflegte man in verschlossenen Kästen aufzubewahren.

Der Kopf des Jupiter, nach dem weltberühmten Meisterwerke des Phidias. Die berühmteste und vielleicht großartigste Schöpfung der griechischen Plastik war der panhellenische Zeus in Olympia, ein Werk des Phidias. Was uns die alten Schriftsteller über diese Colossalstatue berichten, klingt ohne Ausnahme enthusiastisch. So lautet ein Epigramm:

Dir sein Bild zu enthüllen kam Zeus hernieder zur Erde,  
Oder Du schautest den Gott, Phidias, selbst im Olymp.

Dio Chryostomus schreibt: »Niemand, der den Zeus des Phidias gesehen hat, ist im Stande, sich ein anderes Bild von dem Gott zu entwerfen. . . Ein Mensch, der schwer in seiner Seele belästigt wäre, von vielen Sorgen und Schmerzen heimgesucht, wie sie das Leben uns darbietet, dergestalt, daß er selbst vom süßen Schlummer nicht mehr erquickt würde, der müßte, glaub' ich, diesem Bilde gegenüber tretend, Alles vergessen, was es im Dasein Düsteres und Furchtbares gibt. So hast Du, Phidias, dein Werk erfonnen und ausgeführt! Solches Licht und solche Anmuth wohnt deiner Kunst inne.« Phidias hatte sein Götterbild im Sinne jener homerischen Verse geschaffen, in denen Zeus der flehenden Thetis Gewährung zuwinkt:

Sprach's, und es winkte Gewährung mit schwärzlichen Brauen Kronion,  
 Und die ambrosiſchen Loden des Königes walleten vorwärts  
 Vom unsterblichen Haupt. Es erkehten die Göt't'n des Cirrpos.

Der Zeus des Phidias war thronend dargestellt. Die Linke hielt das Scepter, die Rechte trug eine Siegesgöttin. Unter sämtlichen Bildern des Zeus, die uns erhalten sind, scheint die Büste von Otricoli dem Ideale des Phidias am nächsten zu kommen. Eine Nachbildung von absoluter Genauigkeit existirt nicht; doch geben uns die Schilderungen der alten Schriftsteller, sowie zwei Münzen von Elis, die Overbeck und Friedländer genau bearbeitet und beschrieben haben, eine Reihe nicht unwichtiger Anhaltspunkte. — Die Büste im *Boudoir* unserer Claudia mag gedacht werden als eine Doublette des Jupiter von Otricoli — nur etwa in engerem Anschluß an die Einzelzüge des Originals.

**S. 268.** Sardinische Bergwerke. Sardinien spielte im römischen Kaiserreich eine ähnliche Rolle, wie Sibirien im Reich des Czaren. Verbrecher und auch oft genug Unschuldige vertrauerten ihr elendes Dasein in den dortigen Bergwerken. Das Klima der Insel galt überhaupt für höchst ungesund. (Vergl. Strab. V, 13; Mart. Ep. IV, 60.) In Fällen von geringerer Bedeutung wurden die Schuldigen auch ohne Zwangsarbeit nach Sardinien verbannt, wo sie frei wohnen konnten. (Vergl. Mart. Ep. VIII, 32.)

Tigellinus. Sophonius Tigellinus aus Agrigent in Sicilien gewann durch seine Talente als Sportsman und Rosszüchter die Gunst Nero's und ward schließlich Oberst der prätorianischen Leibwache. (Tac. Ann. XIV, 51.) Ausschweifend, rachsüchtig und gewissenlos, galt er mit Recht für das eigentliche böse Princip im Leben des Imperators, dessen letzte edle Regungen er zu ersticken bestrebt war. An den meisten Verbrechen Nero's trug er die Hauptschuld; so auch an dem schrecklichen Brand, der halb Rom in Asche legte. (Vergl. Tac. Hist. I, 72; Dio Cass. LXII, 13, LXIII, 12.)









UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 084202727